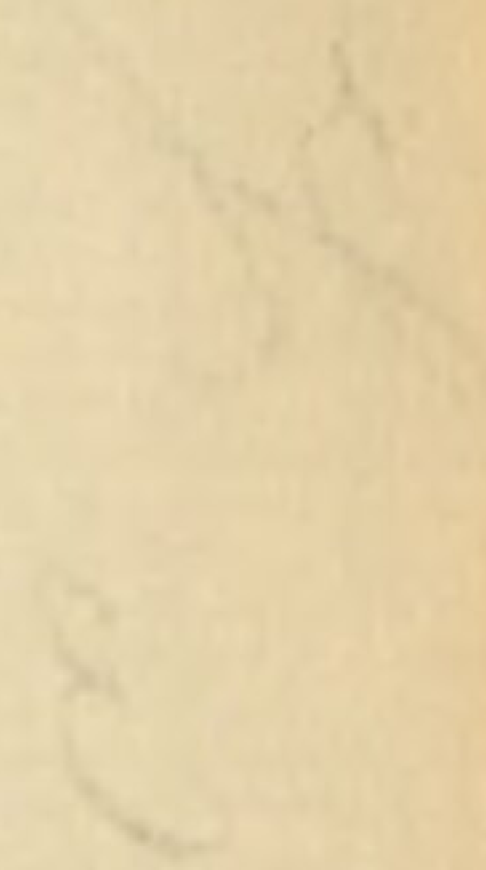


Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

Sammlung

verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Zehnter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1858.

Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

Sammlung

verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Von

Friedrich Bülau.

Zehnter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1858.

Inhalt.

I. Wolfgang von Berbisdorf.

Wenige Ereignisse scheinen einen so tiefen und weit verbreiteten Eindruck auf die Gemüther der Menschen gemacht zu haben, wie die Eroberung und Plünderung Roms durch das Heer des Connetable von Bourbon im Jahre 1527. Vielleicht daß, bis zu den Zeiten der französischen Revolution, nur die Bartholomäusnacht und das Erdbeben von Lissabon sich damit vergleichen lassen, und all diese drei Begebenheiten kamen auch darin überein, daß sie mehr durch die Furchtbarkeit ihres Eindrucks die Gemüther ergriffen, als von dauernden und weitgreifenden Nachwirkungen begleitet waren.

Bei der Erstürmung Roms war auch ein junger sächsischer Edelmann betheiligt, der unter den Fahnen Georg's von Frondsberg focht und, wol in späteren Jahren, eine ausführliche Beschreibung des Hergangs verfaßt hat. Es war dies Wolfgang von Berbisdorf, aus einem Geschlechte, das durch den Bergbau reich geworden war, in der frühern Zeit halb dem Landadel, halb den städtischen Patriciern Freibergs angehörte, später aber ganz in den Landadel überging, besonders im östlichen Erzgebirge begütert war, und sich vielfach durch kriegerischen Sinn und Tapferkeit bemerklich gemacht hat. Aus Sachsen hat es sich gänzlich verzogen, und scheint

auch sonst, wo nicht völlig erloschen, doch dem Erlöschen nahe [1]). Wolfgang war ein Sohn Georg's von Berbisdorf, dessen Vater Sebastian neun mal regierender Bürgermeister zu Freiberg gewesen war und die Rittergüter Lippersdorf, Ober-Lauterstein und Forchheim besessen hatte. Georg selbst saß auf Ober-Lauterstein [2]), wo er 1539 im 90. Jahre umkam, indem man ihn bei einem ausgebrochenen Feuer an Tüchern hatte herunterlassen wollen, die Tücher aber aufgegangen waren und er sich zu Tode gefallen hatte. Wolfgang scheint sein zweiter Sohn [3]) gewesen zu sein, und soll noch in jungen Jahren gestanden haben, als er in des Frondsbergers eigenes Fähnlein eintrat, mit dem er an der Schlacht bei Pavia theilgenommen haben soll, und mit dem er vor Rom war.

In seiner Relation über diesen letztern Vorgang verbreitet er sich zunächst über die Gründe, welche den Papst

---

1) Es ist uns jetzt nur Ein Berbisdorf bekannt, der wenigstens 1840 noch als großherzoglich badischer Stallmeister zu Freiburg gelebt hat und Domherr zu Merseburg war.

2) Den Lauterstein hatte Kaspar von Berbisdorf, Sebastian's Großvater, 1315 erkauft. Auf Nieder-Lauterstein saßen Sebastian's Bruder Kaspar und dessen Nachkommen. 1559 mußten aber beide Linien den Lauterstein an den Kurfürsten August ablassen, der bekanntlich eifrig auf den Ankauf von Rittergütern und namentlich von Waldungen bedacht war, und er wurde darauf der Sitz eines kurfürstlichen Amtes.

3) Der wahrscheinlich älteste Sohn, Andreas, kaufte, nach Veräußerung des Lautersteins, von Heinrich Krahn Rückerswalde, und stiftete mit Katharine von Bünau aus Elsterberg eine Linie, die doch mit seinen Enkeln erloschen scheint. Ein dritter Bruder, Christoph, stiftete eine böhmische Linie. Sein Enkel Ehrenfried ward aber in den Religionswirren vertrieben, ging nach Preußen, und hinterließ, wiewol viermal vermählt, nur zwei Töchter aus erster Ehe. Ueber den jüngsten Bruder, Kaspar auf Saida und Lippersdorf, und dessen Nachkommen weiterhin.

bestimmt hätten, sich mit Frankreich, Venedig und Mailand gegen den Kaiser zu verbünden [1]). Dann fährt er fort: „Der Kaiser auf der andern Seite, als er so viele Feinde zu einer Zeit auf dem Halse hatte, überlegte alles sehr wohl, und damit er seine Sachen recht führen möchte, nahm er sonderlich vier Stücke in Obacht, die zu seinem Vortheil dienen mußten. Es ist bekannt, wie der Herzog von Bourbon, vormals Connestabel von Frankreich, nachdem er daselbst in Ungnade verfallen, zum Kaiser übergegangen, welche Begebenheit damals dem König von Frankreich sehr empfindlich war. Der Kaiser nun, damit er sich dieses Generals wohl bedienen möchte, gab ihm die Armee in Italien zu commandiren, nachdem Piscarius (Pescara) eben mit Tode abgegangen war. Damit er sich ihn nun destomehr verbindlich machen möchte, gab er ihm das Gouvernement von Mailand noch dazu, nebst der Ordre, über Genua dahin zu gehen und das Commando anzutreten. So fertigte auch der Kaiser einen Spanier, Namens Hugo de Moncada, einen verschlagenen Mann, nach Italien ab, welcher bestermaßen sich bemühen sollte, wie er den Papst von dem Bündnisse mit des Kaisers Feinden abziehen möchte, oder sehen, wie er ihm anderweit beikommen könnte. Hiernächst mußte der Viceroy von Neapolis, Karl de Lanoye, welcher vormals König Franciscum I. gefangen nach Spanien gebracht hatte, mit 6000 Spaniern, die er in 30 Schiffen transportiret, suchen, dem Papst eine Diversion zu machen. Endlich brachte dieser kluge Kaiser durch seinen Bruder Erzherzog Ferdinanden von Oesterreich zuwege, daß

1) Das geheime Bündniß von Cognac, vom 22. Mai 1526, dem auch England beitrat. Berbisdorf läßt es zwischen dem Papst, Frankreich, Venedig, Toscana und den Schweizern geschlossen werden.

der General George von Fronsberg, von welchem die Deutschen besonders viel hielten, eine starke Armee in Deutschland zusammenzog und damit nach Italien ging, um sich mit dem Herzog zu conjungiren."

Berbisdorf erzählt nun weiter, wie der Herzog von Bourbon bei Genua ungehindert gelandet sei, Mailand entsetzt und dessen noch von Sforza besetztes Castell genommen habe; wie ferner Moncada, nachdem er den Papst nicht gewinnen können, die Colonnas, die er Columnios nennt, auf des Kaisers Seite gezogen habe. Hier sagt er: „Weil der Papst[1]) hiervon nichts wußte und ihnen zuviel traute, kamen sie, ehe man sichs versahe, vor Rom und zogen bei dem Lateraner-Thor mit 6000 Mann[2]) zur Stadt hinein. Denn es war keine Besatzung drinnen, angesehen der Papst, die Kosten zu ersparen, sein Volk abgedanket hatte, bis auf wenige, und wurden diese kaum richtig bezahlet; zudem hatte er auch keine Liebe bei dem Volke wegen seines kargen und filzigen Gemüthes. Die Leute in Rom hielten es mehr mit denen Columniis, denn sie thaten niemanden nichts, sondern wollten nur dem Papst ein wenig zu Leibe gehen (sic); sie schonten der Stadt, lebten mit denen Bürgern ganz friedlich und in guter Vertraulichkeit; jedoch nahmen sie das Vaticanum ein und plünderten, was darinnen sich befand. Der Papst Clemens retirirte sich in die Engelsburg; weil aber sein Vorrath bald consumiret ward, sah er sich gezwungen, wollte er anders diese Gäste loswerden, mit Moncada zu tractiren. Dieser

---

1) Es war dies bekanntlich Julian Medici, als Papst Clemens VII., geb. 26. Mai 1478, erwählt 19. Nov. 1523, † 25. Sept. 1534.

2) Nach Andern mit 4000.

gönnete ihm einen kurzen Stillstand, wobei der Papst versprechen mußte, seine Truppen alsofort aus dem Mailändischen zurückzuziehen. Dieses contribuirte sehr viel darzu, daß es Rom hernach desto erbärmlicher gegangen. Denn dadurch wurde die alliirte Armee um soviel geschwächt, daß selbige hernach dem General von Fronsberg nicht mehr das Haupt bieten und ihm den Uebergang verwehren können."

Ueber Frondsberg sagt er: „Dieser George von Fronsberg [1]) schrieb sich von einer vornehmen Familie aus Tyrol her, als woselbst das Schloß Fronsberg gelegen, nahe bei denen erzbischöflich salzburgischen Grenzen. Er war zu Mindelheim in dem Schwäbischen, nicht weit von Memmingen, geboren, und sonst ein Herr von ungemeinen Tugenden, ansehnlichen Qualitäten, darbei ein tapferer General, welcher schon vorhero in verschiedenen Feldzügen dem Kaiser mit sonderm Ruhme gute Dienste gethan, zumal in dem Treffen bei Ticino. Er commandirte als Obrister ein Kaiserliches Leib-Regiment, hatte auch in besagter Action zu erfochtener Victoria viel beigetragen. Dabei war er aber sehr hitzig und ein abgesagter Feind derer Papisten, und eifriger als Lutherus selbst, ein Erzfeind der Apostolischen Würde, als welcher durchaus nicht erdulden konnte, wenn man den Papst einen Statthalter Christi nennete; derohalben ließ er nicht die geringste Ehrerbietigkeit gegen ihn spüren, sondern nennete ihn ungescheuet den leibhaftigen Anti-Christ, einen Verfälscher des Evangelii und einen Tyrannen der ganzen Christenheit. Dieser tolle Lutheraner [2]) hätte wohl,

1) Geb. 1475, † zu Mindelheim 1528.

2) Nach dieser und einer spätern Stelle möchte man annehmen, daß unser Berbisdorf katholisch gewesen sei, dem jedoch eine dritte

soviel an ihm war, selbst den Papst um den Hals gebracht, wo er gekonnt hätte, so verbittert war er auf ihn, wie er sich dessen vielmal merken lassen. Als er nun das Volk zusammen und eine Armee gerichtet hatte, so ein 50,000 [1]) Mann stark mit ihm nach Italien marschiren sollte, ließ er einen Strick fertigen von Seide und Golddrath geflochten, welchen er als ein Leibgehänge trug. Fragte man ihn, was dieser bedeutete, sprach er, solcher wäre vor den Papst; mit dem wollte er umgehen, wie die türkischen Kaiser mit ihren Brüdern, damit (er), wenn er ihn umbringen würde, kein Blut verlieren möchte, als welches viel zu kostbar wäre. Um deswillen gab er dem gedachten Erzherzog Ferdinand von Oesterreich sogleich Gehör, und brachte solchergestalt vor den Kaiser wider den Papst eine starke Macht zusammen, und den größten Theil darvon meist auf eigne Kosten. Er warbe auch die Mannschaft nur um weniges Geld [2]), indem er solchen Hoffnung machte, sie würden alle reiche Kerle werden, wenn sie würden Rom einnehmen helfen. Also machte die Hoffnung zur Beute den Lutheranern ein Herz, daß sie häufig zuliefen, und bekam dieser Fronsberg in kurzer Zeit eine schöne Armee zusammen. Mit

---

Stelle zu widersprechen scheint, sowie es auch nach den sonstigen Verhältnissen der Familie und Sachsens nicht wahrscheinlich ist. Vielleicht, daß er in späterm Alter, wie er diesen Aufsatz schrieb, über manches anders zu denken gelernt hatte, oder zu jener nicht unerheblichen Fraction des sächsischen Adels gehörte, die zu der Kirchenbewegung eine mittlere und gemäßigte Stellung einnahm, wie sie zuletzt auch in dem Sinne des Kurfürsten Moritz gelegen hätte.

1) Es werden wol nur 12—14,000 Mann gewesen sein, wie anderwärts angegeben wird. Dazu kamen noch einige tausend Mann, die der Erzherzog Ferdinand hinzugab.

2) Sie bekamen nur einen Reichsthaler Handgeld.

dieser Macht brach derselbe im October auf und ging damit in Italien. Hierbei nahm er sich sehr wohl in Acht, daß er seine Leute denen Schweizern nicht zu nahe vor die Grenzen führete, die ihm gar bald den Marsch würden disputiret haben.

„Die Kundschaft wurde auch auf das fleißigste von uns besorget, damit wir nicht dem Herzog von Urbino (Bd. VI, 9), so mit dem von Saluzzo die alliirte Armee commandirte und in dem Mailändischen stand, etwa in die Hände gerathen möchten; dahero wandte er (Fronsberg) sich, als er sich denen Schweizern näherte, etwas nach der linken Seite, und nahm seinen Weg über die Alpen, und marschirte seinem Vaterlande vorbei, wo derselbe die meiste Mannschaft zusammengezogen, ging damit durch das Brixer Thal, wendete sich nach dem Fluß Athesis (Etsch), folgendes durch das Trientische bis an Salosia, denn an den Fluß Mincius, rückte in das mantuanische Gebiet und kam nach Burgofortis; daselbst erhielte derselbe, als er über den Fluß Padus (Po) ging, von dem Herzog von Ferrara [1]), der es noch mit dem Kaiser hielte, vier kleine Feldstücke. Dieses war zwar dem Anschein nach ein gar geringer Vortheil; gleichwohl kam es durch einen sonderbaren Fall, der sich hernach ereignete, daß diese dasjenige Mittel sein mußten, wodurch dem Papste und seinen Alliirten der größte Schade zugefüget ward, und (das) den Untergang der Stadt Rom nicht wenig beförderte.

„Der Herzog von Urbino hatte beschlossen, dem General Fronsberg, wenn er kommen würde, aufzupassen,

---

1) Alfons I., aus dem Hause Este, geb. 21. Juli 1476, succ. 1505, † 1534.

und an denen mailändischen Grenzen ihme den Uebergang schwer zu machen; als er aber gewisse Nachricht eingezogen und vernommen, daß Fronsberg eine andere Route genommen (und) bei Mantua über den Fluß Padus zu gehen willens sei, so detachirte derselbe alsobald den Herzog Johann von Medicis [1]), einen derer tapfersten und berühmtesten Generale, die Italien damals hatte, mit dem Kern von der Reiterei, den Fronsberg damit anzugreifen und aufzuhalten, dem er hernach mit der ganzen Armee folgen wollte. Als nun dieser tapfere Held bei Burgofortis den Feind unerschrocken angriff und mit großer Herzhaftigkeit in die Deutschen hineindrung, wurde derselbe mit dem ersten Kanonenschuß getroffen, der ihm das Bein zerschmetterte, an welcher Wunde er nach vier Tagen in Mantua stärb. Dieser Fall, welcher die Italiener hätte antreiben sollen, den Tod ihres Generalen zu rächen, machte selbige hingegen ganz bestürzt und zaghaft, und als solchen der Herzog von Urbino erfuhr, machte derselbe Halt mit seiner Armee und ließ den Feind marschiren, wohin er wollte, ohne ihm weiter nachzusetzen [2]). Hierauf ging Fronsberg 5 Meilen höher mit der Armee bei Ostrilla über erwähnten Fluß Padus, und fand keinen Widerstand mehr vor sich. Als solches geschehen, zog er mit guter Gelegenheit durch das Land und brachte den ganzen Monat December damit zu, bei welcher Gelegenheit

---

1) Geb. 1498, der Vater des ersten Großherzogs Cosmus von Toscana (s. Bd. IX, S. 4).

2) Dieses Verfahren gehörte mit zu den Verdachtsgründen, die man in Rom überhaupt gegen die Gesinnung des Herzogs hatte, und wegen deren man ihn später verfolgte, wobei er jedoch von Venedig, in dessen Diensten er stand, geschützt ward.

derselbe durchgehends überall auf Discretion lebte, es fande sich auch niemand, der ihm zur Gegenwehr sich setzte, und stunde ihm solchergestalt das ganze Land offen. Wir hatten bereits 6 Ströme passiret bis an die Placentischen Felder, funden überaus gute Quartiere bei der Trebischen Gegend, allwo wir Halt machten und den Herzog von Bourbon erwarteten, welcher auch zu Ende des Januarii 1527 mit seiner Armee ankam und sich mit Fronsberg conjungirte. Also hatte der Herzog unter seinem Commando eine Armee von 80,000 Mann, mehrentheils alte versuchte Soldaten, an Spaniern, Teutschen und Italienern. Diese Truppen, weil sie ihren Sold nicht erhalten, dachten, sich selbst bezahlt zu machen, wenn eine reiche Stadt erobert würde; dahero hofften wir, es würde alsdann an ein Plündern gehen, und alsdann alles gut werden; sonderlich wässerte uns der Mund nach Rom. Dieses war gewiß unser, als sogenannter Lutheraner, Hauptzweck und einzige Absicht, von der Beute in Rom uns zu erholen; darum bissen wir zuvor in einen sauren Apfel, und ertrugen mit unbeschreiblicher Geduld alle Verdrießlichkeiten, stunden auch mit unerschrockenem Gemüthe alle Widerwärtigkeiten aus.

„Man muß bekennen, daß dieses, des Herzogs von Bourbon Unternehmen eine dermaßen große und fast unerhörte Sache war, welche kaum ihres gleichen zuvor gehabt. Er zählte dreierlei Nationen unter seiner Armee, so insgesammt Feinde der französischen Nation waren, aus welcher sich derselbe doch herschriebe. Die Armee wurde von ihm nicht bezahlet und meinte also, sie hätte Fug und Macht, alle Augenblicke zu rebelliren, wie denn auch oft ein guter Anfang dazu war. Der Herzog selbst hatte kein Geld; es fehlte an Zufuhre und Proviant;

es waren keine Kanonen und darzu benöthigte Ammunition vorhanden; zudem waren ihm die hohen Offiziers ganz unbekannte Leute, von denen er sich nicht versprechen konnte, ob sich auf sie zu verlassen wäre, oder nicht; darzu hatte er die feindliche Armee in dem Rücken, welche weit stärker als die seinige war. Diesem allen ungeachtet passirte derselbe alle solche unbekannte Länder mitten in dem härtesten Winter, ging über soviel Ströme, die wegen des geschmolzenen Eises und Schnees hoch angelaufen waren. Er mußte noch das Appeninische Gebirge, so nach Hetrurien siehet, passiren, und da er über selbiges war, fand er wieder neue Verdrießlichkeiten vor sich; alleine alle diese Unmöglichkeiten überwand er doch mit herzhaftem und unerschrockenem Muth, mit solcher Vorsicht und Behutsamkeit, daß jedermann mit höchstem Ruhm von seinen Unternehmungen und verrichteten Thaten melden muß, woferne er sich nur in andern Angelegenheiten und nicht wider seine Nation hätte gebrauchen lassen.

„Als er nun mit seiner Armee aufbrach, ging er am 30. Januar über den Fluß Trebis (Trebbia), ließ die Armee Mense Febr. in den Parmesanischen und Rheginischen Territorien refraichiren, da indessen die alliirte Armee von ferne nachfolgte, jedoch nicht das geringste Leid zufügte. Ferner ginge er über den Fluß Sevia (Sesia) und berathschlagte sich mit dem Herzog von Ferrara. Dieser gab ihm den Rath, er sollte seinen Anschlag auf Rom verfolgen, und die Städte, so ihm aufhalten könnten, vorbei passiren. Von dannen zog er fort, und kam in das Bononische Gebiete, fertigte einen Trompeter an die Stadt Bononien ab und verlangte Proviant vor seine Truppen, ließ melden, daß er mit der Armee nach Neapolis ginge, um dieses Königreich

von des Papstes und der Venetianer Gewaltthätigkeit zu befreien. Als er nun von der Stadt, wie er leicht hätte muthmaßen können, nichts erhielt, verwüstete er dieses schöne und herrliche Land, welches vor das allerfruchtbarste und reichste in ganz Italien gehalten wird. Er ließ der Armee ihren Willen, den ganzen Monat Martii allda nach eigenem Belieben zu hausiren, und waren verschiedene fast ganz ausgelassen und unbändig, wollten sogar revoltiren, indem sie ihre Offiziers in Verdacht hatten, als steckten selbige ihren Sold bei sich, weswegen denn auch ein Tumult nach dem andern entstund. Der General Fronsberg that alles was er konnte, um uns Deutsche zu stillen, vertröstete uns, es sollte nicht das geringste von unserm Solde zurückbehalten, oder entzogen werden; wir möchten uns nur in etwas gedulden; aber dieses wollte nichts helfen, sondern es wurde das alte Lied gesungen, und wurde mit Ungestüm die Bezahlung gefordert, welches unserm General Fronsberg dermassen zu Herzen ging, daß ihn der Schlag rührete, und sich also todtkrank nach Ferrara bringen lassen mußte. Dieses Gerücht erscholl bald in derer Feinde Lager, welche sich darüber freueten, und sich gänzlich einbildeten, daß dieses große Confusion geben und die Deutschen unmöglich sich würden von dem Bourbon commandiren lassen, sondern, da selbige nunmehro ohne Haupt, ein Jeder nach Hause kehren würde. Welches ihnen aber nicht zugetroffen, denn ob die Deutschen zwar ihren General Fronsberg, auf den sie ungemein viel gehalten, ungerne verloren, so hingen sie doch nunmehro desto fester an Bourbon, und erwiesen ihm solchen Respect und Gehorsam, wie nur ein General von denen seinigen verlangen kann; man hörete von keinem Rebelliren mehr, und konnte der Herzog mit

ihnen anfangen und machen, was er wollte [1]). Die Armee blieb noch eine Weile in dem Bononischen Gebiete stehen und ruhete recht aus, da man vielmehr meinen sollen, es würde Bourbon, sobald der Frühling angebrochen, seinen Fuß weiter setzen."

Berbisdorf erzählt nun, wie der Papst, den besonders das zweideutige Verhalten des Herzogs von Urbino besorgt gemacht und die großen Geldkosten des Krieges, dessen Last und Gefahr immer mehr auf ihn allein fielen, gewurmt hätten, auf erneute Vergleichsvorschläge des Kaisers, mit Lannoy, dem Vicekönig von Neapel, über einen achtmonatlichen Waffenstillstand sich verglichen hätte, wobei jeder Theil die von ihm besetzten Plätze des andern räumen, der Papst aber der Armee des Bourbon 60,000 Dukaten zahlen sollte; wie darauf auch die päpstlichen Truppen das neapolitanische Gebiet verlassen, Bourbon aber sich für außer Stande erklärt hätte, das Seinige zur Ausführung des Vertrags zu thun. Bourbon, der in der ganzen Sache mehr auf eigene Hand, als in bestimmtem Auftrag des Kaisers verfuhr, gegen den er Mistrauen gefaßt hatte [2]), und der sichtbar irgend einen bedeutenden Schlag ausführen wollte, auf den er seine Zukunft begründen könne, konnte überdem schon des Heeres wegen nicht umkehren. Das Kriegs-

---

1) Nicht unnatürlich: mit Fronsberg's zeitweiligem Verlust kam ein Gefühl der Verlassenheit über sie, und sie wußten wohl, daß sie ohne Führer nicht zu ihrem Ziel, der gehofften Beute, gelangen konnten.

2) Er rechnete auf die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand, wurde aber durch den alten schlauen Vicekanzler Hieronymus Morone, den er erst zum Tode verurtheilt, dann für 20,000 Dukaten begnadigt und endlich zu seinem Rathgeber genommen hatte, an den Absichten des Kaisers irre gemacht.

volk, sagt Berbisdorf, „hätte aus Verbitterung wegen derer neuen Tractaten dem Courier bald den Hals gebrochen. Bourbon hatte hierauf an den Papst geschrieben und große Ehrerbietigkeit gegen ihn bezeuget; ob es aus gutem Herzen geschehen, oder ob er solches blos gethan, den Papst desto leichter zu hintergehen, mag an seinem Orte beruhen. Er stellte dem Papste unter andern vor, wie sehr er auch zum Frieden inclinirte, so befinde er sich doch anjetzo in einem solchen Stande, dabei er weit größerer Summen, als der Papst zugestanden hätte, benöthigt wäre; denn mit diesem wenigen könnte er die Armee noch lange nicht bezahlen, welche doch, bevor sie nicht völlig befriedigt worden, nimmermehr aus dem Lande gehen würde. Da mittlerweile der Herzog von Ferrara Proviant und Munition geschickt hatte, so rückte Bourbon mit seinen Truppen über Flaminien nach Romaniolo, und als er daselbst ebenso wie in dem Bononischen haußgehalten [1]), marschirte er am 5. April bis an Forum Livii. Hier wußte noch niemand eigentlich, worauf des Bourbons Absicht gerichtet war; indessen wendete sich derselbe und überfiel Mandula, welches ein Paß in das Bagninische Thal ist; von dannen ging er durch das Thal Arni, erstieg mit großer Unbequemlichkeit und Mühe das Appeninische Gebirge, und bei diesem Marsche ging es erschrecklich über die Oerter Galeata, Planetum S. Sophia, S. Petri de Balneis und St. Stephan. Als er durch diese engen Pässe gekrochen, begab er sich auf die Ebene bei Areta und kam den 22. April bis an die Höhe bei Sorculus." Hier kam Lannoy ihm entgegen und suchte ihn zur Einhaltung des Waffenstillstandes

---

1) Jetzt würde man sagen: gehaust.

zu vermögen, wobei er ihm noch 100,000 Dukaten mehr versprach, während, wie Berbisdorf wissen will, der Papst selbst das früher Zugestandene jetzt nicht mehr hätte zahlen wollen, da derselbe, durch allerlei trügerische Hoffnungen bestochen, sich aufs neue fest mit den Feinden des Kaisers verbunden gehabt hätte. Namentlich hoffte der Papst, Bourbon würde sich auf Florenz, das soeben die Herrschaft der Medicis (für kurze Zeit) gebrochen hatte, ablenken lassen, welches Unternehmen Bourbon jedoch als weit schwieriger erkannte, als die Erstürmung Roms, und deshalb bei seinem Entschlusse blieb, direct auf Rom loszugehen.

Er wendete sich zunächst nach Siena, einer Stadt, die gut kaiserlich gesinnt war und ihn mit Proviant und Pulver versorgte. „Am 27. April marschirte er abermals mit seinen Leuten, welche lauter Muth und Freude sehen ließen, ungeachtet es oft hart genug hielt, denn es regnete fast ohne Aufhören, und waren die Wege überall voll Wasser. Es kam auch oft, daß die Reiterei das Fußvolk auf die Pferde nehmen mußte, und was nicht aufsitzen konnte, das hing sich an die Mähnen und Schwänze der Pferde und ließ sich also durch das Wasser nachschleppen. Auf solche Weise ging Bourbon, ehe der Papst von seiner Ankunft Nachricht bekam, mit der Armee bis an Viterbium und stunde den 5. Mai um 4 Uhr Nachmittags vor denen Thoren der Stadt Rom. Die alliirte Armee zog sich demselben sehr langsam nach, und war noch 10 Meilen von dem Perusiner See." Man habe da recht sehen können, meint der ehrliche Berbisdorf, wie, wenn Gott „ein Volk wegen seiner Gottlosigkeit aus heiligem und gerechtem Gerichte strafen" wolle, er hohe Häupter verblende und die Anschläge der Rathgeber zunichte mache. Der Papst, der

sonst klug genug gewesen, habe aus Geiz und blinder Zuversicht seine Truppen abgedankt, sodaß er kaum 600 in der Stadt gehabt, auf die er sich verlassen können, und selbst die Ausbesserung der Festungswerke unterlassen [1]). Auch habe er die Vertheidigung der Stadt dem Rentio Ceritano (Renzo da Ceri) übertragen, dem er doch früher niemals viel zugetraut. Selbst als der Graf Guido von Rango, zwei Tage vor der Ankunft des Bourbon, 6000 Mann zur Verstärkung geschickt habe, seien diese von Ceri nicht eingelassen, sondern nur 800 davon angenommen worden. Ceri habe in zwei Tagen Entsatz erwartet und sich so lange halten zu können gemeint, weshalb er zwar die Werke der Vorstadt, besonders bei dem Hospital zum heil. Geist, etwas habe ausbessern lassen, das so wichtige Abwerfen der Brücken aber unterlassen habe. Der Papst, der sich sonst bei der geringsten Gefahr in Sicherheit zu bringen geeilt habe, sei diesmal durch Ceri vermocht worden, in der Stadt zu bleiben. Ja, man habe verboten, daß irgend jemand die Stadt verlasse, sodaß niemand etwas habe flüchten können, „als wollte der Papst Rom mit allen seinen Reichthum und Schätzen denen Feinden als eine Beute in die Hände liefern." Berbisdorf macht hier noch eine

---

1) Andere waren nicht minder verblendet. Als der Papst in der Noth die Römer zusammenrief und zu Gegenwehr und Geldhilfe ermahnte, gab der reichste Römer, Dominicus Massimi, kaum 100 Dukaten her, mußte aber später, als er mit seiner Familie in die Hände der Deutschen fiel, ein weit größeres Lösegeld zahlen. Zur Vertheidigung brachte man nur allerlei Gesindel zusammen, vornehmlich Stallknechte und sonstige Dienstleute der Prälaten, und „Handwerksbursche, welche hernach, als sie die bloßen Degen sahen und Pulver zu riechen bekamen, das Gewehr niederlegten und Reißaus gaben".

nicht glückliche Vergleichung. Gott habe die Römer wegen ihrer überhäuften Sünden schon in der Zeitlichkeit strafen wollen, und sich dazu der Deutschen und Spanier bedient, wie einst der Heiden, und „gleichwie er dereinsten die Teufel, die Gottlosen darmit zu martern und zu quälen, gebrauchen wird.“ Wie er aber immer erst warne, ehe er zuschlage, so habe er auch hier durch allerhand vorhergehende Zeichen gethan. „Des Papstes Wappen ward kurz vor der Belagerung von dem Wetter heruntergeschlagen, alles andere bliebe darbei unversehret; die Tiber hatte sich selbigen Winter über ungemein ergossen und das ganze Land überschwemmet. Der Mond war zu unterschiedlichen Malen über der Stadt ganz blutroth gesehen worden; es zeigten auch die vielfältigen Erdbeben nichts Gutes — die Hunde liefen des Nachts auf denen Gassen herum und machten ein gräßliches Geheule. Es war ein Mensch in Rom, fast eben wie jener zu Jerusalem, man wußte nicht, wo derselbe her war, dieser ging in der Stadt umher und sprach von lauter Unglück und Noth, welches Rom treffen sollte. Derselbe war von schlechtem Ansehen, ungefähr von 40 Jahren, hatte rothe Haare, war mager von Gesicht, ging halb nackend in elender Kleidung, lief durch alle Straßen und rufte mit kläglicher Stimme: «Thut Buße! thut Buße und bekehret euch! Es kommt die Zeit, daß Rom wird zerstöret werden, um derer Geistlichen Sünde willen;» denn über diese schrie derselbe erschrecklich. So rief er auch aus vollem Halse: «Wehe, wehe dir Rom! wehe, wehe dir Papst Clemens!» Also trieb er es unaufhörlich und wollte nicht schweigen, man mochte mit ihm machen, was man wollte. Man warf ihn in das Gefängniß, aber er schrie noch mehr als

zuvor; die Stadt werde es bald innewerden, weil sie die göttlichen Vermahnungen in den Wind schlüge, und sich an dieselbigen nicht kehrete. Man achtete aber seiner Weissagungen nicht, und (er) ward vor einen simplen Menschen, der seiner Sinne beraubt wäre, gehalten."

Bourbon schickte einen Trompeter in die Stadt und begehrte einen Durchzug durch Rom nach Neapel. Da dies natürlich abgeschlagen ward, ließ er alle seine Offiziere kommen, unter denen auch Berbisdorf als Kapitän-Lieutenant gewesen zu sein scheint, „stellte ihnen den ganzen Handel vor und redete sie mit einem heroischen Gesichte an". Berbisdorf gibt die Rede, die sich darum bewegt, daß man in der Klemme sei und nichts übrig bleibe, als die Stadt „in der Furie" wegzunehmen, und daß das auch, bei der Verweichlichung der Römer und der in der Stadt herrschenden Bestürzung, sehr leicht sei. Die ganze Harangue war zuletzt unnöthig, da die Leute schon ohnedies Lust genug zur Sache hatten. Der Herzog ließ nun den Rest des Proviants austheilen und die Leute die Nacht ruhen, während der Sturm mit Tagesanbruch beginnen sollte. In der Stadt sei es inzwischen, sagt Berbisdorf, toll zugegangen. Der Herzog habe den Offizieren einen Brief vorgelegt, den ihm der Cardinal Pompejus Colonna im Namen der kaiserlichen Partei in Rom geschrieben. In die Häuser der Kaiserlichgesinnten hätten viele Römer ihre Kostbarkeiten geflüchtet. Andere hätten die Soldaten von den Posten weggenommen, um ihre Häuser durch sie bewachen zu lassen.

Kaum graute der Morgen, als Bourbon um die Stadt ritt, deren Gelegenheit zu erkunden. Die Armee stellte sich in Ordnung und ward von Bourbon gemustert, der niemals, sagt Berbisdorf, größer gewesen, als an diesem letzten Tage seines Lebens. „Er war ein

Herr von 45 Jahren [1]) und also in der besten Blüte seines Alters, ansehnlicher Statur, schöner Gestalt, sehr munter und frisch aus denen Augen; sein Angesicht war etwas länglich und sehr angenehm, seine Nase ein wenig eingebogen, die Augen waren feurig und zeigten ein unerschrocken Gemüthe an. Dabei war er weiß von Haut und gar liebreich; ob ihn schon die Sonne in diesem Kriegszug ein wenig gefärbt und ihm ein martialisches Ansehen gegeben hatte, so sahe er doch deswegen sehr wohl aus. Er ritte diesen Tag ein ziemlich großes Pferde, hatte eine bunte Feder auf dem Hute, damit man ihn desto besser kennen und zugleich ein Exempel der Tapferkeit an ihm nehmen könne [2])." Er führte die Soldaten unter einem Nebel an die Stadtmauern, worauf man sich, aus Mangel an schwerem Geschütz, auf die Sturmleitern verlassen mußte. Der Angriff sollte an drei Orten zugleich geschehen. „Die erste Attaque hatten die Spanier an der kleinen Thurmpforte, bis in die Gegend der Höhe an dem Vatican, der h. Geistes-Kirche gegenüber. Den andern Posten etwas weiter hinunter hatten die Deutschen unten an dem Berge

---

1) Das ist freilich falsch. Karl von Bourbon war 17. Febr. 1489 geboren, folglich bei seinem Tode erst 38 Jahre alt. Er stammte von Robert von Clermont (geb. 1256, † 1317), dem Bruder König Philipp's III., und vereinigte, durch seine Vermählung mit Susanne von Bourbon (geb. 10. Mai 1491, † 28. April 1521), der Erbtochter eines andern Zweiges dieser Linie, die reichen Besitzungen derselben. Daß ihm der König Franz I., aufgestachelt durch seine Mutter, deren Liebe Karl verschmäht hatte, das Erbe seiner Frau entzog, vermochte ihn, zu den Feinden Frankreichs, für das er tapfer und siegreich gefochten hatte, überzutreten. Aber auch bei Karl V. fand er mehr Mistrauen, als kräftige Förderung, und mochte es nun auf eigene Hand versuchen wollen.

2) Nach Andern hätte er ein weißes Gewand über seine Rüstung geworfen.

in Süden. An dem dritten Posten stunden die Italiener nach S. Pancratii Thor zu etwas weiter hinab. Hierbei war noch eine blinde Attaque. Die zum Sturm commandirt waren, wurden von denen Musquetirs secundiret, welche ohnaufhörlich auf die Belagerten losfeuerten. Um 6 Uhr des Morgens ging der General-Sturm an. Es war eben ein starker Nebel, daß man kaum zwei Schritte vor sich wegsehen konnte." Berbisdorf berichtet nun weiter, daß die Besatzung auf der Engelsburg mit den Stücken tapfer auf die Belagerer geschossen und, ebenso wie die alten Knechte (Soldaten), welche Renzo unter das neue Volk vertheilt gehabt, mit ihrem langen Gewehr, siedendem Wasser, allerhand brennendem Zeug, großen Balken und ungeheuern Steinen, die sie herabgeworfen, großen Schaden gethan hätte. Zweimal war der Sturm bereits abgeschlagen und die Belagerer fingen an, zurückzuweichen. „Jedoch recolligirten sie sich, kamen mit größerer Force als vorher und setzten auf das neue an, es koste auch was es wolle, entweder zu sterben oder zu siegen. Der Herzog recognoscirte alle Posten und war zugegen, wo der härteste Angriff geschah, ertheilte überall Ordre, sprach denen Leuten ein Herz ein, frischte sie auf und ermahnte solche, daß sie thun sollten, was rechtschaffenen Leuten zukäme; es war bei ihm eine recht edelmüthige Ungeduld, sogar, daß er dabei vergaß, ein General zu sein. Er stieg von dem Pferde, that, was einem gemeinen Soldaten zuzukommen pfleget, jedoch thaten die andern Offiziers ebendergleichen, stiegen von denen Pferden ab und liefen mit ihm nach der Mauer zu, da es am härtesten herging. Indem siehet der Herzog einige zurückweichen; diese triebe derselbe von neuem an, nahm aus dessen Händen die Sturmleiter, setzte sie an die Mauer bei dem kleinen

Thurm [1]), stieg selbst hinan, mit der linken Hand hielte er sich, mit der rechten hingegen commandirte er die Soldaten mit dem Degen, rief, was er konnte: «Heran, ihr Kameraden! folget mir!» Als er dieses gesagt, ward er von einem Schusse [2]) an dem rechten Beine tödtlich verwundet und fiel in den Graben hinab. Die Offiziers, so umb ihn waren, dachten, er wäre todt und warfen etwas Erde auf ihn [3]), um dessen Tod vor denen Soldaten zu verbergen. Allein dieser große Fall vergrößerte vielmehr ihren Muth, als daß sie solchen hätten deswegen fallen lassen sollen. Denn da sie ihren Feldherrn so heldenmüthig hatten fechten gesehen, und da er allen mit so ungemeiner Tapferkeit vorangegangen, so gab sein Fall, der sie zwar schmerzte, ihnen zugleich einen ganz verzweifelten Muth, daß sie desto beherzter und gleichsam als Unsinnige ansetzten, gingen auch drauf los, ihren Feldherrn zu rächen, liefen mit der größten Furie die Mauer hinan, stießen und drängten einander fort, als wollten sie ihr Leben, wie ihr General gethan, auch aufopfern. Diejenigen aber, so Bourbon nicht hatten fallen gesehen, meinten, er wäre schon über die Mauer hinüber und dachten, desto größere Ursache zu haben, ihren fürtrefflichen Helden zu secundiren, der ihnen ein so merkwürdiges Exempel gegeben. Sie fochten wie die Löwen und stiegen mit unverzagtem Muthe die Mauern hinan. Der Sturm ging eifrig fort; viele durchbohrten die Mauern und arbeiteten mit beiden Händen. Nach

---

1) Er war also bei den Spaniern.

2) Bekanntlich wollte Benvenuto Cellini diesen Schuß gethan haben.

3) Nach Andern befahl er selbst, ihn mit einem Mantel zu bedecken.

zwei Stunden erstiegen sie Wall und Mauer und machten sich zu Meistern der Stadt. Die Spanier waren die ersten, so hinauf gekommen; solche hatten sich durch ein Loch in der Mauer, wo eine Kanone stand, den Weg gemacht; dieses hatten sie immer mehr erweitert, daß sie durchkriechen konnten, sprungen mit dem Degen in der Faust von der Mauer hinunter in die Stadt und gingen also auf des Renzo Leute los."

Renzo hatte tapfer gefochten; als er aber die ersten Spanier in der Stadt sah, „die er damals gar leicht hätte niedermachen können", ließ er allen Muth fallen und rief das: Sauve qui peut. Er floh in die Engelsburg. Die Kaiserlichen drangen jetzt von allen Seiten ein und machten in der ersten Hitze alles nieder. Der Papst hatte sich mit den meisten Cardinälen in die Engelsburg retirirt. Sein Palast ward geplündert. Bourbon wurde noch lebend im Triumph in die Stadt getragen, starb aber seinen Leuten unter den Händen. Für die Römer, die sich anfangs über seinen Tod freuten, war dieser ein Unglück. Denn dem Bourbon wäre es vielleicht gelungen, Ordnung zu erhalten und alles auf den Weg der Unterhandlung überzuleiten. Sein Nachfolger im Commando, Philibert von Oranien [1]), vermochte das nicht. Um 5 Uhr gegen Abend liefen alle Kriegsleute, ohne Befehl, in die Stadt, machten nieder, was ihnen vorkam, und gaben nirgends Quartier, bis endlich die Habsucht den Sieg über die tolle Wuth davontrug und man Gefangene machte, die sich später loskaufen mußten. „Es ist weder mit Worten

---

1) Der letzte aus dem alten Hause, der 1530 starb und durch dessen Schwester Claudia das Fürstenthum an die Nassau kam.

auszusprechen, noch mit einer Feder zu beschreiben", sagt Berbisdorf, „wie verschiedene, sonderlich die Spanier, auf das grausamste und abscheulichste hier und da gehandelt haben; es ward keines Menschen verschont, ausgenommen die Häßlichkeit und die Armuth blieben unversehret, das andere mußte alles denen Ueberwindern herhalten." Ueberall wurde geplündert und verwüstet. „Da war keine Scheu, weder vor Gott noch der Welt, auch kein Respect gegen die Generalität, sondern sie wütheten als höllische Furien, zernichteten alles, als ob sie rasend und unsinnig wären, sie fragten nach keinem Menschen, sahen weder Stand noch Würde, weder Geschlecht, Jung noch Alt an; sie machten auch keinen Unterschied unter denen Nationen; auch der geistliche und wehrlose Stand mußte herhalten; Feinde und Freunde wurden von ihnen gleichgeachtet; selbst die geheiligten Oerter wurden auf das greulichste profaniret. In denen Kirchen bei den Altären hatten sich ehrliche Matronen und Nonnen retiriret, in Hoffnung, an so heiliger Stelle ihr Leben und Ehre zu erhalten, aber umsonst und vergebens, denn die Soldaten, besonders die Spanier, hatten bei sich beschlossen, keine Schandthat unversucht zu lassen." Die Deutschen, „als sogenannte Lutheraner ließen ihre Verbitterung gegen die römische Kirche und den Papst vor andern blicken; sie durchwühlten die Gräber derer verstorbenen Päpste; die vor heilig gehaltenen Körper wurden aus der Erde herausgerissen und umhergeworfen, die Häupter S. Petri, Pauli, Andreä 2c. mit Füßen getreten, die Chorröcke und Kirchengefäße weggenommen, der päpstliche Schmuck einem Troßbuben angehängt." Weiter schildert er, wie sie ein Schimpfspiel aufgeführt, das Cardinalscollegium vorgestellt, den Troßbuben in päpstlichem Schmuck an der Engelsburg umhergetragen

und in Cardinalskleidern begleitet, ihn dann vom Stuhle herabgestoßen und eine Figur, welche Luther vorgestellt, mit großen Ceremonien darauf gesetzt und in der heiligen Kapelle des Vaticans Luther zum Papst ausgerufen hätten. Die Cardinäle, die es mit dem Kaiser gehalten, hätten sie gleichwol so gemishandelt, daß einer daran gestorben sei. Dann hätten sie aus der heiligen Kapelle einen Pferdestall gemacht und den Pferden lauter Bullen und Ablaßbriefe untergestreut. Hiermit fertig, richtete sich ihre Wuth gegen die Gefangenen, wobei jedoch die Spanier und Italiener die Deutschen an Grausamkeit übertrafen. Um Geld zu erpressen, hing man die Gefangenen bei den Beinen auf, brannte sie mit glühenden Eisen, peitschte sie, schnitt ihnen Nasen und Ohren auf, zwang einige, ihre eigenen Ohren aufzuessen. Viele Gefangene, welche die Marter nicht mehr aushalten konnten, nahmen sich selbst das Leben. Der Raub sei auf 20 Millionen geschätzt worden. Wie die Deutschen erfahren hätten, daß die Spanier mehr Beute bekommen als sie, hätten sie die Quartiere der Spanier gestürmt und ihnen alles abgenommen.

Der Kaiser ließ inzwischen in allen Kirchen Betstunden für Befreiung des Papstes halten. Mehrere Monate blieben aber die Soldaten in Rom, bis zunächst die Spanier und Italiener durch eine ausbrechende Pest bewogen wurden, sich in die Umgegend zu zerstreuen, die Deutschen aber mit großen Geldsummen zum Abzuge vermocht werden konnten, worauf sie auf ihrem Rückzug überall plünderten, wo man sich nicht mit ihnen verglich. Der Papst, dem der Kaiser die Freiheit nur gegen die schwersten Zugeständnisse verwilligen wollte, zu denen er sich auch im wesentlichen verstand, entschlüpfte endlich am 8. Dec. glücklich nach Orviedo. Die Leiche des

Bourbon ward von den nach Neapel abziehenden Soldaten mitgenommen und zu Gaeta prächtig bestattet.

Wolfgang Berbisdorf soll von Kaiser Karl V. zum Ritter geschlagen worden sein und ist 1547 gestorben. Mit Katharine v. d. Oelsnitz aus Schönfeld († 29. Nov. 1549) erzeugte er zwei Töchter und vier Söhne, von welchen letzteren namentlich Georg Wilhelm auch ein berühmter Krieger ward. Derselbe war am 20. April 1538 geboren, hatte schon im 16. Jahre Kriegsdienste genommen, und zuerst, als gemeiner Soldat, 1553 mit bei Sievershausen, dann 1555—59 in Italien gefochten. 1562 war er nach Frankreich gegangen und bei Kaspar von Schönberg Rottmeister geworden. 1565 finden wir ihn als Fähndrich in Ungarn, wo er 1566 Lieutenant wird und in dieser Eigenschaft 1567 mit vor Gotha zieht. 1568 kämpft er, unter Graf Albrecht von Barby, als Rittmeister in den Niederlanden. 1569 zog er mit Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, den Hugenotten zu Hilfe, nach Frankreich und wurde von den Condés zum Oberstlieutenant über fünf Fahnen Reiter bestellt. 1575 ging er mit Pfalzgraf Johann Casimir wieder nach Frankreich, wo er abermals seine frühere Charge erhielt. Als desselben Pfalzgrafen Oberstlieutenant finden wir ihn 1578 in den Niederlanden, wo er aber am 10. Febr. vor Einhofen, nachdem er einen Grafen und 24 Edelleute, die unter seiner Fahne geritten, verloren hatte, gefangen ward, jedoch durch Vermittelung des Herzogs Franz von Sachsen-Lauenburg und des Obersten Otto von Platen, gegen ein Lösegeld von 500 Kronen, wieder in Freiheit kam. 1582 begleitete er den Herzog von Alençon als Oberstlieutenant in die Niederlande, 1583 den Pfalzgrafen Johann Casimir, als Oberst über 500 Pferde, vor Köln. 1586 ward er von dem König von Navarra

zum Obersten über vier Reiterfahnen ernannt, in demselben Feldzuge aber von dem Herzog von Guise gefangen genommen, jedoch durch Kaspar von Schönberg und den Herzog von Maine wieder befreit. Aber schon 1587, als er, nach wiedererlangter Freiheit, wieder ins Feld zog, ward er auf dem Marsche nochmals gefangen und zehn Wochen in Haft gehalten, bis er, wieder durch Kaspar's von Schönberg Vermittelung, nochmals frei kam, wobei er jedoch 1200 Kronen und allen reisigen Zeug als Ranzion geben mußte und nur ein einziges Rappier zurückbehielt, das er mit ins Grab genommen hat. 1591 ging er wieder mit Fürst Christian von Anhalt nach Frankreich und rückte zum Obersten und zum Marechal de Camp auf. 1594 finden wir ihn als kursächsischen Kriegsrath und er wird von dem Reichstag nach Raab, sowie 1596 von dem Administrator der Kur Sachsen nachmals ins Feldlager nach Ungarn geschickt. So ist es die Zeit und das damalige Kriegswesen bezeichnend, daß ihm als etwas ganz Besonderes und Ehrenwerthes nachgerühmt ward, wie er, in 19 Feldzügen, „zwei Kaisern, zwei Königen in Frankreich [1]), fünf Kurfürsten, acht Fürsten des Reichs, ohne die Grafen zu berühren, treuliche Dienste geleistet." Er muß sich auf diesen Feldzügen immerhin etwas erworben haben, denn er kaufte das Rittergut Schweikershain, wo er am 20. Juni 1596 starb und wo er beerdigt liegt. Bei seiner Bestattung fand ein solcher Zulauf des Volkes statt, daß die Leichenpredigt auf dem Kirchhofe gehalten werden mußte. Er war zweimal vermählt: 1) 1577 mit

1) Vor Eintritt der Kirchenbewegung wird man die Fälle selten finden, wo Deutsche den Franzosen, wol gar wider Deutsche gedient. Später aber überwog das confessionelle Interesse das patriotische.

Katharina von Bünau aus Teuchern, die ihm nur einen Sohn, Alexander, gebar, der 1599 in Ungarn fiel; 2) mit Salome von Güntherode aus Rauenstein, die er einst selbst aus der Taufe gehoben hatte, und mit der er zwei Töchter und zwei Söhne erzeugte, mit deren Kindern jedoch sein Mannsstamm erloschen zu sein scheint.

Nach Frankreich zog auch ein Vetter mit ihm, Hans Eitel von Berbisdorf (geb. 28. Oct. 1551). Es war dies ein Enkel jenes Kaspar, des jüngsten Bruders unsers alten Wolfgang Berbisdorf. Der älteste Sohn dieses Kaspar, Sebastian, ward 1547 in kursächsischen Kriegsdiensten vor Wurzen erschossen und in der Paulinerkirche zu Leipzig begraben. Sein jüngster Sohn, Kaspar auf Seyda und Wegefahrt, ward 1569 von derer von Berbisdorf zu Forchheim Dienern, die ihn nach Hause begleiten sollten, mit einem Knebelspieße erschlagen. Er hatte in erster Ehe [1]) drei Töchter und fünf Söhne erzeugt, von welchen letzteren viere besondere Linien gründeten [2]). Der älteste Sohn, jener Hans Eitel, war

---

1) Mit Katharina von Berbisdorf aus Nieder-Lauterstein. Als seine zweite Frau wird Euphemie Gräfin von Goltschen bezeichnet.

2) 1) Kaspar auf Lippersdorf, Niederseida, Kühnheide hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. 2) Sigmund, der auch eine Zeit lang bei Georg Wilhelm in Frankreich war, saß auf Mittelseida und Wesenigk, wechselte mancherlei Kriegs- und Hofdienste, ward aber zuletzt kursächsischer Hofmarschall und Kammer- und Bergrath, als welcher er 10. Dec. 1616 †. Sein Mannsstamm scheint mit seinen Enkeln erloschen zu sein. 3) Anton gründete eine Linie auf Zürchau, Reydeck, Maltitz, Lömichen. 4) Albrecht († 9. Mai 1626) besaß Rückerswalde. Ein Sohn desselben, Hans Ernst, geb. 1598, den er mit Rosine von Döbschütz, der letzten ihres Geschlechts, erzeugt hatte, ward 1627 bei einem Duell in Schlesien hinterrücks erstochen. Ein anderer Sohn, Kaspar Sittich, geb. 1592, † 1619 als kurpfälzischer Cornet. In demselben Jahre starb sein Bruder Albrecht, geb. 1595, als Rittmeister zu Presburg. Von einem vierten, Christoph, wird berichtet, daß er in Pappenheim's Diensten ver-

erst drei Jahre bei dem Oberhauptmann von Schönberg, zog dann mit Kaspar von Schönberg nach Polen, später mit Balthasar Friedrich von Ossa in die Niederlande, weiter mit Graf Karl von Mansfeld und dann nochmals mit seinem Vetter Georg Wilhelm nach Frankreich, worauf er 14 Jahre bei dem Oberlandkämmerer von Hassenstein in Diensten war. Nicht in seinen früheren Kriegsdiensten, sondern in seiner späteren friedlichen Stellung, während deren er sich in den Kriegsstürmen oft im Walde verbergen müssen, bekam er von feindlichen Soldaten eine gefährliche Wunde, die niemals ganz geheilt ward. Er starb, zweimal vermählt, aber kinderlos, 15. Jan. 1639. Auch sein Bruder Kaspar (geb. 1555, † 17. Mai 1613) war in jüngeren Jahren mit einem Rheingrafen nach Frankreich gezogen, wo er acht Feldzüge mitmachte, ging aber 1578 mit Georg Wilhelm nach Deutschland zurück. (Er hat die Kirchen zu Rübenau und Kühnheide gebaut. Einer seiner vier Söhne, Hans Heinrich, starb 1624 in Kriegsdiensten in Friesland. Ein anderer, Sebastian, ward 1635 vor Limburg erschossen. Kaspar, der auch in mancherlei Kriegsdiensten gestanden, pflanzte den Stamm fort, während Ernst, der drei Feldzüge in Frankreich mitgemacht, unvermählt starb.)

Auch Anton's auf Zürchau Söhne zogen viel in der Welt umher und hatten ihre Schicksale. Der älteste, Samuel, stand in eines böhmischen Grafen Diensten, gerieth aber 1544 auf der Reise unter das Eis und ertrank. Rudolf kämpfte in Frankreich und den Nieder-

---

schollen sei, was einem fünften, Sigmund, in den Niederlanden begegnete. Der jüngste Sohn Albrecht's, Sebastian, geb. 1610, verzog nach Schlesien. Abraham dagegen (geb. 30. Jan. 1600, † 30. April 1669), der auch in böhmischen, kursächsischen, kurbairischen, dänischen Diensten gestanden, hinterließ Nachkommenschaft.

landen, wie es scheint, an seines Vetters Georg Wilhelm Seite, und starb 1578, bald nach der Niederlage vor Einhofen, wo sein Vetter gefangen ward. Georg Günther hatte um dieselbe Zeit noch in Frankreich gekämpft, ward aber später schönburgischer Hofmeister in Zürchau und hinterließ Kinder; doch ist sein Mannsstamm mit seinem Enkel Friedrich, der als Bräutigam starb, erloschen. Georg und Wolf Abraham fielen beide vor Avignon, wohin sie mit Georg Wilhelm gezogen. Heinrich Samuel hatte in französischen und niederländischen Kriegen gefochten, übernahm aber dann, auf Geheiß des Vaters, einen Theil der Güter, trat in schönburgische Dienste und pflanzte den Stamm fort.

Noch wird von einem spätern Nachkommen Kaspar's von Berbisdorf auf Nieder-Lauterstein, von Georg Rudolf, berichtet, daß er im Treffen bei Wimpfen von einem seiner Soldaten hinterrücks erschossen worden sei. Ein anderer Sprößling derselben Linie, Friedrich (geb. 5. Febr. 1608, † 29. Jan. 1684) hatte vor Mantua und vor Magdeburg, bei Lützen und bei Wittstock gefochten, und ward in letzterer Schlacht gefangen, starb aber zuletzt noch als sachsen-naumburgischer Geheimrath und Amtshauptmann und Domdechant zu Naumburg. — Wir haben diese Einzelheiten angeführt, weil sie uns, in der Geschichte eines einzelnen Adelsgeschlechtes, denn doch gar manche Züge zu dem Gemälde vergangener Zeiten zu bieten scheinen.

II. Sächsische Staatsgefangene.

Im zweiten Bande dieser „Geheimen Geschichten" (S. 255 fg.) ist, nach Anleitung einer tabellarischen Uebersicht über Ankunft, Haftzeit, Verpflegung der auf dem Königstein detinirt gewesenen Gefangenen, eine Aufzählung derselben gegeben und, wo es uns möglich war, mit weitern Mittheilungen über ihre Lebensverhältnisse und Schicksale verbunden worden. Neuerdings ist uns, aus wohlwollender Hand, eine anderweite Zusammenstellung zugekommen, welche auch andere sächsische Staatsgefängnisse berücksichtigt, und so wollen wir noch einmal auf sächsische Staatsgefangene zurückkommen, und namentlich solche besprechen, die nicht auf dem Königstein verwahrt wurden.

„Im Mittelalter", heißt es unter anderm in jener Niederschrift, „hatte fast jedes Schloß sein Gefängniß, wo schmachten mußte, wer in den Augen des Besitzers strafbar, oder von ihm gehaßt war und durch ihn befehdet und gefangen wurde. Wie jetzt der Baumeister fürstlicher oder adeliger Schlösser bei dem Entwerfen des Risses Ball- und Speisesäle, Toilettenzimmer, Eiskeller u. dergl. nicht vergessen darf, so mußte er damals auf Gefängnisse und — gemeiniglich auch auf Folterkammern bedacht sein. Denn ohne diese hielt sich, wie bekannt,

die Justiz der Vorzeit für ohnmächtig. Je grauenvoller, fester und verborgener der Architekt dergleichen Höhlen des Jammers anlegen konnte, desto verdienstlicher erschien er in den Augen des Burgherrn. Die Gefängnisse lagen theils in engen, runden Thürmen, mit zwei bis drei Ellen dicken Mauern, ohne Fenster und Treppen für die Kerker — denn der Unglückliche wurde an Seilen herabgelassen oder hinaufgezogen —, theils in tiefen, unterirdischen Gewölben. Letztere arbeitete man oft in den bloßen Felsen, aus welchem gewöhnlich Wasser vorsickerte, sodaß der Gefangene, wenn er nicht von ganz fester Constitution war, gewiß in einigen Monaten schon skorbutische Anfälle bekam.

„Die Landesfürsten selbst hielten vornehme Verbrecher", oder Gefangene, „entweder in ihren Residenzen fest, oder schickten sie auf die erste beste Burg, am liebsten auf ein Felsenschloß, wo es an Raum und Sicherheit nicht fehlte. Erst seit dem 16. Jahrhundert bemerkt man bestimmtere Staatsgefängnisse in Sachsen, wozu besonders die Schlösser zu Hohnstein, Stolpen, Senftenberg, Rochlitz, die Pleißenburg zu Leipzig, der Sonnenstein bei Pirna und der Königstein benutzt wurden, welcher letztere dann in der Mitte des 18. Jahrhunderts ausschließend der Verwahrungsort für Staatsgefangene und einzelne sonstige vornehme Verbrecher wurde.

„Dem harten Sinne des Mittelalters zufolge sperrte man Angeklagte nicht blos ein, um sie festzuhalten, sondern auch um sie zu quälen, und zwar dies von dem ersten Augenblicke an, wo ein Verdacht sich gegen sie erhoben. Ja, sie mußten wol Jahre lang schmachten, ehe nur an eine Untersuchung gedacht ward. In den Augen der Richter galt das abscheulichste Gefängniß für das zweckmäßigste. In die erste Classe dieser zweckmäßigen

Gefängnisse aber gehörten ohne Zweifel die im Schlosse Hohnstein, von welchem ein Sprichwort ging:

> Wer da kommt nach dem Hohenstein,
> Der kommt selten wieder heim.

„Als der bekannte Dr. Peucer auf der Pleißenburg in Leipzig saß, drohte ihm der dortige Bürgermeister Rauscher, der sich gleichmäßig durch Demagogen- und durch Schmarotzerkünste, durch ein Schmeicheln der Vorurtheile der Massen wie des Hofes, in seine Stellung geschwindelt hatte, und sich, wie in solchen Fällen gewöhnlich, in derselben hoffärtig, hart und selbstsüchtig verhielt: man werde ihn, wenn er seinen Sinn nicht ändere, nach Hohnstein bringen und ihn da in einem unterirdischen Gefängnisse und finsterm Loche durch Gestank, Unflath und giftiges Gewürm elendiglich umkommen lassen.“

Dieses auf einer Felsenspitze des meißner Hochlandes erbaute, auf drei Seiten von steilen Abhängen, ringsum von waldigen Bergen und tiefen Gründen umgebene, überaus romantisch gelegene und für seine Zeit sehr feste Schloß mag seine Entstehung den böhmischen Birken von der Duba verdankt haben, welche einst in dem größten Theile der heutigen sogenannten sächsischen Schweiz hausten. Später kam es in die Hände der Schönburg, von denen erst Herzog Moritz 1543 Hohnstein, Lohmen und Wehlen, gegen Penig und Wechselburg, eintauschte [1]).

---

1) Wir wüßten daher nicht, wie es gekommen sein sollte, daß Hieronymus Emser, wie unsere Quelle sagt, auf dem Hohnstein in Haft gesessen und von da aus dem meißner Dompropste Ernst von Schleinitz seine Uebersetzung des Erasmischen Handbuchs eines christlichen Soldaten dedicirt haben könnte. Hieronymus Emser, geboren zu Ulm 1477, lebte seit 1504 in Sachsen, erst als Secretär des Herzogs Georg, dann als Lehrer der Theologie in Leipzig, gehörte zu den heftigsten Gegnern Luther's, gegen den er in mehrfachen

Zwei Brände, in den Jahren 1604 und 1632, haben von dem alten Schlosse nur noch viele Mauern der weitläufigen Burggebäude, die Trümmer eines alten Thurmes, die Gewehrkammer, die Marterkammer und einige Gefängnisse übrig gelassen. Diese Reste, mit spätern Bauwerken verbunden, dienten nachmals zum Sitz eines königlichen Justizamtes, sollen aber nunmehr wieder bestimmt werden, neben dem fortbestehenden Gerichtsamte, eine Correctionsanstalt aufzunehmen, in welcher dann freilich die Gefangenen, auf gesetzlichem Grunde, nach den Forderungen der Menschlichkeit und Menschenwürde, ganz anders behandelt und für weit edlere Zwecke detinirt werden, als die Opfer der Verworrenheit früherer Zeiten.

Der erste uns mit einiger Sicherheit bekannte Staatsgefangene, der in dem Hohnstein gelitten, ist Valentin Merbitz gewesen, der von 1562—1587 daselbst zubrachte, weil er sich für einen Silbermacher ausgegeben und nichts leisten können. Ein Leidensgefährte von ihm ist eine Zeit lang der Pfarrer Anton Oertel zu Claußnitz gewesen. Derselbe soll von einigen Bauern seines Kirchspiels, die ihm gehässig gewesen, fälschlich angegeben worden sein, als hätte er „etwas wider den Landesfürsten (Kurfürst August) geredet". Er wurde am 16. März 1567 nach Dresden geführt, muß hier doch seine Unschuld nicht darzuthun vermocht haben, und ist „in den tiefen Thurm" auf dem Hohnstein gesetzt worden, wo er, wie es scheint, für immer bleiben sollte und auch geblieben wäre, wenn nicht eine gnädige Fügung ihm nach dritthalb Jahren durch eine der vielen Schwanger-

---

Schriften scharf zu Felde zog, übersetzte, auf Georg's Wunsch, das neue Testament, schrieb das Leben des h. Benno, starb aber schon 1527, während sein Beschützer Georg noch bis 1539 lebte.

schaften der Kurfürstin Anna geholfen hätte. Es wird nämlich erzählt, daß diese Fürstin in schweren, lange andauernden Kindesnöthen gelegen [1]) und in ihrer Angst alle Gefangenen hätte anlangen lassen, für sie zu beten. Da ihr nun Gott gnädig geholfen, seien die Gefangenen und darunter auch Oertel, am 16. Nov. 1569, der Haft entledigt worden. Wenn es freilich wahr ist, daß er über der schlechten Kost und Behandlung im Gefängnisse zuletzt von Sinnen gekommen wäre, so würde er seine Befreiung vielleicht auch nicht genossen haben. — 1585 bekamen die Grafen Albrecht Georg und Wolf Ernst zu Stolberg, jedoch nur auf kurze Zeit, Quartier auf dem Hohnstein. Die Ursache wissen wir nicht. In einer stolbergischen Chronik wird von ihnen gesagt: sie hätten um der Gerechtigkeit willen einstmals ein schweres Schicksal gehabt, und uns scheint diese zweifelhafte Aeußerung mehr auf ein Märtyrerthum, als auf eine Schuld derselben zu deuten zu sein. — Vom 9. Sept. 1590 an saß, wir wissen nicht wie lange, ein Hans Georg Dehne auf dem Hohnstein, weil er sich „beschwerliche und verdrießliche Reden gegen die Hofräthe" zu Schulden kommen lassen. Ungefähr um dieselbe Zeit schickte der Kanzler Dr. Crell einen sechzigjährigen Pfarrer Johann Linsener auf den Hohnstein und ließ ihn dort, „propter suspicionem libelli famosi" foltern. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Schrift gegen die Kryptocalvinisten, deren Haupt und Beschützer Crell war, und deren Gegner er verfolgte, wie er und seine Anhänger bald noch heftiger von der wieder obenaufgekommenen Gegenpartei verfolgt

---

1) Sie wurde in der That am 23. Oct. 1569 von dem Prinzen August entbunden, der übrigens schon am 12. Febr. 1570 wieder verschied.

werden sollten. Der unglückliche Linsener gestand auch unter der Folter nichts, die ihn zum Predigtamt unfähig machte. Als mit dem Administrator von Kursachsen, dem Herzog Friedrich Wilhelm, die streng-lutherische Partei wieder ans Ruder gekommen war, ward er, auf Befehl dieses Fürsten, neu gekleidet und mit einer Pension versorgt. Seine Haft wird nicht lange gedauert haben, da der Regierungs- und Systemwechsel schon im September 1591 eintrat. Mit seinem Eintritt wurde auch der Hohnstein ein Haft- und Leidensort einiger Kryptocalvinisten, von denen M. Bartholomäus Leutinger, ein geborener Märker, denselben von 1591—1609, der ehemalige wittenbergische Professor Johann Major aber, der vorher schon zweimal in Rochlitz gesessen, von 1593—1595 bewohnte. Er war früher Professor der Dichtkunst in Wittenberg gewesen, aber wegen seiner der sächsischen Orthodoxie als zu frei erscheinenden Religionsansichten und seines Hanges zur Satyre, in den damaligen Zuständen und bei dem Charakter und Wesen der Gegner einer sehr unglücklichen Mitgift, dann auch wegen schlimmerer Beschuldigungen, die aber unbeweisbar gewesen sein müssen, weil ihnen keine weitere Folge gegeben wurde, wiederholt in Haft und Untersuchung gekommen. Diesmal hatte er freilich zu einem argen Excesse Anlaß gegeben, wenn auch der Exceß selbst nicht durch seine Partei, sondern durch lutherischen Pöbel verübt ward. Die Masse des Volks in Sachsen war, im grellen Gegensatze zu der theils indifferenten, theils vorherrschend rationalistischen Richtung der Jetztzeit, den sogenannten Kryptocalvinisten, zu denen die ultralutherischen Fanatiker freilich auch die Anhänger der mildern Richtungen des edeln Melanchthon und seiner Jünger rechneten, allerdings abhold. Dies nicht sowol wegen dogmatischer Scrupel und sonstiger

theologischer Subtilitäten, um die sich die Masse des Volks auch damals nicht kümmerte, als wegen der allerdings albernen Vorurtheile der Calvinisten gegen mancherlei lutherische Kirchengebräuche, die dem Volke lieb waren, weil es sich an sie gewöhnt hatte. Die calvinistischen oder dahin gerechneten Meinungen waren mehr in den gebildeten, namentlich den studirten Ständen, wenn auch nur sporadisch, verbreitet, wie das jetzt umgekehrt mit der Orthodoxie der Fall ist. (Der Grundadel jedoch war vorwiegend orthodox, aus Haß gegen den Kanzler Crell, als einen bürgerlichen Emporkömmling und Vorläufer des Beamtenstaates.) Leipzig, das nachmals so mehrfach in Indifferentismus und flachsten Rationalismus verfallen sollte, war damals in der Mehrzahl seiner Bevölkerung dem Calvinismus um so feindlicher, je mehr Calvinisten gerade in diese Stadt durch den Handel gezogen worden waren, Calvinisten, die es heimlich waren, weil sie es öffentlich damals in Sachsen noch nicht sein durften. Zu den letztern gehörte seit 1580 ein wohlhabender Kaufmann Adolf Weinhausen, den der Superintendent Selneccer (Bd. VII, 401) schon einmal vor sein Glaubenstribunal geladen und damit dem Volkshasse denuncirt hatte. Weinhausen muß jedoch wenigstens kein exclusiver Parteimann gewesen sein; denn er vereinigte an der gastlichen Tafel, an der sich am 14. Mai 1593 eine Anzahl Doctoren und Studenten in seinem Hause zusammenfanden, neben dem genannten Major auch den Dr. Samuel Huber, von dem sich zwar später ergab, daß er der Strenge der lutherischen Orthodoxie auch nicht genügte, der aber damals noch im besten Rufe bei dieser stand und jedenfalls ein erbitterter Gegner der schweizerischen Calvinisten war, die ihn aus Heimat und Amt

vertrieben hatten [1]). Er hatte Major in einer seiner Schriften heftig angegriffen, beide mochten sich nicht freundlich ansehen, und als der Wein den Herren in die Köpfe gestiegen war, brachte Major den literarischen Streit an der Gasttafel zur Sprache. Der Wortwechsel, in den sich Sinnesverwandte von beiden Seiten gemischt haben mögen, gedieh so weit, daß ein Anhänger Major's, der Student Johann Müller, Hubern ein Messer in den Leib zu stoßen gedroht haben soll. Der Magistrat, bei welchem sich Huber beschwerte, mochte sich wenigstens nicht amtlich in die Sache mischen. In der Stadt aber, wo der Vorgang sich rasch verbreitete und wol noch, wie gewöhnlich, mit mancherlei Uebertreibungen und Entstellungen versehen worden sein mag, erzeugte er eine mächtige Aufregung, welche seltsamerweise nicht gegen Major oder Müller, bei denen freilich nicht viel zu holen war und deren sich auch vielleicht die Studenten angenommen hätten, sondern gegen Weinhausen und die Calvinisten überhaupt richtete. Es ergingen öffentliche Aufforderungen: daß jeder, der ein lutherisches Herz habe, sich auf dem Markte einfinden und das Haus des Calvinisten Weinhausen stürmen helfen solle. Kein lutherischer Bürger werde sich dawider brauchen lassen. Indeß mögen die Veranstaltungen des vorgefaßten Tumults doch soviel Zeit erfordert haben, daß der Abend des 19. Mai herankam, ehe der Pöbel die Unternehmung mit Excessen vor Weinhausen's Hause eröffnete, denen

1) Er war 1547 zu Bern geboren und lutherischer Prediger in Burgdorf gewesen, wegen seines Kampfes gegen die Reformirten entlassen und verfolgt worden, wurde 1592 Professor in Wittenberg, bald aber auch von da vertrieben, weil er alle Menschen, auch die Ungläubigen, für zur Seligkeit erwählt erklärte, hatte dann in Jena, Helmstädt, Goslar gelebt, und ist 1624 zu Osterwyk gestorben.

die Schaarwächter nicht steuern konnten oder durften. Daß aus Weinhausen's Wohnung auf die Excedenten geschossen worden sei, ist vielleicht nur zur Beschönigung des späteren Unfugs erfunden worden, wie man ja Aehnliches noch in unserer Zeit erlebt hat. Da der Pöbel sah, vielleicht von Haus aus wußte, daß man ihn ungestört schalten lasse, so ging er am nächsten Tage weiter, wo, ohne Rücksicht darauf, daß es ein Sonntag war, das bezeichnete Haus erstürmt, geplündert, oder, nach dem Ausdrucke von 1830, bei Weinhausen „demolirt" wurde. Ob man sich auch damals, wie 1830, gerühmt hat, daß nicht gestohlen worden sei, wissen wir nicht. Es soll bei dieser Gelegenheit u. a. auch ein Gemälde von Albrecht Dürer vernichtet worden sein. Die Handelsbücher wurden gleichfalls zerstört, ein Beginnen, das den Ausübern oder Anstiftern dieser feigen Rache, wenn sich nicht vielleicht Schuldner oder Concurrenten Weinhausen's darunter befanden, natürlich gar nichts nützen, ihm aber unberechenbaren Schaden bringen konnte. Einmal im Zuge, fiel man auch über die in der Nähe befindlichen Waarenlager anderer fremder Kaufleute her. Die Personen der Eigenthümer, wenn sie in die Hände des entfesselten Pöbels fielen, waren natürlich im höchsten Grade gefährdet, und sie mußten daher auf die Flucht bedacht sein. Ein Johann Heydecker kam so ins Gedränge, daß er sich über die Dächer zu retten suchte, wobei er herabstürzte und das Rückgrat brach. Selbst diesen Unglücklichen wollte man kaum ins Spital lassen, weil er ein Calvinist war! Weinhausen soll sich unter dem weiten Kleide einer Frau gerettet haben, worauf er sich noch einige Zeit in der Nähe aufhielt, später aber sich nach Zerbst gewendet hat. Auch seine Frau und Kinder wollte niemand aufnehmen. Die Behörde sah dem Tumulte

lange Zeit ruhig zu, sei es daß es ihr an Muth oder Mitteln fehlte, ihn zu bewältigen, oder daß sie des Unfugs im Stillen sich freute, wie sich denn später ein Tumultuant, der seinen Antheil an der Sache mit dem Leben büßen mußte, damit entschuldigt haben soll, daß der Bürgermeister Sieber ihrem Treiben lachend zugeschaut habe. Als jedoch die Plünderer, die über den Wein ihrer Opfer gerathen waren, den sie aus Hüten und Schuhen tranken, noch mehrere Häuser zu stürmen drohten, auch das in Massen hereinströmende Landvolk Miene machte, an der Plünderung theilzunehmen, mochte die Sache dem Rathe doch bedenklich werden. Er ließ die Bürger zusammenkommen, und forderte sie auf, gegen die Tumultuanten einzuschreiten. Die Bürger aber, ohne deren Willen der Tumult wol schwerlich zu Stande gekommen wäre, machten schon damals die Erfüllung ihrer Bürgerpflicht, die Wahrung ihres wichtigsten Interesses, die Aufrechthaltung von Ruhe, Ordnung und Recht, von Bedingungen abhängig. Die Calvinisten müßten vor Sonnenuntergang die Stadt räumen, verlangten sie, reichten ein Verzeichniß derselben ein und schlugen auch den von dem Magistrate begehrten Aufschub von sechs, von mindestens drei Tagen ab. Selneccer und der Diaconus Heß hätten auch bei Sonnenschein fortgehen müssen, hieß es, und so sollten die Calvinisten auch nicht gnädiger gehalten werden. So zieht immer eine Verfolgung die andere nach sich. Der Rath mußte nachgeben, und noch selben Tages mußten fünf Rathsherren, fünf Doctoren der Rechte, unter den ersteren auch Reiner Bachoff, ein Arzt, fünf Magister und zwölf Bürger die Stadt verlassen. Als die Bürger ihren Willen hatten, ward der Tumult mit derselben Leichtigkeit gestillt, mit der man ihn gleich anfangs hätte verhindern können. Alles

also wie 1830 und 1848—49. Ebenso suchte man damals, wie neuerdings, nachdem es zu spät war, die Uebelthaten selbst zu verhindern, und nachdem der Zweck der Anstifter erreicht war, sein Gewissen damit zu beschwichtigen, daß man recht scharf gegen die elenden Werkzeuge der geübten Bosheit einschritt. Schon am 21. Mai traf der Herzog-Administrator persönlich in Leipzig ein, erließ ein scharfes Mandat, verstärkte die Besatzung, wenn auch nur um 50 Mann, was in jener Zeit völlig genügte, und übertrug bei seiner Abreise den zurückgelassenen Commissarien (Statthaltern) Hans Georg von Osterhausen [1]) und Hermann von Biesenrodt [2]) die Durchführung der gesetzlichen Ahndungen. Bereits am 1. Juni 1593 wurden drei unglückliche Handwerksgesellen und ein Teichgräber, welche mit dem Plündern den Anfang gemacht haben sollten, auf offenem Markte — enthauptet, gegen dreißig andere theils gestäupt, theils des Landes verwiesen. Dem Volke galten die Enthaupteten aber als Märtyrer, während sie freilich nur Opfer der Dummheit, mit der sie für Andere die Kastanien aus dem Feuer geholt, und vielleicht ihrer eigenen schlechten Begierden gewesen waren. Ihre Leichen wurden in feierlicher Procession beerdigt und die dadurch geschürte Erbitterung, wenn sie auch nicht mehr einen offenen Kampf mit der gesetzlichen Ordnung zu beginnen wagte,

---

1) Wird der Rittmeister und Hauptmann der thüringischen Aemter, Johann Georg von Osterhausen auf Kreipitsch, Gleina, Gatterstädt gewesen sein. Sein Sohn gleiches Namens, auf Reinhardsgrimma, Lockwitz, Nickern, war kursächsischer Oberhofmarschall, Kammer- und Bergrath und † 1. Nov. 1627.

2) Auf Wengelsdorf und Skortleben, zuerst Rittmeister und Amtshauptmann, später altenburgischer Rath und Hofmarschall, ein besonderer Betrauter des Herzogs-Administrators.

machte sich doch in geheimeren Verbrechen Luft, wie denn noch am 27. Juli das Haus und Vorwerk des im Verdacht des Calvinismus stehenden Dr. Roth in Brand gesteckt wurden, wobei die Zuschauer kein Löschen zuließen. Diese Grundstücke trugen seitdem den Namen des Brandvorwerks. Die Regierung fand für nöthig, den fremden, die Leipziger Messen besuchenden Kaufleuten freies Geleit, Schutz und Schirm ausdrücklich zuzusagen. Sie mochte wol mit Grund besorgen, daß bei ferneren Störungen der Ordnung Leipzigs Meßhandel leicht zu Grunde gehen könne. So wurden denn auch die Geistlichen aufgefordert, von den Kanzeln zu Ruhe und Einigkeit zu mahnen und ihre Polemik gegen die Calvinisten etwas zu mäßigen. Indeß theils ward dies von den eifernden Theologen nicht befolgt, theils verfielen die, welche es befolgten, oder sonst in diesem Sinne wirkten, selbst in den Verdacht des Calvinismus, wie dies u. a. einem der entschiedensten Häupter der jetzt siegreichen orthodoxen Partei, dem Hofprediger Mirus (Bd. VII, 404), noch kurz vor seinem Tode begegnete. — Den Anstiftern und Anschürern des ganzen Unheils scheint man auch damals nicht auf die Spur zu kommen vermocht oder gesucht zu haben, hat sich auch um ein Gutmachen des angerichteten Schadens, um eine Entschädigung der Verfolgten und Geplünderten nicht gekümmert. Einzelne der Vertriebenen durften nach einiger Zeit ganz still wieder zurückkehren. Major ward, weil er zu dem Tumulte Anlaß gegeben, was doch eigentlich nur darin bestand, daß er bei einem Gastmahl einen literarischen Streit angefangen, auf den Hohnstein gebracht und zwei Jahre daselbst in Haft gehalten, wobei noch die Neben- oder vielleicht die Hauptabsicht waltete, aus seinen Aussagen Anschuldigungsgründe gegen Crell zu ziehen, in welcher Beziehung man

sich wenigstens vielfache Mühe gab. Major ist am 25. Nov. 1600 zu Zerbst gestorben.

Aus einem wesentlich anderen Grunde kam im Mai 1601 ein junges adeliges Ehepaar auf den Hohnstein: Abraham v. Güntherode und seine Ehefrau Barbara. Sie waren vor der Hochzeit zu vertraut geworden, und der sittliche Rigorismus jener in so vielen andern Beziehungen, im Trunke, im Eigennutz, in der Herzenshärte, so bösen Zeit ließ sie die Voreiligkeit mit der Haft auf dem Hohnstein und — ewiger Landesverweisung büßen. Wahrscheinlich ist dies der Grund gewesen, warum sich dieser Zweig jener zahlreichen, durch den Freiberger Bergbau reich gewordenen Familie in das westliche Deutschland wendete, und Abraham [1]) mag der Vater jenes Hektor Wilhelm v. Güntherode gewesen sein, welcher 1640 Reichsschultheiß zu Frankfurt am Main wurde.

Nur kurze Zeit, für ihn vielleicht viel zu kurze, brachte Peter Glitze aus Großenhain 1615 auf dem Hohnstein zu, den er nur verließ, um am 21. April 1615 zu Dresden enthauptet zu werden. Er war von 1612—15 Schulverwalter zu Meißen gewesen, und scheint sich da allerdings vieles zu Schulden kommen gelassen zu haben, das seine Amtsenthebung gefordert und eine scharfe Strafe gerechtfertigt hätte, wenn es auch freilich jetzt unbegreiflich bleibt, wie man darauf eine Hinrichtung gründen

---

1) Sein Großvater oder Urgroßvater Tilemann v. Güntherode war 1476 Rathsherr, 1493 Bürgermeister zu Leipzig, zog aber 1496 nach Freiberg, wo sich sein Bruder Hans († 1501) schon seit 1476 niedergelassen hatte, herzoglicher Rentmeister geworden war und Rauenstein erworben hatte, welches erst seine Urenkel wieder verkauften.

konnte. Die Schüler klagten in einer gegen ihn eingereichten Beschwerdeschrift über schlechte, unverdauliche und unzureichende Kost, über grobes und schwarzes Brot, schlechtes Bier, Mangel an Tuch und Schuhen. Die Lehrer, welche zum Glück für die Schüler auch ihre Beschwerden hatten, klagten, daß Glitze ihnen Kofent statt Bier gebe, dem Rector seine Besoldung nicht zur rechten Zeit auszahle, sich verstecke, wenn der adelige Schulinspector da sei, die Censurstunden ein einziges Mal besucht, und dann geäußert habe: der Teufel solle ihn holen, wenn er wieder dahin komme; er wolle sich nicht schurigeln lassen. Dem Rector sollte er mit Absetzung gedroht haben, die er durch seine Gönner bei Hofe schon durchsetzen werde. Gegen die Lehrer sollte er fortwährende Schimpfreden ausgestoßen, die Handwerker nicht bezahlt, unnöthige Bauten vorgenommen haben u. s. w. Diese Beschuldigungen zeigen freilich, wenn man sie als im wesentlichen begründet betrachten darf, auch unter einiger Abrechnung für die gewöhnlich in solchen Dingen vorkommenden Uebertreibungen, daß Glitze kein guter Schulverwalter war. Eine Hinrichtung wegen bloßer „übler Administration" ist aber doch ein starkes Ding und dürfte selbst in jener Zeit, die nicht sehr bedenklich war, ihrer vermeintlichen Justiz Menschenleben zu opfern, selten gewesen sein, wo nicht besondere Ursachen zur Feindschaft gegen den Angeklagten hinzukamen. In der That sagen andere Nachrichten: Glitze, der jedenfalls ein polternder Grobian gewesen sein mag, habe sich bei seiner Verantwortung mit harten Ausdrücken vergangen und „etwas wider sein Leben geredet." Auch ist behauptet worden, seine hoffärtige Frau habe auf dem dresdener Jahrmarkte eine gewisse hohe Person bei Ankauf einer Haube überboten und dadurch das Schicksal ihres Mannes ver-

schlimmert; was denn die Sache noch etwas erklären, freilich aber nicht mildern würde.

Am 12. Febr. 1631 kam der prager Jurist Dr. Joachim Kratz (auch Craz) auf den Hohnstein, dessen bereits Bd. II, 251 gedacht worden, da er am 27. Oct. 1632 auf den Königstein versetzt ward, wo er bis zum 15. März 1650 ausharren mußte. Er hatte sich, als politischer Kundschafter, in den am 10. Febr. 1630 zu Leipzig eröffneten Convent der protestantischen Stände eingeschlichen, war aber als Unberufener erkannt worden. Für seine neunzehnjährige Haft suchte ihn der Kaiser durch Nobilitirung und Ernennung zum Appellationsrath in Prag zu entschädigen.

Der immer noch unschädlichste Gebrauch, der von den Bastillen der Vorzeit gemacht wurde, war ihre Verwendung zum Detentionsorte pflichtvergessener und ausschweifender Frauen, ungerathener Söhne und geistesschwacher Sprößlinge angesehener Familien. Um das Jahr 1670 finden wir einen Junker Hans v. Einsiedel auf dem Hohnstein, der nichts verbrochen hatte, aber zu jener Zeit blöden Verstandes, oder von allerlei Phantasmen und fixen Ideen gepeinigt war. Er stammte aus jenem weitverzweigten, reichen und angesehenen Geschlechte, das, von dem Dorfe Einsiedel benannt, den Gnandstein, den es schon zu Ende des 14. Jahrh. besaß, noch heute innehat, Scharfenstein seit 1501, Syra, Hopfgarten, Großzössen seit dem 16., Wolkenburg, Seidenberg, Gersdorf, Ehrenberg seit dem 17. Jahrh. zu seinen Besitzungen zählt und auch sonst noch viele Güter erwarb und meist behauptete, auch in dem älteren der von Scharfenstein ausgegangenen Zweige, dem wolkenburger, die Grafenwürde erlangt hat. Hans von Einsiedel gehörte der von seinem Großvater Abraham begründeten Linie zu Syra,

Hopfgarten, Lobschütz, Groß-Zössen [1]) an. Abraham (geb. 1535, † 16. April 1598) hatte aus erster Ehe, mit Agnes von Könneritz [2]), neben vier Töchtern, fünf Söhne erzeugt, davon doch einer todtgeboren war, ein zweiter als Kind starb, ein dritter, wie so viele junge deutsche Edelleute, sein Ende auf der Cavalierstour zu Paris fand. Wolf Konrad wuchs zwar zu reifern Jahren auf, besaß Groß-Zössen, und war zweimal verheirathet [3]). Doch seine Kinder aus erster Ehe starben früh, und nicht drei Wochen nach seiner am 19. Nov. 1610 erfolgten zweiten Vermählung ward er (8. Dec. 1610) bei der Vogelstange in Altenburg im Duell erstochen. Sein Bruder Hans Haubold auf Syra und Hopfgarten (geb. 1570, † 8. Jan. 1618) ward, mit Margaretha v. Starschedel aus Borna, die ihm neun Töchter und zwei Söhne gebar und zuletzt (7. Mai 1614) doch noch im Kindbette starb, der Stammvater der Linien, die auf den Gütern Syra, Hopfgarten, Großzössen, Lobschütz, Ottenhain, Uebichau, Elbisbach, Hayn, Kesselshayn, Auligk, Eula, Kleinhermsdorf gesessen haben und theilweise noch sitzen. Lobschütz und Groß-Zössen fiel ihnen jedoch erst nach dem Tode unsers Hans zu. Denn Abraham hatte in seiner zweiten Ehe, mit Barbara von Schleinitz aus Riesa, einer Tochter Wolf Dietrich's, neben einer Tochter, auch einen Sohn Namens Hans (geb.

---

1) Syra und Hopfgarten waren ererbt. Lobschütz und Groß-Zössen kaufte Abraham von seinem Schwager Könneritz.

2) Tochter Erasmus' v. Könneritz auf Lobschütz und Emerentien v. d. Gabelenz auf Wendischleuba.

3) Mit Ursula v. Schönberg aus Gelenau und mit Anna Löser aus Salis, deren Mutter auch eine Einsiedel war. Sie heirathete, so früh zur Witwe geworden, Friedrich von Wöllnitz auf Vollmershain.

17. Mai 1586, † 8. Jan. 1636) erzeugt, der jene Güter, sowie Neukirchen, besaß und in zweiter Ehe[1]) sechs Söhne und vier Töchter erhielt, davon jedoch nur eine Tochter und zwei Söhne zu reiferen Jahren aufwuchsen und auch diese Söhne unvermählt gestorben sind. Der ältere derselben[2]) war unser Hans, geb. 1623. Von ihm nun wird eben erzählt, er sei blöden Verstandes halber einige Zeit auf den Hohnstein gebracht worden. Am 20. April 1670, wo er sich also daselbst befand, habe er den Amtmann Hanitzsch zu sich fordern lassen, weil er ihm etwas ganz Besonderes zu sagen habe. Wie der Amtmann sich einfand, fragte der Junker ihn: ob er nichts Neues wisse, und als der Amtmann dies verneinte, hieß er ihn, auf den Tisch sehen und das darauf Geschriebene lesen. Es zeigte sich, daß Einsiedel folgende Verse mit Kreide auf den Tisch geschrieben hatte:

„Curt Löser tauert mich, was aber kann ich machen?
GOtt habe seine Seel! doch muß ich drüber lachen:
Er saß auf meinem Tache
Und gürrte wie ein Trache.
Es hat mich so betöhrt,
Curt hat nun ausgezehrt."

Wie der Amtmann dieselben gelesen, sagte der Junker zu ihm: er möge sogleich einen Boten abschicken und den Angehörigen Einsiedel's sagen lassen, was ihm begegnet und ob Kurt Löser nicht todt sei. Es ergab sich in der That, daß Löser zu derselben Stunde, wol auf einem

1) Er hatte sich 1) 28. Juni 1613 mit Katharina v. Schönberg aus Gelenau, die 21. Sept. 1616 †, 2) 18. Jan. 1619 mit Anna, einer Tochter Otto's von Dieskau auf Knauthain und der Elisabeth Pflugk aus Frauenhain, vermählt, die 13. Febr. 1656 †.

2) Der jüngere, Haubold, war am 5. Juli 1627 geboren und † 26. Oct. 1653, unvermählt.

seiner theils bei Borna, theils im Kurkreise gelegenen Güter [1]), verstorben war, wo sich dies auf dem Hohnstein zugetragen. Das Merkwürdigste wäre, wenn es wahr ist, daß es sich von Stund an mit dem Geisteszustande Einsiedel's gebessert habe. Gewiß ist, daß er nach jener Zeit seiner Haft entlassen worden ist, die Verwaltung der Güter Lobschütz und Groß-Zössen wieder selbst übernommen und noch 25 Jahre darauf gelebt hat. Er ist 1695 im 72. oder 73. Lebensjahre gestorben, war aber, wol aus Anlaß seiner frühern Leiden und der bis in sein 47. oder 48. Lebensjahr dauernden Detention, unverehelicht geblieben, sodaß seine Güter an die Vettern, die Nachkommen des Hans Haubold, fielen.

Der Kurt Löser, der ihm so im Geiste gelegen, war ein Sprößling jenes alten, nun erloschenen Geschlechtes, das schon unter den askanischen Kurfürsten von Sachsen mit dem Erbmarschallamte bekleidet war, das von dem Dorfe Rehfeld an der Lochauer Haide ausgegangen zu sein scheint und sich in alten Zeiten theilweise auch danach benannt hat [2]), bis der Name Löser, nachdem jenes Gut zeitig aus ihrem Besitze gekommen, den andern völlig verdrängte. Die sonst gewöhnliche Angabe, daß der Name Löser von einer Befreiung des Land- und Markgrafen Friedrich's des Gebissenen aus der Gefangen-

---

1) Begraben wurde er in Kohren.

2) Es gehört das alles freilich in die Zeit, wo sich die Namen erst bildeten und namentlich die Gewohnheit aufkam, die Leute nach ihren Wohnsitzen und Besitzungen zu bezeichnen. So ist eigentlich aus dem Umstande, daß der angebliche erste Löser urkundlich neben einem Bruder Bertram von Rehefeld vorkommt (1325), nicht viel und am wenigsten das zu schließen, daß die Familie sich ursprünglich (!), oder auch nur im 13. Jahrh. allgemein v. Rehfeld genannt habe. Es waren eben zwei Brüder, davon der eine auf Rehfeld saß.

schaft, in die ihn 1312 eine Fehde mit Brandenburg gebracht hatte, durch Magnus von Rehfeld, der dafür den Namen Löser und das Erbmarschallamt erhalten, herrühre, ist ohne geschichtlichen Grund. Schon jene ganze Befreiung durch eine angebliche kühne und glückliche Kriegsthat der Vasallen, bei welcher Magnus der Anführer gewesen, gehört viel späteren Fabulanten an, während die gleichzeitigen Urkunden vielmehr lediglich auf eine unter sehr harten Bedingungen bewirkte vertragsweise Lösung Friedrich's hinweisen [1]). Außerdem kommt der Name Löser schon 21 Jahre vor der Zeit, in die jener Vorgang gefallen sein müßte, nämlich schon 1291 vor. Die Familie war namentlich im Kurkreise sehr reich begütert, welchen Besitz sie jedoch nicht vollständig bis ans Ende bewahrt hat, und besaß auch eine Zeit lang schöne Güter in der bornaischen Gegend. Unser Kurt war ein Urenkel jenes Hans Löser auf Pretzsch, an den sich eine romantische Geschichte knüpft, in die auch Luther verwickelt ist, und über die wir wol gern noch Näheres wissen möchten. Dieser Hans nämlich war ein ritterlicher Mann, der mancherlei Kriegsthaten vollbracht hatte, scheint sich aber zeitig den Ideen zugeneigt zu haben, die zu der lutherischen Bewegung führten. Zwar war er mit Herzog Heinrich dem Frommen, der freilich dann selbst ein Hauptbeförderer jener Bewegung wurde, mit am heiligen Grabe zu Jerusalem gewesen (1498) und hatte ihn dann auch auf der Wallfahrt nach Compostella begleitet. Als aber Herzog Heinrich an letzteren Heiligenschrein 200 Goldgülden verehrte, soll Löser lächelnd gesagt haben: auf der ganzen Reise sei kein Geld

---

1) S. Gretschel, Geschichte des sächsischen Volkes und Staates, I, 187.

übler angewendet worden; denn damit würde nicht der stumme magere Götze, sondern der schreienden Pfaffen fette und faule Wänste gemästet und wenig Gotteslohn verdient. (Möglich freilich, daß hier ein späteres, in der Sprache der Lutheraner ausgedrücktes Sentiment zurückdatirt ist.) Nach der Rückkehr von diesen Wallfahrten ging er erst zu Herzog Albrecht von Mecklenburg, dann an den Hof Kaiser Maximilian's I., als dessen Kriegsoberster er sich namentlich 1508 gegen die Venetianer und die Franzosen rühmlich ausgezeichnet gehabt haben soll, weshalb auch Kaiser Maximilian an Kurfürst Friedrich den Weisen geschrieben: daß Löser ein recht adeliges und altdeutsches Gemüth habe, von der Faust hurtig, von Rath listig und behende sei, auch seinem Feinde allezeit unerschrocken begegne. So soll er auch 1514 in Friesland, wo übrigens zwei Brüder [1]) von ihm, Sigmund und Wilhelm, gefallen sind, nicht blos tapfer gekämpft, sondern auch etwas ungleich Besseres und Höheres, als Tapferkeit, dargelegt haben, indem er, als Damm erstürmt und den wüthenden Kriegern preisgegeben worden, wobei denn ein großes Blutvergießen und sonstige die Menschheit schändende Greuel verübt worden, keine Hand mehr anlegen wollen, dem Fürsten

---

1) Ein anderer Bruder, Tham, war Hofmeister des Herzogs Heinrich's des Mittleren von Braunschweig-Lüneburg, fiel aber mit diesem in die kaiserliche Ungnade und mußte nach Frankreich flüchten. Doch wurden seinen Söhnen die lüneburgischen Lehen, die ihm seine Tapferkeit in der Schlacht auf der soltauer Haide verschafft haben soll, belassen. Nach Lüneburg war er vielleicht mit der Gemahlin jenes Herzogs, Margarethe, gekommen, die eine Tochter Kurfürsts Ernst von Sachsen war. Die von ihm mit Ermengard von Estorf gestiftete Linie der Löser auf Leipnitz wendete sich wieder nach Sachsen, erlosch aber in tragischer Weise mit Tham Löser, der 1649 wegen einer Mordthat enthauptet wurde.

starke Vorstellungen gemacht, ein Einhalten des Unheils erwirkt und mit seinen Reitern sofort die Stadt geräumt habe. Noch hat er an Dämpfung der Bauernunruhen mannhaften Antheil genommen. Doch was uns eigentlich veranlaßte, ihn hier zu erwähnen, war ein unglücklicher Liebeshandel, in den er verwickelt gewesen. Es wird in dieser Beziehung erzählt: Hans Löser habe sich in seiner Jugend mit einem Hoffräulein — damals noch Hofjungfer genannt — ungemein schöner Gestalt, vornehmen Geschlechts und trefflicher sonstiger Eigenschaften verlobt gehabt. Da er nun aber lange Jahre auf Kriegszügen abwesend gewesen und für todt gesagt worden, sei das Fräulein von Seiten des Hofes einem andern Edelmann versprochen und die Hochzeit vor der Thür gewesen, als Löser zur Hofstatt zurückgekehrt wäre. Sobald er hier das Vorseiende erfahren, sei er, eben im Ausziehen begriffen, wie er gewesen, des einen Stiefels schon bar und den andern noch tragend, an den Hof geeilt und habe die Hofmeisterin, die ihm befreundet gewesen, vermocht, daß sie ihn durch eine schmale Oeffnung mit der Braut reden lassen. Da er nun von dieser erfahren, es sei alles wider ihren Willen geschehen und sie möchte ihm gern ihre Zusage halten und des aufgedrungenen Bräutigams entledigt sein, so habe er sich zu der fürstlichen Herrschaft begeben und diese inständig gebeten, ihm den Vorzug zu geben, sich auch erboten, um die Braut im Zweikampf zu streiten, sodaß sie dem Sieger zufallen solle. Die Herrschaft habe das aber nicht zugeben wollen, ihn vielmehr vermocht, seinen Einspruch aufzugeben, worauf er sich sofort wieder vom Hofe entfernt habe, die somit ihrem Schicksal überlassene Braut aber, deren Liebe doch noch heißer gewesen zu sein scheint, als die seine, vor Herzeleid von Sinnen gekommen und gestorben

wäre. Ihn habe das alles zu dem Entschlusse gebracht, der Ehe für immer zu entsagen. Doch auch von diesem Entschluß habe ihn Luther's Zureden abgebracht, der ihm seine Schrift de conjugio zueignete, in deren Vorrede er ihn zu baldiger Erfüllung seines Eheversprechens mahnet, und ihn 1524 selbst mit Ursula v. Porzig aus Witzschke copulirte. Diese starb den 23. Juli 1536, nachdem sie ihm einen Sohn und zwei Töchter[1]) geboren, und er selbst folgte ihr 1541, im 60. Lebensjahre, nach. Sein Sohn Hans stand bei seinem Tode erst im achten Jahre, ward am Hofe Kurfürst Johann Friedrich's erzogen, wohnte aber schon 1547 der Schlacht bei Mühlberg bei, kam mit dem Prinzen Johann Friedrich glücklich nach Wittenberg, folgte ihm später nach Weimar, ist zugegen gewesen, als die Kurfürstin und Prinz Johann Friedrich dem Kaiser zu Füßen gefallen, hat sich aber dann zu der neuen kurfürstlichen Linie gewendet, Kurfürst Moritz nach Ungarn und Sievershausen begleitet und mit Kurfürst August vor Gotha gelegen, ist mehrmals zu dem Prinzen von Oranien und dessen sächsischer Gemahlin, sowie zum Kaiser entsendet worden, und hat 1571—74 das Schloß zu Pretzsch von Grund aus neu gebaut. Er starb 9. Oct. 1580. Von den sechs Söhnen, die ihm Agnes v. Bünau[2]) aus Droysig, neben drei Töchtern[3]), geboren, ging der Stamm Wil-

1) Anna, vermählt mit Jobst Adam v. Kanne auf Clöden, welches Gut früher auch den Löser gehört hatte, dann in andere Hände überging, im 17. Jahrh. aber wieder an die Löser kam. Ferner Agnes Sibylla, vermählt mit Andreas Pflugk auf Eythra.

2) Eine Tochter Heinrich's v. Bünau auf Droysig, und Annen v. Schönberg aus Schönberg, vermählte sich 1555 mit Hans Löser und † 1586, in demselben (49.) Lebensjahre, wie ihr Gemahl.

3) Katharina, vermählt mit Tobias v. Rochau auf Goltzen;

helm's auf Leipnitz, der in seiner Jugend am Hofe Herzogs Christoph von Württemberg gewesen, schon mit seinem Sohne Hans auf Pretzsch und Leipnitz aus, der 1638 mit seiner Frau plötzlich starb, worauf zu dem wol durch den Krieg zerrütteten Vermögen Concurs ausbrach. Rudolf fiel in holländischen Kriegsdiensten. August starb jung. Heinrich auf Reinharz war zwar vermählt, hinterließ aber keine Erben. Dasselbe begegnete seinem Bruder Hans auf Pretzsch (geb. 6. Oct. 1559, † 18. März 1614), der übrigens ein sehr eifriger Lutheraner und Calvinistengegner war und die Schloßkapelle zu Pretzsch erbaut hat. Den Stamm pflanzte Wolf Löser fort (geb. 1559, † zu Leipzig 5. Sept. 1604). Er kaufte 1602 das damals abgebrannte Rittergut Salis bei Borna, jetzt die schöne, eine Musterwirthschaft bildende Besitzung des den deutschen Oekonomen so rühmlichst bekannten, durch seine gemeinnützige Wirksamkeit so verdienstvollen Dr. Wilhelm Crusius, kaufte es für 60,000 fl. von Georg Heinrich v. Einsiedel, als dieser, wegen seiner Begünstigung der Kryptocalvinisten, sich veranlaßt fand, Sachsen zu verlassen [1]). Wolf Löser's Gemahlin, mit der er sich im November 1587 verehelicht hatte, war auch eine Einsiedel [2]) und eine Cousine Georg Heinrich's, sodaß die Uebernahme jenes Gutes wol auch eine verwandtschaftliche Gefälligkeit war. Die Schicksale

---

Agnes, vermählt mit Adolf Rudolf v. Ende auf Zscheplin; Anna, vermählt mit Friedrich v. Schönberg auf Blankenhain.

1) Er ging erst in die Oberpfalz und 1614 nach Anhalt, wo er Regierungspräsident wurde und 1633 im 83. Jahre gestorben ist. Die von ihm gestiftete Linie ist im Auslande geblieben und hat noch im 18. Jahrh. geblüht.

2) Anna, geb. 4. Oct 1569, war Tochter Hildebrand's v. Einsiedel auf Gnandstein, Prießnitz, Wolftitz und der Sibylle v. Ende aus Kayna. Sie † 22. März 1627.

mehrerer von den Kindern, die sie ihm geboren, malen recht bezeichnend die Zustände der Zeit. Es waren drei Söhne und vier Töchter [1]). Von den letzteren war Agnes mit jenem Wolf Konrad v. Einsiedel vermählt, von dem wir schon berichtet haben, daß er 1610 im Duell fiel, und Sabine vermählte sich 19. Juli 1625 mit Sigmund v. Lindenau auf Polenz, mit dem sie 1638 zu Grimma an der Pest starb, während ihr einziger Sohn Wolf [2]), ein vierjähriger Knabe, verlassen umherirrte, bis die Verwandten sich seiner annahmen. Von den Söhnen war Wolf auf Reinharz (geb. 13. Jan. 1591, † 1659), kursächsischer Hofrichter zu Wittenberg, mit Clara Löser aus Ahlsdorf [3]) vermählt, deren Bruder Eustach, kursächsischer Generalmajor, im September 1634 bei Zittau von Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg im Duell erstochen ward, übrigens auch mit einer Einsiedel [4]) verehelicht war. Magnus Löser ward 3. Mai 1624 zu Grimma von Johann Pflugk auf Böhlen, abends zwischen 7 und 8 Uhr, auf der Hausflur eines Gasthofes, an der Thür der Gaststube so gestochen, daß der Stich unter der linken Herzgrube hinein und unter dem rechten Schulterblatte wieder herausging, worauf er zwar noch die Lange Gasse hinauflief, dann aber zusammensank und nach drei Stunden todt war. Er stand erst in seinem 24. Jahre und war mit

1) Sibylle vermählte sich 5. Nov. 1611 mit Christoph aus dem Winkel auf Wettin. Anna † 22. Sept. 1604 unvermählt.

2) Es ist das derselbe, dessen Bd. VIII, 160 in der Note gedacht worden.

3) Einer Tochter des Mathias Löser auf Ahlsdorf ꝛc. von der Anna v. Schlieben aus Dammendorf.

4) Sie war eine Tochter Hildebrand's v. Einsiedel auf Gnandstein und Wolftitz und der Sibylle v. Kanne aus Clöden, eine Nichte der oben erwähnten Gemahlin Wolf Löser's auf Salis.

einem Fräulein v. Schleinitz verlobt. Sein Bruder Hans (geb. 2. Nov. 1590, † 5. Sept. 1645) besaß Salis, Hänichen, Nenkersdorf bei Borna, wozu er noch Pretzsch erbte, und vermählte sich mit einer Cousine unsers Hans v. Einsiedel, von dem wir den Ausgang zu allen diesen adelsgeschichtlichen Mittheilungen genommen, der Margarethe,[1]) einer Tochter des schon erwähnten Hans Haubold v. Einsiedel auf Syra und Hopfgarten. Ihn überlebte von vier Kindern nur jener Kurt Löser, der mit seinem Vetter Hans v. Einsiedel in einem so unheimlichen Rapport gestanden.

Derselbe war am 11. März 1623 geboren, hatte 1641 die Universität Wittenberg bezogen und wollte von da im Juli 1644 die Cavaliertour nach Frankreich u. s. w. antreten, vorher aber nach Salis reisen. Da traf ihn am 6. Juli unweit Torgau eine schwedische Partei, welche ihn und seine Leute ausplünderte und ihm selbst eine Kugel in den Leib schoß, sodaß er geraume Zeit auf der Haide für todt lag, bis seine Leute einen Bauerwagen auftreiben und ihn, mehr todt als lebendig, nach Torgau schaffen konnten. Hier war er, wider Aller Erwarten, so leidlich wieder genesen, blieb jedoch immer kränklich, da die Lunge verletzt war. Dies sowol und vielleicht auch das üble Omen eines so mislichen Anfangs hielt ihn ab, die beschlossene Reise vorzunehmen. Er hielt sich einige Zeit in Altenburg auf, beschäftigte sich mit seinen Rechtsstudien, mit französischer und italienischer Sprache und mit Architektur, und übernahm später die Güter Salis, Hänichen, Nenkersdorf und Reinharz, war übrigens, als Erbmarschall und sonst, in den landstän-

1) Sie war geb. 18. April 1600, vermählte sich 24. Juni 1617 und † 9. Nov. 1644.

dischen Angelegenheiten vielfach thätig. Seine Kränklichkeit hielt ihn nicht ab, in zwei Ehen 14 Kinder zu erzeugen. Seine zweite [1]) Gemahlin war wieder eine Einsiedel [2]) aus Syra, eine Nichte seiner Mutter. Aus der zweiten Ehe stammte Heinrich Löser auf Reinharz, Meuro und Clöden, geb. 9. April 1665, † 16. Dec. 1705, dessen Sohn Hans (geb. 17. April 1704, † 16. Juli 1763), kursächsischer Conferenzminister und im September 1745 in den Grafenstand erhoben ward, auch sechs Söhne neben acht Töchtern hinterließ, deren doch keiner den Stamm fortgepflanzt hat. Ein Stiefbruder jenes Heinrich und Sohn des Kurt aus erster Ehe, Hans auf Salis und Renkersdorf, hatte aus drei Ehen 27 Kinder und darunter 16 Söhne und doch ist auch dieser Zweig, wie das ganze Geschlecht, erloschen.

Nun in dem allen liegt allerdings manches Zeugniß für die mehrfache Verflechtung der Löser und der Einsiedel, und Kurt Löser's nähere Verwandte aus letzterer Familie haben schließlich jenen für geistesschwach geltenden Hans v. Einsiedel beerbt. Indeß ergibt sich doch nirgends ein näherer Anhalt für weitergehende Vermuthungen, als daß Hans v. Einsiedel den Kurt Löser gekannt und lebhaft im Sinne getragen haben mag. Wie es gekommen, daß es sich nach Löser's Tode so auffällig mit dem Zustande Einsiedel's besserte, bleibt unerklärt.

---

1) Die erste war Anna Sibylle, Tochter Friedrich's v. Körbitz, auf Wendgräben und der Anna Magdalena v. Arnim aus Wendgräben, geb. 1627, vermählt 11. Juni 1648, † 2. April 1663 im Kindbett, nachdem sie fünf Söhne und sieben Töchter geboren.

2) Margarethe Sibylle, geb. 2. Sept. 1642, eine Tochter Innocenz v. Einsiedel auf Syra, Hopfgarten und Rüdigsdorf und der Dorothea aus dem Winkel aus Wettin, vermählt 13. Juli 1664.

Wir kehren, nach dieser längeren Episode, zu den Gefangenen des Hohnsteins zurück. Am 6. Nov. 1681 wurde der Oberkämmerer Trützschler, abends 9 Uhr, auf der Ortenburg zu Budissin, wohin sich Kurfürst Johann Georg III. damals der Pest halber geflüchtet hatte, verhaftet, Tages darauf nach Senftenberg und später auf den Hohnstein [1]) gebracht, wo er lange gesessen hat und auch gestorben ist. Die Ursache ist nicht genau bekannt. Es scheint, Trützschler hatte das Finanzwesen des Kurfürsten, wie derselbe noch Kurprinz war, verwaltet, und es ward nun kurfürstlicher Seits behauptet, daß es mit dieser Verwaltung nicht richtig zugegangen sei, während Trützschler wieder noch Anforderungen zu haben versicherte und sich, als diese nicht anerkannt wurden, zu misliebigen Aeußerungen verleiten ließ, die dem Kurfürsten zu Ohren kamen.

Unbegründet scheint es zu sein, daß auch der bekannte Abenteurer und Goldmacher Johann Hektor v. Klettenberg auf dem Hohnstein gesessen. Zwar hatte ein Rescript vom 31. Dec. 1718 seine Abführung dahin angeordnet. Da jedoch beschlossen ward, vorher einen Offizier dahin zu senden, um die Localität untersuchen und etwa vorzunehmende Reparaturen besorgen zu lassen, und da ein Rescript vom 11. Febr. 1719 seine Abführung auf den Königstein verfügte, wohin er auch am 18. März wirklich gebracht ward, so scheint es, daß die erwähnte Localinspection zu einer Aenderung des ursprünglichen Beschlusses veranlaßt hatte [2]).

---

1) Nach andern Nachrichten auf den Königstein. Doch haben wir ihn in dem Verzeichnisse der hier Detinirten nicht gefunden.

2) Hierüber, sowie über das sonstige, an sich sehr für unsere Sammlung geeignete Leben jenes Mannes, siehe die interessante, auf den archivalischen Quellen beruhende Schrift v. Weber's: „Aus vier Jahrhunderten", I, 107 ff.

Noch wird ein Gefangener des Hohnsteins aufgezählt, der aber nicht unter die Staatsgefangenen gehört, sondern der gewöhnlichen Justiz unterlag, insofern aber merkwürdig ist, als er der letzte gewesen sein soll, der dort der Tortur unterworfen worden. Es war dies ein Fleischer Hahn, der, mit Beihilfe seiner Frau und Tochter, einen jungen Burschen wie ein Kalb abgeschlachtet hatte. — Wol auch den gewöhnlichen Gefangenen gehörte der Ungenannte an, der im Gefängnisse aus seinem gehackten Bettstroh ein mehr als zwanzig Ellen langes Seil gefertigt hatte, an dem er sich an dem senkrechten Felsen herunterließ. Es war zu kurz; er mußte in die Tiefe hinabspringen, brach beide Beine und wurde in seinen Kerker zurückgebracht. Das Seil ist lange als eine Merkwürdigkeit gezeigt worden und wird es vielleicht noch.

Gehen wir nun zu den Staatsgefangenen der Pleißenburg zu Leipzig, jenes noch jetzt erhaltenen, zu verschiedenartigen und namentlich militärischen Zwecken dienenden Gebäudecomplexes, über, dessen Grundstamm Kurfürst Moritz 1548—49 aufführen ließ, während Kurfürst August 1557 den inneren Ausbau vollendete. (Die alte Pleißenburg, eine der drei Zwingburgen, welche Markgraf Dietrich der Bedrängte schon im 13. Jahrh. errichtet hatte, lag an einer wesentlich anderen Stelle.)

Die ersten merkwürdigen Gefangenen der Pleißenburg gehören den kryptocalvinistischen Händeln an, in die sich zugleich, wie in alle diese kirchlichen Streitigkeiten, politische Beziehungen knüpften. Zuerst tritt unter ihnen Georg Krakau (Cracovius) auf. Derselbe war am 12. April 1525 zu Stettin geboren, und hat vielleicht der pommerschen Adelsfamilie dieses Namens angehört, die wol in jener Zeit, wie so manche andere, noch zwi-

schen den Berufen des höheren Bürgerstandes und des Landadels hin- und herschwankte. Melanchthon's Ruf hatte ihn auf die wittenberger Universität gezogen, wo er seine Studien absolvirte und die Magisterwürde erlangte.

Auf die Empfehlung seines Landsmannes Dr. Johann Bugenhagen erhielt er 1548 eine Stelle als Lehrer der griechischen Sprache an der Universität Greifswalde, kehrte jedoch schon 1551 nach Wittenberg zurück, wo er Bugenhagen's Tochter Sara heirathete. Nach damaliger, dem Stande der Wissenschaften in jener Zeit entsprechender Weise war seine akademische Wirksamkeit sehr vielseitig. Er las über griechische Sprache, über Cicero de officiis, über die Metamorphosen des Ovid, die Aeneide des Virgil und über die Institutionen. 1554 wurde er Doctor beider Rechte und 1557 in den Rath Kurfürst August's berufen. Von da an finden wir ihn bei allen bedeutenden Staatshändeln jener in dergleichen so geschäftigen Zeit betheiligt. Schon im September 1557 erscheint er bei dem Colloquium zu Worms, das zwar seinen officiellen Zweck, einen Versuch zur Wiedervereinigung der Kirche zu machen, wol unter keinen Umständen hätte erreichen können, ohne den starren Zelotismus der ultralutherischen Hoftheologen der ernestinischen Linie, welche gegen Melanchthon und seine Anhänger feindseliger waren, als gegen Rom, doch vielleicht manches Gute für das innere Leben und die gegenseitige Stellung beider Kirchen hätte bewirken mögen, so aber nur zum Triumphe und zur weiteren Stärkung der alten, wie zur vermehrten Zerrüttung der neuen Kirche beitrug. Dann war er bei Abschließung des frankfurter Recesses thätig, der am 18. März 1558 unterzeichnet ward. In demselben vereinigten sich die Kurfürsten von Sachsen, von der Pfalz und von Brandenburg, der Landgraf von

Hessen, der Herzog von Württemberg und der Pfalzgraf von Zweibrücken über eine von Melanchthon entworfene Friedensformel, welche den ungünstigen Eindruck des wormser Colloquiums verwischen sollte und dazu an sich wol geeignet gewesen wäre, aber auch ihren Zweck verfehlte, weil sie der Zelotenpartei, so gewiß sie ihnen auch alles nachgab, was sie nur irgend mit einigem Scheine von Grund verlangen konnten, viel zu gemäßigt, zu versöhnend, zu wenig verdammend und verketzernd war. — 1559 finden wir Krakau auf dem Reichstage zu Augsburg und im Januar 1561, im Gefolge des Kurfürsten, auf dem naumburger Convent, der noch einmal versuchen sollte, die inneren Zerwürfnisse der Protestanten zu vergleichen und ihre Stellung der alten Kirche gegenüber zu kräftigen, über all den Subtilitäten der eifernden Theologen aber zu keiner wahrhaften Einigung kam, vielmehr manche Kluft nur schroffer machte. Als den päpstlichen Nuntien Delfino und Commendone, welche, in Gemeinschaft mit kaiserlichen Gesandten, auch nach Naumburg gekommen waren, um die Protestanten zur Beschickung des Concils aufzufordern, die ablehnende Antwort überbracht ward, war Krakau der Wortführer der aus zehn Räthen bestehenden Deputation. An seiner Rede rügte Commendone, der eine, jedenfalls für die damaligen protestantischen Zustände manches Treffende enthaltende Gegenrede vortrug, nicht ohne Grund, das Gehässige einzelner Ausdrücke. Das wesentlichste Resultat des Conventes war zuletzt noch — eine scharfe Censurbestimmung. — 1564 finden wir Krakau auf dem wormser Deputationstage, auf welchem über den Landfriedensbruch des Herzogs Erich II. von Braunschweig-Calenberg und über die Grumbachischen Händel berathschlagt wurde. Bei der Achtsvollstreckung wider Herzog

Johann Friedrich zu Sachsen und den Grumbach'schen Anhang war auch Krakau in Gotha (1567). Damals soll ihn der Kanzler Christian Brück, als die unglücklichen Gefangenen in die Folterkammer geführt waren, welcher Scene Kurfürst August und Herzog Johann Wilhelm hinter einem Vorhange beiwohnten, um Fürsprache bei dem Kurfürsten, daß ihm das Leben geschenkt, oder doch nur das Schwert zuerkannt und die Folter erlassen werde, angefleht, ihn erinnert haben, daß er einst sein Lehrer in Wittenberg gewesen, und ihn bei dem Andenken seines Vaters [1]), der so viel für das Haus Sachsen und die evangelische Kirche gethan, beschworen haben. Krakau aber habe erwidert: „Habe er etwas bei ihm gelernt, so habe er es ihm ja bezahlt (!). Sei sein Vater ein redlicher Mann gewesen, so hätte er dem Beispiele desselben folgen sollen." Der alte Mann wurde gefoltert, was damals sehr häufig in der That nur geschah, um die Strafe eines Gestürzten zu verschärfen, wie denn in dem vorliegenden Falle nicht abzusehen war, was man noch von ihm erfahren wollte, und wurde am 18. April auf die Schlachtbank gelegt, wo er angenagelt, ihm der Leib aufgeschnitten, dem noch Lebenden das Herz aus dem Leibe gerissen und ihm ins Gesicht geschlagen und dann der Leichnam in vier Stücke zerhauen wurde! Zu dieser Schlächterei wurde der erst wenige Tage vorher gefolterte Greis in einem langen schwarzen Trauermantel, mit einem Flor auf dem Hute, auf das Schaffot geführt und zum Willkommen von acht Trompetern angeblasen. Vergebens flehte er noch auf dem Schaffot, ihm wenigstens noch vor dem Viertheilen den Kopf abzuhauen.

---

1) Gregor Brück. Er übergab 1530 zu Augsburg die lateinische Urkunde der Augsburgischen Confession.

Die Henker erwiderten: es werde mit ihm geschehen, wie Se. Kurf. Gnaden befohlen. Als ihm der Leib aufgeschnitten und das Herz ausgerissen wurde, rief er noch mit lauter Stimme zu Gott um Barmherzigkeit, und bei Ihm wird er gefunden haben, was ihm Menschen versagten. Wäre es nicht auch ein Zug jener unchristlichen Rachsucht, die sich nur zu oft auch in die menschlichen Gerechtigkeitsansichten verwebt, wenn man die harte und grausame Behandlung von Menschen dadurch entschuldigt findet, daß sie ihrerseits ebenso gehandelt, so könnte man freilich das Schicksal dieses Mannes weniger zu bedauern geneigt sein, sobald man sich erinnerte, daß er nicht lange vor seiner Katastrophe den Geheimschreiber Rudolf so hatte foltern lassen, daß der Stockmeister sagte: wenn er ihn so hart spannen sollte, wie ihm von dem dabeistehenden Kanzler befohlen worden, so würde er wie eine Saite zerbersten, zumal ihm bereits das Blut aus dem Nabel gesprungen sei. Und dabei war persönliche Feindschaft im Spiele, indem Rudolf und dessen Eidam Husanus ihn vorher in Ungnade bei dem Herzog gebracht hatten, sodaß er auf sein Landgut entlassen wurde, von wo man ihn zu seinem Unglück zurückberief, damit er die Grumbach'sche Sache durchfechte. Ueberhaupt gehörte Brück, wie sein Vater, nicht zu den guten Rathgebern ihrer Fürsten, die sie vielmehr in den extremeren Schritten bestärkten [1]), die zuletzt zu ihrem Unglück ausschlugen. Ebenso könnte man meinen, daß Krakau wol, als er später selbst seine grausame Folterung zu bestehen hatte, sich erinnert haben möchte, wie er einst den Kanzler Brück in seinen Nöthen ohne Trost gelassen.

---

1) Dies tritt auch in der interessanten Schrift v. Langenn's hervor: „Melchior von Ossa", Leipzig 1858.

Indeß die Härte der Menschen mag wol ihnen selbst das Recht nehmen, sich über gleiche Härte zu beschweren, rechtfertigt aber andere doch nicht, die gegen sie verfahren, wie kein Mensch gegen Menschen verfahren soll, und wie es aller edleren Menschlichkeit und nun vollends dem Christenthum widerspricht.

1571 ging Krakau nach Prag zu Kaiser Maximilian, um Namens seines Herrn die böhmischen Lehen zu empfangen, und im September desselben Jahres begleitete er den Kurfürsten nach Dänemark, wo damals die von uns früher (Bd. IX, 101 ff.) berichteten Heirathshändel mit dem Grafen Günther von Schwarzburg besprochen wurden, welche Krakau dann auch zu thun gaben. Neben diesen mancherlei Sendungen und Verhandlungen und neben den Geschäften, mit denen er im inneren Lande beauftragt wurde, setzte er von Zeit zu Zeit auch seine akademische Wirksamkeit fort, wie er denn 1559 zum Rector der Universität Wittenberg geworden ist. Am bedeutsamsten und nachhaltigsten war aber seine Wirksamkeit für die privatrechtliche Gesetzgebung. Seit langer Zeit lagen in Sachsen das von den gelehrten Juristen vertretene römische und das von den Schöffen festgehaltene deutsche Recht, in seinem reinsten Ausdruck dem Sachsenrecht, im Kampfe, wobei das Erstere sich allmählich weitere Bahn brach, wenn auch unter mehrfacher, bewußter und unbewußter Accommodirung an die volksthümlichen Rechtsanschauungen, von denen sich auch die gelehrten Juristen jener Zeit nicht so frei machen konnten, wie es spätere vermochten. Jedenfalls hinderte das Ansehen, das das römische Recht bei den gelehrten Juristen erlangte, die wissenschaftliche Fortentwickelung des deutschen, und schon dadurch mußte das letztere in manchen Beziehungen ungenügend werden. Je mehr sich

ein eigener, gelehrter Juristenstand bildete, desto entschiedener kam die Fortbildung des Rechts durch das Volk selbst ins Stocken, und so war es wol an der Zeit, auf dem Wege der Gesetzgebung zu thun, was bis dahin durch das Leben selbst bewirkt worden war. Kurfürst August ließ einen Entwurf zu einer gesetzlichen Lösung von Streitfragen, die der Entscheidung bedürftig schienen, fertigen, wozu eine besondere Commission von Räthen aus leipziger und wittenberger Professoren eingesetzt ward, deren vortretendste Mitglieder die wittenberger Rechtslehrer Johann Schneidewein aus Stolberg († 1568) und Mathäus Wesenbeck[1]) aus Antwerpen († 1586) waren. Die letzte Redaction des Entwurfes besorgte Krakau und so entstanden die berühmten Constitutionen Kurfürst August's von 1572, eine in der That treffliche Gesetzgebung, von meisterhafter Fassung, auch keineswegs in schroffen Conflict mit noch wahrhaft lebendigen deutschen Rechtsanschauungen tretend, sondern das Fremde und das Heimische umsichtig vermittelnd. Doch erregten sie damals manche Störung, da sie sich mehrfach entgegenstehenden Localstatuten und Gewohnheiten entgegensetzten. Noch war dem Volke das Recht, das es sich selbst geschaffen und von den Vätern ererbt hatte, theuer, während es sich später dem vermeintlichen Normalrechte, das die Juristen priesen, gegenüber in Nichtverständniß und Gleichgiltigkeit verhielt. Namentlich Freiberg protestirte eifrig gegen Veränderungen seines Stadtrechts und beschickte den Kurfürsten deshalb durch

---

1) Er war in Frankreich zu der neuen Lehre geführt und dann Professor, erst in Jena, später in Wittenberg worden. Der Kaiser erneuerte seinen Adel. Er hinterließ 13 Kinder, davon er 12 nach den Namen der Apostel taufen ließ.

eine besondere Deputation, die aber von Krakau eine schnöde Antwort erhielt. „Der Kurfürst", sagte er, „hat die Constitutionen ausgegeben, damit das Land ein durchaus gleichförmiges Recht haben solle, weil man bisher sehr in ungewissem [1]) Rechte gelebt und die Schöppenstühle stark wider einander gesprochen haben. Etliche Städte haben ein grob unvernünftig Recht, welches wider die Natur läuft. Solche grobe, viehische Rechte wären seines Erachtens, weil Freiberg dem Walde nahe, aus Böhmen (!) in diese herrliche Lande geflohen; derowegen müsse man sie ausrotten [2]). Daß die alten Fürsten der Stadt Freiberg und anderer Städte Statuta also confirmiret und privilegiret, sei aus Alberkeit (!) geschehen und nicht also wie jetzt erwogen, denn die Höfe seien eingezogen gewesen; man habe auch nicht soviel gelehrte Leute als jetzt gehalten."

Krakau war 1565 zum Geheimen Rath ernannt worden. Auch seine sonstigen äußeren Verhältnisse waren die günstigsten. Er besaß das Rittergut Schönfeld bei Dresden, wo er bis 1573 das noch jetzt stehende hohe, mit vielen Giebeln verzierte Schloß erbaute. Nachdem der Kanzler Dr. Simon Pistoris [3]) auf Seuselitz sich

---

1) Ungewiß war das Recht überall da nicht, wo eben bestimmte übliche Rechte bestanden. Auf die Gleichförmigkeit des Rechts kommt aber nur da etwas an, wo sich ein bestimmtes gesellschaftliches Interesse an seinen Inhalt knüpft, nicht, wo es sich blos um die Bequemlichkeit der Juristen, oder um ihr Vorurtheil für ein bestimmtes Rechtssystem handelt.

2) So grob drücken sich neuere Romanisten allerdings nicht aus. Das Grundgefühl mag bei manchen dasselbe sein.

3) Er stammte aus einer leipziger Gelehrtenfamilie. Seine Kinder führten den Adelstitel. Seine erste Frau war eine Bürgerliche; die beiden andern gehörten den im Uebergange zum Adel begriffenen Familien der Alnpeck und der Ziegler v. Kliphausen an. Die Familie ist zu Anfang des 18. Jahrhunderts erloschen. Seuselitz

in sicheren Ruhestand zurückgezogen hatte und 1562 gestorben, dessen Nachfolger Dr. Ulrich Mordeisen [1]) aber 1565 in Ungnade gefallen war, mochte Krakau der einflußreichste Berather des Kurfürsten August sein. Aber auch ihm kam ein plötzlicher und furchtbarer Sturz. Er mochte sich manchen Feind gemacht haben. Ihn als ein Opfer der Opposition der Adelsaristokratie gegen einen bürgerlichen Bahnbrecher des Beamtenstandes darzustellen, scheint uns nicht gerechtfertigt, da in jener Zeit überhaupt der Gegensatz zwischen Adel und Bürgerstand noch nicht in späterer Schroffheit bestand, das ganze Adelsverhältniß noch ein schwankendes und elastisches war, seine gefährlichsten Gegner Bürgerliche waren, und die Landstände sich gegen ihn milder gesinnt zeigten, als die Rathgeber des Kurfürsten. Daß manche von ihm bewirkte Neuerungen den Wunsch nach seiner Beseitigung erregt haben mögen, ist dagegen natürlich, und sein zuweilen schroffes, hochfahrendes und gelegentlich grobes Auftreten mochte manchen verletzt haben. Als sein besonderer Gegner wird der Geheime Rath Dr. Lorenz Lindemann auf Sedlitz angeführt, von welchem auch eine adelige und seit 1790 freiherrliche Familie stammt. Dieser

---

kam durch eine Erbtochter an die Bünau, ist aber jetzt in den Händen der durch die Industrie bereicherten Familie Claus.

1) Geboren zu Leipzig 1519, hier und in Padua gebildet, Prof. zu Wittenberg, Reichskammergerichtsassessor, 1548 erst Kanzler, später Geheimer Rath, zugleich Ordinarius der Juristenfacultät zu Leipzig. Die Art, wie er aus dem Besitze des Klosters Alten-Zelle 15 Güter erworben hatte, welche seine Söhne 1587 für 525,000 Gülden an den Kurfürsten verkauften, zog ihm 1565 Verdacht, Verhaftung und Entlassung zu. Er wurde aber 1566 wieder frei und von neuem, wenn auch nicht als Kanzler, verwendet, und starb 1574. Seine Familie bestand noch im 18. Jahrh. im Besitz des Adels, den ihr Gründer erlangt, aber nicht geführt hatte, ist aber auch erloschen.

und die kurfürstlichen Räthe Berlich und Dr. David Peifer, der später Kanzler wurde, sollen der Kurfürstin Anna allerlei unvorsichtige Aeußerungen hinterbracht haben, welche Krakau sich über sie erlaubt haben sollte, und Anna war empfindlich und nachtragend. Sie mochte ihm um so mehr zürnen, als sie ihn früher begünstigt und gehoben, sich aber in ihren Erwartungen von seiner unbedingten Ergebenheit getäuscht gefunden hatte. Nun kam die Zeit, wo der Kurfürst August, als er manche unbestreitbare Täuschungen erkannte, mit denen ihn die Kryptocalvinisten umstrickt hatten, in den heftigsten Zorn gegen diese Richtung und in eine Stimmung gerieth, wo jeder Verdacht des Kryptocalvinismus bei ihm Glauben fand und den Gegenstand des Verdachts in seine äußerste Ungnade brachte. Man findet eigentlich nicht, daß Krakau an den Verständnissen und Maßnahmen der Kryptocalvinisten näheren Antheil genommen. Indeß theils war er ein alter Wittenberger, und eine seltsame Fügung hatte es gewollt, daß damals gerade in Wittenberg, dem einstigen Sitze Luther's, die mildernden und maßvolleren Ansichten, welche von Luther's extremen Anhängern verketzert wurden, ihren Mittelpunkt hatten. Dann mochte Krakau auch bei den oben erwähnten Religionsverhandlungen oftmals Anlaß gefunden haben, an der Starrheit, Beschränktheit und dem Zelotismus der Ultralutherischen Anstoß zu nehmen, und Kurfürst August hatte vergessen, daß er damals wol auch diese Stimmung seines Rathes manchmal getheilt hatte. Genug, es gelang, Krakau des Kryptocalvinismus zu verdächtigen, und damit hatten sich mit einem Schlage die Gunst und das Vertrauen des Kurfürsten in ihr Gegentheil verwandelt, und er sah in Krakau nur den untreuen Rath, der ihn „schändlich und böslich betrogen“ habe, den er für einen

„frommen und redlichen Mann gehalten und der doch aus seinen Handlungen das Gegentheil befunden" worden. Bei alledem dürfte man, wie andere Beispiele von Kryptocalvinisten, bei denen man sich mit ihrer Entfernung aus dem Lande zufrieden gab, zeigen, glimpflicher mit Krakau verfahren sein, wenn er einem angesehenen, im Lande weit verzweigten Geschlechte angehört hätte, und insofern hat wol sein Verhältniß als Fremder und Emporkömmling dazu beigetragen, sein Verderben zu vollenden. Er wurde im April 1574 auf seinem Schlosse zu Schönfeld verhaftet. Die zum 24. Mai nach Torgau berufenen Landstände, in deren Gutachten wenigstens einiges Nähere von den Anklagepunkten vorkommt, begnügten sich mit dem Rathe: Krakau möge, „weil er neue Lehre einführen wollen, vom Kurfürsten übel geschrieben, von seinem Regimente höhnisch geredet und Heimlichkeit offenbaret", seines Dienstes entsetzt und in seinem Hause zu Dresden in Haft gehalten werden. Dem Kurfürsten war das viel zu mild. Er erschien am 28. Mai, mit seinem ganzen Hofstaate, in der Versammlung der Landstände, denen er durch den Geheimrath Lindemann erklären ließ, daß wegen der verübten Frevel strenge Maßregeln ergriffen werden müßten. Dann ließ er ihnen eine von ihm eigenhändig für seine Räthe aufgesetzte Instruction mittheilen, worin es u. a. hieß: „Sanftmüthige Rathschläge in Gewissenssachen könnten sehr verkehrlich gedeutet werden. Dieser verlogenen falschen Buben wegen habe er als unwürdiger Landesherr, darnach die fromme Landschaft, unschuldigerweise in das Geschrei und in den Verdacht gerathen müssen, von der reinen Lehre abgefallen zu sein und die calvinische angenommen zu haben. Der langwierige Zank in diesem Lande sei allein aus der Ursache hergeflossen, daß die heimlichen Calvinisten sich

nicht öffentlich zu ihrer Lehre hätten bekennen wollen; sonst wäre der Pauken zeitlich ein Loch gemacht worden, und hätte das Ungeziefer hier nicht nisten sollen. Die Nothdurft erfordere, stattlichen Rath darüber zu halten, wie diesem giftigen Geschmeiß in Zeiten gewehret und dasselbe mit der Wurzel ausgerottet, die Kirchen und Schulen aber wiederum in einen ruhigen Stand gesetzet werden möchten. Dies werde nicht allein Gott wohlgefallen, sondern auch bei den Nachkommen ein ewiger Ruhm, wie das Gegentheil eine ewige Unehre sein" [1]).

Kurfürst August handelte in gutem Glauben, wenn auch in arger Befangenheit. Zeit und Zuständen mag das uns Unbegreifliche angehören, daß er einen Mann, der so lange Jahre zu seinen Vertrautesten gehört hatte, von ihm geschätzt und geachtet worden war, und ihm unbestreitbar manche nützliche Dienste geleistet hatte, so auf einmal gänzlich verwerfen und so schonungsloser Behandlung preisgeben konnte. Krakau ward am 13. Juli 1574 auf die Pleißenburg und dort in einen der schlimmsten Kerker gebracht. Hier ward er harter Folterung unterworfen, da man ja erst herauszubringen hatte, was allein seinen Sturz begründen konnte. Es scheint nicht, daß dies gelungen ist. Von irgendwelchen Mitteln zu rechtlicher Vertheidigung hört man nicht, daß sie dem Unglücklichen gewährt worden. Der Schloßhauptmann der Pleißenburg, Georg Richter, und dessen Sohn, ein noch studirender Magister, wurden beschuldigt, daß sie dem Krakau Schreibmaterialien zugesteckt, seiner Familie und seinen Freunden Zutritt zu ihm verschafft und ihm Ge-

1) Hutteri Concordia concors, VIII, 68.

legenheit zur Flucht hätten geben wollen. Darauf wurde der Schloßhauptmann Richter, der am 3. Dec. 1574 verhaftet worden war, auf kurfürstlichen Befehl vom 8. März 1575, vor den Soldaten zum Schelm gemacht, als solcher durch den Scharfrichter ausgerufen, und mit seinem Sohne, der relegirt ward, zur Stadt hinausgeführt, wo sie Urphede schwören und ewiger Landesverweisung verfallen sollten. Als der ältere Richter sich dabei laut beschwerte, daß ihm Unrecht geschehe, und sich weigerte, die Urphede zu schwören, ward er ins Gefängniß zurückgeführt und am 10. März mit Staupenschlag aus der Stadt gebracht. Mögen Vater und Sohn auswärts ein recht glückliches Loos gefunden haben! Dem Unglücklichen, dem sie helfen wollten, hatten sie nur geschadet. Krakau wurde in noch härterer Haft gehalten, soll in seiner Verzweiflung versucht haben, sich durch Messerstiche zu entleiben, und darauf, mit Ketten belastet, in ein unterirdisches Gefängniß gebracht worden sein. Hier fand man ihn am 16. März 1675 todt auf seinem Strohlager. Nach einigen Berichten hätte er 14 Tage weder Speise noch Trank genommen, auch 16 Tage lang keine Ausleerung gehabt, wäre also an Entkräftung gestorben. Nach andern, denen wir gern nicht glauben wollen, wäre er noch mehrmals und in verstärkten Graden, angeblich auf ein Urtheil des Schöppenstuhls, der, nach seiner damaligen Zusammensetzung, in ihm den gelehrten Juristen haßte, gefoltert worden, bei dem zweiten Grade besinnungslos zusammengesunken und noch denselben Tag gestorben. Er wurde sogleich in Jakob Gruber's Garten am Thomaspförtchen begraben, doch schon am 18. wieder herausgenommen und von seinen Freunden auf sein Gut abgeführt, wo er in der Familiengruft beigesetzt ward. Er war todt und dem Todten mochte

man die Rücksicht schenken, die man dem Lebenden so grausam versagt hatte.

Der Sara Bugenhagen war es erspart worden, den Sturz ihres Gemahls hienieden zu erleben. Sie war am 17. Dec. 1563 zu Wittenberg gestorben. Krakau hatte aber 1566 eine zweite Ehe geschlossen, indem er die Tochter des Münzmeisters Sebastian Franke zu Schneeberg, Christine Franke, heimführte, deren eine Schwester, Marie, mit Dr. Jakob Themingen, Ordinarius zu Leipzig, die andere, Barbara, mit dem Rentmeister Hans Harrer verheirathet war. Seine erste Gattin hatte ihm drei Söhne und vier Töchter geboren. In dem Kaufvertrag über Schönfeld, laut dessen seine Kinder dieses Gut 1585 an den kurfürstlichen Kammermeister Georg Schilling verkauften, werden als die damals noch lebenden Kinder des Dr. Georg Krakau genannt: Paul, Georg, Hans, Marie, Benedict Balthasar Hofmann's zu Stettin Witwe, und Katharine, Jakob Grieben's des Jüngern, Rathsherrn zu Leipzig, Ehefrau. — Die 13 Häuser in der Klostergasse zu Dresden, deren Complex Krakau gleichfalls besessen hatte, waren schon 1577 durch Paul Krakau verkauft worden.

Der Zusammenhang der Krakau'schen Sache mit den juristischen Bewegungen verrieth sich auch dadurch, daß es bei Krakau's Sturze dem schlauen Demagogen Rauscher († 1576) gelang, die schon seit 1572 aus dem Rathe vertriebenen Doctoren auch aus dem Schöppenstuhle zu entfernen, oder sie hier doch auf eine Minderzahl zu beschränken; welcher letzte Versuch, die, wie die Dinge einmal standen, unabweisbare Nothwendigkeit des Juristen- und Beamtenstandes zu verleugnen, freilich nur von kurzer Dauer war. Auch das freiberger Stadtrecht ward 1576, mit einigen Abänderungen, neu bestätigt.

Kürzere Zeit und, wenn auch in strenger Haft, doch ungemartert, weilten in jener Zeit auch einige wittenberger Professoren der Theologie in der leipziger Pleißenburg. Man hatte eine Declaration über die angeblich echt lutherische Lehre vom h. Abendmahl, in welcher zugleich jede abweichende Meinung mit einer entschiedenen Verdammung belegt war, verfaßt, lud nun alle verdächtigen Theologen nach Torgau und legte ihnen die Declaration, sowie vier entsprechende Fragestücke vor. Sie sollten u. a. erklären: „ob sie alles, was in den Schriften des seligen Herrn Doctor Luther's, besonders in seinen Streitschriften wider die Sacramentirer, namentlich in der Schrift wider die himmlischen Propheten, in der Schrift über die Worte: das ist mein Leib, in dem großen Bekenntniß und in dem kurzen und letzten Bekenntniß vom Abendmahl aus dem Jahre 1544 enthalten sei, für die rechte, einige und ewige Wahrheit Gottes annähmen;" eine Frage, deren verlangte Bejahung von K. A. Menzel (Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation, zweite Ausgabe, II, 483) geradezu für gotteslästerlich erklärt wird — und wahrscheinlich von Luther selbst dafür erklärt worden sein würde. Die allermeisten unterschrieben alles und würden auch noch anderes unterschrieben haben. Ein Enkel Melanchthon's unterzeichnete weinend. Vier Mitglieder der wittenberger theologischen Facultät, Wiedebram[1]), Cruciger[2]),

---

1) Friedrich Wiedebram, geb. zu Pößneck 4. Juli 1532, war erst Rector zu Zerbst und Eisenach, bevor er 1562 als Professor nach Wittenberg berufen ward. Er † als Kirchenrath zu Heidelberg 2. Mai 1585.

2) Sohn des Kaspar Cruciger, der, geb. 11. Jan. 1504, für die Protestanten 1530 zu Augsburg das Protokoll führte, später von Luther an Calvin geschickt ward, und 19. März 1548 †, und der

Pezel[1]) und Moller, weigerten sich, wiewol einzeln vernommen, doch übereinstimmend, irgend etwas von dem Vorgelesenen zu unterschreiben. Die neue Nachtmahlslehre enthalte, sagten sie, mehrere Punkte, welche nicht nur unerweislich, sondern auch bedenklich und gefährlich wären. Sämmtliche als Irrthümer ausgezeichnete Meinungen der älteren und neueren Sacramentirer ohne Ausnahme[2]) zu verdammen, könnten sie sich nicht entschließen. Luther's Bücher seien „ungewiß." Er habe bisweilen so, bisweilen anders geredet. In den Streitschriften befänden sich obendrein „Schmuzflecken und widerwärtige Dinge". [3]) Auch die der philosophischen Facultät angehörigen Professoren Esram Rüdiger und Wolfgang Crell weigerten sich, zu unterschreiben, und wurden hierauf in ein Gewölbe des torgauer Schlosses, die vier Theologen aber zusammen in ein Zimmer gesperrt und hier mehrere Tage lang unter schwerer Bedrohung bearbeitet. Als sie auch hier sich nicht fügten, wurden die Theologen, mit einer 50 Mann starken Wache,

---

Elisabeth v. Meseritz. Er † als Consistorial-Präsident in Kassel 16. April 1597, im 72. Jahre. Sein Sohn Georg, geb. zu Merseburg 24. Sept. 1575, † als Prof. zu Marburg 8. Juli 1637. Dessen Sohn Kaspar Konrad, geb. 1610, † als Prediger zu Danzig 11. Aug. 1682.

1) Christoph Pezel, geb. 1539, kam, nach seiner Vertreibung aus Sachsen, erst als Lehrer nach Siegen und Herborn, ward 1588 Superintendent zu Bremen und † 25. Febr. 1604.

2) Es befand sich u. a. auch eine Lehre Melanchthon's dabei, den man freilich nicht nannte, der aber eine mindestens ebenso gute Autorität war, wie Luther.

3) Das war alles nur zu wahr. Daß übrigens Luther seine Ansichten mehrfach änderte, war menschlich-natürlich und, da es auf Ueberzeugung beruhte, tadelloser, als wenn er, wider seine Ueberzeugung, bei dem einmal Behaupteten beharrt hätte. Schlimmer, daß er auch seine Bibelübersetzung gelegentlich seinen wechselnden dogmatischen Ansichten accommodirte.

nach Leipzig auf die Pleißenburg geschafft und hier von den kurfürstlichen Beamten, Rauscher, den leipziger Theologen nochmals bearbeitet. Auch so erklärten sie sich, nach vierzehntägiger Haft, nur dazu bereit, die Declaration unter der Clausel zu unterzeichnen, daß es ihnen freistehe, sie nach Melanchthon's Sinne und Schriften auszulegen, den dresdener Consensus und ihre Gründe gegen die Ubiquität beizubehalten und die Verdammung der als ketzerisch bezeichneten Lehren nur im Sinne eines passiven Sichgefallenlassens dieser Verdammung anzunehmen. Sie unterschrieben mit diesem Vorbehalt, der aber bei Bekanntmachung der Acten verschwiegen ward! Dann durften sie nach Wittenberg zurück, mußten aber einen Monat Hausarrest halten und einen Revers unterschreiben, daß sie überall hingehen wollten, wohin der Kurfürst sie schicke. Hierauf wurden sie durch kurfürstlichen Befehl entsetzt und des Landes verwiesen, worauf Creuciger nach Hessen, Moller nach Hamburg, Pezel nach Bremen und Wiedebram nach der Wetterau ging. Crell und Rüdiger wurden einige Zeit lang zu Torgau in Haft gehalten und dann auch des Landes verwiesen.

Der leipziger Professor und Domherr Dr. Andreas Freihub hatte den wittenberger Theologen noch zugeredet, zu unterschreiben. Bald darauf ward er selbst von Selneccer denuncirt und man fand in seinen Dictaten einige Sätze über die Erhöhung Christi, das Verhältniß der beiden Naturen und die Art der Gegenwart Christi auf Erden, die man nicht normalmäßig glaubte. Nach Torgau vor eine Commission geladen, ließ er sich in der That belehren und versprach Widerruf. Von Leipzig aus aber erklärte er, daß er in Torgau durch die Stimmen der Theologen übertäubt worden sei, und nahm alle Concessionen zurück. Er wurde am Abend des 21. Mai 1576,

auf kurfürstlichen Befehl, durch sechs Sergeanten auf die Pleißenburg gebracht und hier bis zum 22. Aug. in Haft gehalten, an welchem Tage er früh sieben Uhr in Freiheit gesetzt wurde, aber zwei Stunden später das Kurfürstenthum verlassen mußte, worauf er sich nach Halle wendete.

So wenig wie Bugenhagen's, wurde Melanchthon's Schwiegersohn, Dr. Kaspar **Peucer**, geschont, war vielmehr ein Gegenstand um so größerer Erbitterung des Kurfürsten, je höher er vorher in dessen Gnade gestanden, sowie der entschiedensten Ungnade der Kurfürstin [1]), bei deren Lebzeiten er, wie sie ihm durch Rauscher geradezu sagen ließ, keine Befreiung hoffen durfte. Seine für jene Zeit so bezeichnende Leidensgeschichte ist jedoch zu bekannt, als daß wir hier nochmals auf sie eingehen möchten. Wir bemerken daher nur, daß er am 1. April 1574 zu Wittenberg verhaftet und zunächst auf das Schloß zu Dresden gebracht, am 12. wieder entlassen, aber auf Wittenberg confinirt, am 2. Aug. nach Rochlitz in Haft geschickt, im December 1575 nach Zeitz, am 1. März 1576 wieder noch Rochlitz zu härterm Gefängniß, und am 1. Aug. 1576 in die Pleißenburg nach Leipzig gebracht wurde, wo er fast ein Jahrzehend hindurch, bis zu Anfang des Jahres 1586, schmachten mußte, bis es, nach Anna's Tode (1. Oct. 1585), ihrer Nachfolgerin, der noch nicht dreizehnjährigen zweiten Gemahlin Kurfürst August's, der Agnes Hedwig von Anhalt (Bd. VII, S. 400), während des Beilagers mit ihrem bejahrten Gemahl (3. Jan. 1586) gelang, seine Freilassung zu erbitten. Fünf Jahre später, am 18. März 1591, ver-

---

1) Ueber einen Grund ihres Zornes siehe Bd. VII, S. 404.

sicherte ihn Kurfürst Christian I. zu Dessau mit dargereichter Hand seiner beständigen Gnade, und erinnerte, daß er ihm nicht zurechnen möge, was ihm von seinen Aeltern widerfahren. Sechzehn Jahre noch genoß Peucer der Freiheit und starb erst am 15. Sept. 1602 [1]). Seine treue Gattin war aber in den ersten Jahren seiner Haft aus Gram verschieden (12. Sept. 1576).

Zwischen diese Opfer des kirchlichen Zelotismus fällt ein Gefangener anderer Art: Cornelius v. Rürleben, kurfürstlicher Jägermeister, erst zu Zschopau, dann zu Dresden, wo er am 15. Sept. 1574 verhaftet wurde. Er ward beschuldigt, daß er der kurfürstlichen Familie übel nachgeredet, mußte, nach einem längern Processe, in Gegenwart der kurfürstlichen Familie und vieler Fremden, öffentlich in der Hofstube Widerruf thun und sich auf den Mund schlagen, worauf er 1577 nach der Pleißenburg abgeführt ward und hier seine unvorsichtigen Reden mit lebenslänglicher, noch durch 13 Jahre sich hinziehender Haft büßen mußte, bis ihn am 13. Nov. 1590 der Tod befreite.

Nach dem Tode des Kurfürsten August (11. Febr. 1586) und der Thronbesteigung des Kurfürsten Christian I. erhoben, unter dem Schutze des Kanzlers Crell, die der Hinneigung zum Calvinismus verdächtigen, eigentlich aber nur einer ausgleichenden und vermittelnden Richtung ergebenen Theologen wieder ihr Haupt, freilich nicht ohne den kurzen Tag ihrer Gewalt zu einigen, allerdings nicht so gröblichen Härten zu misbrauchen, wie die ihrer zelotischen Gegner gewesen waren und bald

---

1) Er war am 6. Jan. 1525 zu Budissin geboren, Professor der Medicin in Wittenberg und kurfürstlicher Leibarzt gewesen, und zuletzt fürstlicher Leibarzt zu Zerbst und Dessau.

abermals werden sollten. Ihre Freude war nicht von langer Dauer. Christian I. starb schon am 25. Sept. 1591 und unter der Regentschaft des nächsten Agnaten, des Administrators der Kur Sachsen, Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg (geb. 25. April 1562, † 7. Juli 1602), der bis zur Volljährigkeit des jungen Kurfürsten Christian II. (geb. 23. Sept. 1583, † 23. Juni 1611) die Regierung für diesen verwaltete, wurden, unter dem Einflusse der streng lutherischen Kurfürstin-Witwe und des durch fanatische Theologen aufgestachelten Volkshasses, sowie diesmal allerdings nicht ohne Mitwirkung der Adelsantipathie gegen den bürgerlichen Kanzler, Crell und seine Anhänger heftig verfolgt. Die Pleißenburg bekam damals wieder einen theologischen Gast an dem Dr. Christoph Gundermann, Diakonus an der Thomaskirche zu Leipzig. Derselbe hatte, als er die in Dresden und Wittenberg erfolgten Verhaftungen erfahren, bereits weislich die Flucht ergriffen, und war am Abend des 1. Nov. nach Naumburg gefahren, wo er sich bei dem dortigen Domprediger, einem Sinnesverwandten, zu verbergen gedachte. Indeß da die Thore verschlossen waren, als er hinkam, mußte er in einem Gasthofe der Vorstadt übernachten, wo er erkannt und so übel empfangen wurde, daß er vor Angst weder essen noch trinken konnte. Mit dem Frühesten machte er sich nun auf den Weg nach Kahla, seiner Heimat. Doch Boten aus Leipzig ereilten ihn unterweges zu Jena und er ließ sich von ihnen zur Umkehr verleiten. Allerdings dürfte ihm eine Weigerung auch nichts geholfen haben, da die Boten Gewaltbriefe bei sich hatten, mittels deren sie seine Verhaftung erwirkt haben würden. Er kam nach Leipzig zurück; man ließ ihn 14 Tage lang ruhig sein Amt verwalten, und er

glaubte schon, aller Angst und Gefahr überhoben zu sein. Da wurden am 15. Nov., früh 7 Uhr, auf einmal alle Thore geschlossen. Der Statthalter Christoph v. Heßler [1]), von einem Hauptmann mit 12 Trabanten begleitet, begab sich nach dem Rathhause, wo ein Abgeordneter der Ritterschaft, der Bürgermeister Bachoff und einige Rathsherren sich ihm anschlossen, und die ganze Gesellschaft bewegte sich nun nach den geistlichen Wohnungen an der Thomaskirche. Gundermann ward zwischen 9 und 10 Uhr auf seiner Studirstube überrascht, seine Bibliothek versiegelt, er selbst dem Schloßhauptmann überantwortet. Sein Haus blieb sechs Wochen lang Tag und Nacht von sechs Mann bewacht. Was mag man wol mit dem allen haben verhindern oder entdecken wollen?

Als man ihn in einem zerrissenen Schlafrocke, den er bei seiner Arbeit getragen, über die Gasse führte, mußte er sich von der Gemeinheit des schadenfrohen Pöbels mancherlei Mishandlungen gefallen lassen, zeigte aber noch Höflichkeit und Fassung genug, sich mit dem Bürgermeister um den Vortritt zu complimentiren. Im Anfang meinte Gundermann mit einigen Wochen Gefängniß davonzukommen. Die Sache zog sich aber schon fünf Monate hin und er sah noch kein Ende. Da be-

---

1) Christoph v. Heßler auf Burgheßler, Burkersroda, Schlöben, Möckern, dessen Vater Kurt († 1553) erst lutherisch geworden war und das Kloster zu Heßler gekauft hatte, verbrachte seine Jugend in französischen, spanischen, kaiserlichen Kriegsdiensten, ward dann kursächsischer Oberster und Gouverneur von Leipzig, Schulinspector zu Pforta und Obersteuereinnehmer, und † 1598, ohne von seiner Frau, Eva aus dem Winkel aus Wettin, Kinder zu hinterlassen. Sein jüngerer Bruder, Moritz auf Klosterheßler und Rabis († 7. Sept. 1589), pflanzte den Stamm fort.

stimmte ihn die Sorge um seine Frau, die er schwanger zurückgelassen und über deren Schicksal man ihn in Ungewißheit gelassen hatte, ein ihm vorgelegtes Bekenntniß, daß er sich durch beabsichtigte Einführung fremder, calvinischer, in der augsburgischen Confession verworfener Lehren schwer vergangen habe, und zugleich einen Revers zu unterschreiben, daß er bei Wiederholung seiner Irrlehren der Obrigkeit mit Leib und Leben verfallen sein wolle. Gegen diese Erklärungen verstattete man ihm, des Amtes entlassen, in seiner Vaterstadt Kahla in der Stille zu leben. Als er durch diesen Widerruf seine Freiheit erkauft hatte und (20. Mai 1592) der Haft entlassen war, erfuhr er, daß seine Gattin inzwischen, aus Kummer über sein Unglück, in Schwermuth verfallen war und sich am 24. Jan. 1592 an dem Bratenwender erhängt hatte. (Seitdem hat lange Zeit die jetzt verschollene Sage bestanden, daß sich in der Pastorwohnung zu St.-Thomas jedesmal, wenn der Tod des Pfarrers bevorstehe, eine weiße Frau sehen lasse [1]). Die ungeahnte Nachricht erschütterte den Unglücklichen so, daß er in Wahnsinn verfiel. Nach seiner Genesung von dieser Gemüthskrankheit lebte er ärmlich in seiner Vaterstadt Kahla, seine hauptsächlichste Erholung in botanischen Studien suchend, weshalb auch die gemeine Gundelrebe (glechoma hederaceum) nach ihm benannt wurde.

Am 24. Oct. 1591 brachte man den Pfarrer von Markkleeberg, Adam Herzog, auf die Pleißenburg. Er scheint in der That ein fanatischer Calvinist gewesen zu sein, soll alle Bilder aus seiner Kirche gerissen, sie ver-

---

[1]) Gundermann war aber doch nur Diakonus und wohnte daher schwerlich in der Pastorwohnung.

brannt und aus dem Crucifix Fischholz gemacht haben. Von der Pleißenburg wurde er 1594 nach Dresden abgeführt, wo er sehr hart behandelt worden sein soll. Doch sind seine fernern Schicksale unbekannt.

Georg v. Haubitz auf Beucha, aus einer in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erloschenen Familie [1]), war wegen Jagdhändeln verhaftet worden. Als ihm am 27. Mai 1613 sein Urtheil bekannt gemacht wurde, mögen ihn die Ausdrücke der Motivirung, oder die Härte desselben, ergrimmt haben, sodaß er dem Amtsschreiber, der es ihm vorlas, mit einem Messer in die Brust stach, daß er todt zur Erde fiel. Der nun zum Mörder Gewordene wurde am 6. Sept. desselben Jahres vor der Pleißenburg enthauptet.

Im September 1631 wurde die Pleißenburg, die sich auch nach Uebergabe der Stadt noch gehalten hatte, von ihrem Commandanten Hans Vopelius an das liguistische Heer unter Tilly übergeben, während man meinte, derselbe hätte recht wohl erst den Ausgang der bevorstehenden am 7. Sept. geschlagenen Schlacht abwarten mögen. Kurfürst Johann Georg I. confiscirte nicht nur

---

1) Sie ist aus Preußen abgeleitet worden, stammt aber jedenfalls von dem Orte gleiches Namens bei Grimma, den sie auch bis zu ihrem Ausgange besaß. Von da mag sie, wie viele thüringische und meißnische Familien, einen Zweig nach Preußen getrieben haben, dessen letzter uns bekannter Vertreter der tapfere Andreas v. Haubitz war, der, zu Wurschkau in Preußen geboren, erst in polnischen, dänischen, schwedischen Diensten focht, bei Nördlingen als Major gefangen wurde, als Oberstlieutenant in das kursächsische Heer trat, Freiberg zweimal siegreich gegen die Schweden vertheidigte, zuletzt aber, 15. April 1639, als die Aufhebung der Belagerung schon entschieden war, bei einem zufälligen Handgemenge tödtlich verwundet ward, worauf er in Dippoldiswalde, wohin ihn die Schweden gebracht hatten, starb und am 9. Mai in Freiberg begraben ward.

eine vor dem Petersthore gelegene Besitzung jenes Commandanten, sondern gab sie auch den Bewohnern der zum Zwecke der fruchtlosen Vertheidigung abgebrannten Vorstädte zur Plünderung preis. Vopelius selbst ward in Dresden enthauptet.

Am 14. Oct. 1703 kam der Oberst Hayne auf kurze Zeit in die Pleißenburg, weil er dem Obersten v. Schleinitz auf der Straße mit dem Degen in die Brust gestoßen hatte, daß er nach einigen Tagen starb. Hayne wurde zu Anfang des Jahres 1704 nach Dresden abgeführt, und wir kennen sein weiteres Schicksal nicht.

Vom 5. März 1704 bis 26. Aug. 1706 beherbergte die Pleißenburg sehr erlauchte Gäste: die Prinzen Jakob Ludwig und Konstantin Uladislaus Sobiesky, bekanntlich Söhne des trefflichen Königs Johann III. von Polen (geb. 1624 oder 1629, † 17. Juni 1696) und der Marie Casimire Luise d'Arquien [1]), Brüder der damals freilich auch dem Exil entgegengehenden und ihm bald verfallenden Kurfürstin von Baiern [2]). Da der Schwedenkönig Karl XII. sich in den Kopf gesetzt hatte, vor allen August II. von Polen zu stürzen und auf dem polnischen Throne durch einen Nachfolger seiner eigenen Wahl zu ersetzen, so richtete er seine Aufmerksamkeit zunächst auf den ältesten Sohn jenes berühmten Königs. Eben deshalb lag es in August's Interesse, diesen gefährlichen Prätendenten zu beseitigen. Prinz

---

1) Tochter Heinrich's Marquis d'Arquien, der 23. Mai 1707 als Cardinal starb. Sie war in erster Ehe mit dem Fürsten Johann Zamoiski vermählt gewesen. Nach dem Tode ihres zweiten Gemahls zog sie sich nach Rom zurück.

2) Therese Kunigunde, geb. 6. März 1673, † 10. März 1730, verm. 2. Jan. 1695 mit Kurfürst Max Emanuel von Baiern (geb. 11. Juli 1662, † 26. Febr. 1726).

Jakob Sobieski (geb. 2. Nov. 1667), der sich in jener Zeit zumeist in Schlesien aufhielt, wo er sich auf dem Gebiete seines Schwagers, des Kaisers Leopold I. [1]), völlig sicher glaubte, war wiederholt gemahnt worden, auf seiner Hut zu sein, und wußte sehr wohl, daß König August damit umgehe, sich seiner Person zu versichern, vertraute aber dem Schutze des österreichischen Gebiets. Am 28. Febr. 1704 kehrte er, nur von seinem jüngsten Bruder Konstantin (geb. 1. Mai 1680) und einigen Dienern begleitet, von einem Ausfluge nach Breslau, wo er sich einige Tage aufgehalten hatte, nach Ohlau zurück. In der Nähe dieses Ortes, nicht weit von einem Wäldchen, sahen sich die Prinzen auf einmal von Reitern umringt und am Wagenfenster den Obersten Johann Wenceslaus von Kospoth (Bd. IX, S. 343), der ihnen mit kurzen Worten erklärte, daß er Befehl habe, sie in Haft zu nehmen. Es war ein Detachement der polnisch-sächsischen Chevaliergarde, das von Dresden zu dieser Expedition abgegangen war. Sie wurden sogleich aus dem Wagen auf Pferde gehoben und, von 30 Mann umgeben, genöthigt, im stärksten Trabe mitzureiten, sodaß man in der ersten Nacht 11 Meilen zurücklegte. Den Tag über verbarg sich der Trupp in abgelegenen Dörfern und setzte die Reise nur des Nachts fort. So langten die Prinzen schon am fünften Tage in der Pleißenburg an, wo sie in Einem Zimmer verwahrt wurden. In den ersten Tagen hielten sowol an der äußeren wie an der inneren Thüre ihres Gemachs je

---

1) Prinz Jakob war seit dem 25. März 1691 mit Hedwig Elisabeth Amalia von Pfalz-Neuburg (geb. 18. Juli 1673, † 10. Aug. 1722), einer Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelm, vermählt, deren älteste Schwester, Eleonore Magdalene, die Gemahlin Kaiser Leopold's war.

1 Offizier und 12 Mann mit bloßen Degen Wache. Doch geschah dies nur in den ersten Tagen. Dann entfernte man die Soldaten, behandelte die Prinzen ihrem hohen Range gemäß, und erlaubte ihnen, so oft sie wollten, mit dem Commandanten zu speisen. Das Hofmarschallamt erhielt Auftrag, ihre Tafel u. s. w. zu versorgen. Jedem wurde ein Cavalier, ein Kammerdiener und zwei Lakaien zur Aufwartung beigegeben, die jedoch sorgfältig instruirt waren, sich zu nichts Verdächtigem gebrauchen zu lassen. Es wurden Gelder zur Anschaffung von Kleidern, Wäsche u. s. w. angewiesen. Zwar verweigerte man das Gesuch des Prinzen Jakob, in einem offenen Briefe nach Breslau um Geld schreiben zu dürfen, indeß eröffnete man ihm dafür einen Credit bei einem leipziger Handelshause.

Der Cardinal-Primas von Polen beklagte sich schriftlich bei Kaiser und Papst darüber, daß man diese Prinzen, des großen Johann Sobieski's Söhne, gleich Räubern habe aufgreifen, auf Pferde werfen und nach Sachsen schaffen lassen, und von beiden hohen Instanzen erfolgten auch Verwendungen, bei denen es freilich dahingestellt bleiben muß, wieweit sie ernstlich gemeint waren. Jedenfalls hatten sie keine Folge. König August erklärte, daß er die sichersten Beweise von der Betheiligung der Prinzen an den Unruhen in Polen in Händen habe, und daß das Streben des Prinzen Jakob nach seiner Krone daraus deutlich hervorgehe. Offenbar nur zur weitern Beschönigung diente auch die Behauptung, die durch eine angebliche Aussage des prinzlichen Schloßkaplans unterstützt wurde, daß Prinz Jakob dem Könige August selbst nach dem Leben getrachtet habe, ein Klagpunkt, dem keine weitere Folge gegeben worden ist. Die Hauptsache war überhaupt weniger, daß Prinz Jakob —

denn der jüngere Bruder war eigentlich ganz unverdächtig und soll seinem Bruder freiwillig, aus brüderlicher Liebe, in die Gefangenschaft gefolgt sein — selbst nach der Krone strebte, als daß er ein von Karl XII. begünstigter Candidat war. In dieser Beziehung ward der Zweck des Gewaltstreichs erreicht. Karl XII. mochte nicht auf die Befreiung des Prinzen warten. Der nächste Bruder des letztern, Alexander Benedict (geb. 6. Sept. 1677), an den man nunmehr dachte, wies, theils aus Liebe zu seinem Bruder, theils aus richtiger Würdigung der polnischen Zustände und wol auch aus einer ihm eigenen Geringschätzung der weltlichen Güter, alle Anträge zurück, und ist später nach Rom gegangen, wo er Kapuziner ward und 19. Nov. 1714 starb. So war denn Karl XII. genöthigt, einen neuen Candidaten zu suchen, und stellte den Stanislaus Lescynski auf, den er in der bekannten tumultuarischen und unfreien Weise wählen ließ, und der allerdings ein persönlich begabterer Mann war, als Jakob Sobieski, dem es aber, mindestens zu jener Zeit, an den Verbindungen des letztern mangelte, sowie er auch nicht die immerhin bedeutsame Unterlage seiner Stellung besaß, der Sohn eines Königs zu sein. Es dürfte dem Könige August wahrscheinlich schwerer gefallen sein, bei einem Wechsel der Zeitlage, wie er späterhin wirklich eintrat, den Sobieski wieder zu verdrängen, als ihm dies in Betreff des stützlosen Lescynski gefallen ist.

Bei dem Einbruch der Schweden in Sachsen wurden die Prinzen, am 26. Aug. 1706, von der Pleißenburg entfernt [1]) und nach dem sichern Königstein übergesiedelt,

---

1) Nach andern Angaben trafen sie schon am 25. Aug. auf dem Königstein ein. Siehe Bd. II, S. 259.

wo sie mit ihrem aus zwei katholischen Geistlichen und zwei Kammerdienern bestehenden Gefolge die Kellerei bewohnten, und monatlich 83 Thlr. aus der Rentkammer, sowie Lieferungen von Wildpret und Ungarweine, erhielten. Indeß sollte ihr Aufenthalt hier nur kurz sein. Karl XII. machte es sich natürlich zur Ehrensache, ihre Befreiung zu erwirken, und König August hatte jetzt weder einen dringenden Grund, noch war er in der Lage, diese zu weigern. Gewiß ist es ihm schwerer gefallen, in Patkul's Auslieferung, als in die Freilassung der Sobieskis zu willigen, die er, nach Lescynski's Wahl, vielleicht nur noch gefangen hielt, um ein Compensationsobject mehr bei den Friedensverhandlungen zu haben. Am 14./24. Sept. 1706 war der Friede zwischen August und Karl von den Bevollmächtigten des erstern zu Altranstädt unterzeichnet worden. Am 16./26. Nov. 1706 erfolgte die Publication dieses lange verleugneten Actenstücks, und nun kehrte August nach Sachsen zurück, traf am 5. Dec. zu Dresden ein und sprach seinen Besieger am 17. Dec. zum ersten Male zu Günthersdorf bei Altranstädt. Tags vorher waren der Generallieutenant Ziegler v. Kliphausen [1]), der Kammerherr Hans Dietrich v. Schönberg [2]) und zwei Kammerjunker zu den Prinzen gekommen, um ihnen die Freiheit anzukündigen und sie nach Dresden zu geleiten, wo sie im Stallgebäude ein-

---

1) Er war Commandant des Königsteins. Siehe über ihn Bd. VIII, S. 274.

2) Auf Wilsdruff, Limbach, Rothschönberg, geb. 1664, † als kursächsischer Geh. Rath, Ober-Rechnungspräsident, Münzdirector und Ober-Steuereinnehmer 18. Nov. 1726. Aus seiner am 5. Juni 1692 geschlossenen Ehe mit Magdalene Sibylle Pflugk aus Kottwitz († 1731) erwuchs der noch jetzt auf jenen Gütern blühende Zweig der Schönberge.

quartiert und fürstlich bewirthet wurden. Den 22. Dec. schickte Karl XII. den Generalmajor v. Meierfeld und den Secretär Cederhielm nach Dresden, die Prinzen in sein Hauptquartier Altranstädt einzuladen, wohin sie auch am 23. Dec. aufbrachen. Unterwegs hatten sie die Freude, ihren mittlern Bruder, den Prinzen Alexander, nebst vielen vornehmen Polen anzutreffen, mit denen sie nun gemeinschaftlich nach Altranstädt reisen wollten. Allein König Stanislaus, der ihnen in der Gegend von Leißnig, wo er sein Hauptquartier hatte, begegnete, nahm sie mit zu sich und ließ erst in einigen Tagen dem König von Schweden ihre Ankunft melden. Karl ritt ihnen bis Leipzig entgegen, zog sie dort zur Tafel und nahm sie dann mit nach Altranstädt, wo er sie mit einer Auszeichnung behandelte, die ihnen eine hohe Genugthuung nach dem bestandenen Leiden wurde. Die politische Rolle dieser Prinzen war jedoch ausgespielt. Nur an eine Tochter [1]) des Prinzen Jakob knüpfte sich noch später ein politisch-romantisches Interesse, indem die Prinzessin Marie Clementine Sobieski im September 1719 dem Prätendenten des britischen Thrones, Prinz Jakob Stuart, dem Ritter von St.-George, der von seinen Anhängern als König Jakob III. (geb. 10. Juni 1688, † 1. Jan. 1766) bezeichnet wurde, ihre Hand reichte, welche Ehe

---

1) Es war die zweite. Die ältere, Marie Charlotte, vermählte sich (2. April 1724) mit dem nachherigen Herzog von Bouillon, damaligen Grafen von Auvergne, Karl Gottfried († 24. Oct. 1771), nachdem ihre am 25. Sept. 1723 geschlossene Ehe mit dessen älterm Bruder, dem Prinzen Friedrich Moriz von Turenne, durch dessen am 4. Oct. 1723 erfolgten Tod ein frühes Ende erhalten hatte. Ihre älteste Schwester, Marie Casimire (geb. 20. Jan. 1695), hatte den Vater dieser Prinzen, den Herzog Emanuel Theodosius († 17. Mai 1730) heirathen sollen, war aber vor der Hochzeit gestorben.

freilich keine glückliche ward, da dieser Prinz sich, wie seine Aussichten immer trüber wurden, den sinnlichen Ausschweifungen, zu denen er nie ohne Neigung war, namentlich dem Trunke, vollständig hingab. Prinz Jakob Sobieski starb 19. Dec. 1737. Er hatte seine jüngeren Brüder, von denen Alexander, wie erwähnt, schon 1714, Konstantin aber, der sich mit einer Gräfin Wessel zu kinderloser Ehe vermählt hatte, am 28. Juli 1726 gestorben war, überlebt. Der Mannsstamm des Königs Johann Sobieski erlosch mit ihm [1]).

Schwerer, als die Freilassung dieser Prinzen, mag es August erschienen sein, für eine pecuniäre Foderung derselben, die jetzt auch durch die schwedischen Waffen unterstützt ward, zu sorgen. Durch eine Verschreibung d. d. Krakau 29. Sept. 1697 waren dem Prinzen Jakob, wol um ihn zu Aufgebung aller Mitbewerbung zu vermögen, 200,000 Thlr. Species zugesichert, und als Pfand dafür die Renten- und Steuergefälle des Amtes Radeberg zugesichert worden. Wahrscheinlich hatte man die Zahlungen suspendirt, als die Bedingung, unter der die Verschreibung erfolgt sein mag, verletzt worden, als nämlich Prinz Jakob wirklich als Throncandidat aufgestellt worden war. Jetzt, nach den Siegen der Schweden, mußte man ihn aber wieder in den Genuß jener Einkünfte einsetzen, räumte ihm auch, am 20. Juli 1707, zu größerer Sicherheit, das Schloß zu Radeberg, die Hasen- und Hühnerjagd, sowie die Jurisdiction, wenigstens hinsichtlich der gegen säumige Zahler anzuwendenden Executivmittel, ein, und überwies ihm im December auch noch die landesfürstlichen Einkünfte aus der Stadt

---

1) Drei Kinder hatte er in früher Jugend verloren.

Radeberg. Nachdem aber, nach der Schlacht von Pultawa, König August sich in der Lage fand, sich von dem ihm aufgedrungenen altranstädter Frieden wieder loszusagen, that er es auch hinsichtlich der den Prinzen Jakob betreffenden Punkte, und wurden die Einkünfte des Amtes Radeberg wieder zur Kammer und Steuer gezogen.

Am 16. Jan. 1705 wurde der Appellationsrath und Bürgermeister von Leipzig Franz Konrad Romanus durch den Commandanten Obersten v. Hopfgarten [1]) auf die Pleißenburg gebracht und sein Haus unter Wache gestellt. Er wurde aber schon am 23. Jan. — den Tag vorher hatte er, wenn dieser Sturz nicht über ihn gekommen wäre, als Dompropst in Wurzen installirt werden sollen — auf den Sonnenstein übergeführt, von wo er am 5. Sept. 1706 auf den Königstein kam, wo er fast vierzig Jahre geschmachtet hat und erst, als 78jähriger Greis, am 14. März 1746 gestorben ist. Näheres über ihn siehe Bd. II, S. 260 ff. und Bd. VIII, S. 273—74 [2]).

Sein nächster Nachfolger auf der Pleißenburg war der (Bd. II, S. 263) gleichfalls schon erwähnte Haus-

---

1) Georg Friedrich v. Hopfgarten auf Groß-Deuben, Laucha ꝛc., geb. 2. Jan. 1657, † als kursächsischer Generalmajor und Commandant zu Leipzig 12. Jan. 1732. Er hatte sich 1701 mit Christine Sibylle v. Einsiedel aus Gnandstein (geb. 19. April 1685, † 29. Juli 1718) vermählt und war der Großvater des ersten Grafen v. Hopfgarten, Georg Wilhelm (geb. 27. Febr. 1740), der als königl. sächsischer Cabinetsminister 8. März 1813 starb, mit dessen letztem noch lebenden Sohne aber diese gräfliche Linie erlöschen zu sollen scheint.

2) Die hier erwähnte zweite Ueberführung des Romanus auf den Sonnenstein kann nur eine vorübergehende Sicherheitsmaßregel gewesen sein.

hofmeister des Herzogs Moriz Wilhelm von Sachsen-Merseburg, Hülle, der am 6. Juni 1720 von der Pleißenburg nach Dresden und von da auf den Königstein gebracht wurde, wo er drei Monate zubrachte. Weder bei ihm noch bei seinem Nachfolger, Andreas de Parl, der am 10. Mai 1723 gleichfalls von der Pleißenburg auf den Königstein gebracht wurde und hier bis zum 8. Jan. 1726 blieb, ist hinsichtlich der Ursachen ihrer Haft und ihrer weiteren Schicksale etwas bekannt worden.

Wol im Spätjahr 1725 ist der Graf von St.-Gile, der für einen natürlichen Sohn des Königs Victor Amadeus von Sardinien galt, auf die Pleißenburg geschickt worden, weil er in dem königlichen Vorzimmer den Degen gegen den Oberkammerherrn Grafen Vitzthum [1]) gezückt hatte. Auf Verwendung des Grafen Rutowski (Bd. I, S. 198), der sich damals in Turin aufhielt, wurde er bald wieder in Freiheit gesetzt. Das Duell aber kam nun wirklich zu Stande und hatte für Vitzthum den bekannten tödtlichen Ausgang, während St.-Gile sich allen weitern äußern Folgen durch die Flucht entzog [2]).

Am 23. Nov. 1741 starb ein Herr auf der Pleißenburg, der erst seit einigen Jahren [3]) ihr Insasse gewesen war, ungeachtet die Zeit, in der er Schuld oder Haß verwirken konnte, schon um mehr als drei Decennien

---

1) Siehe Bd. I, S. 301—2, Bd. VIII, S. 197, 221 ff.

2) Siehe auch Bd. VI, S. 204—5.

3) Wir können den genauen Zeitpunkt, wo er dahin gekommen nicht angeben, da eigenthümlicherweise dieser Bose in den uns vorliegenden Verzeichnissen über die Gefangenen sowol des Königsteins, als der Pleißenburg, gänzlich übergangen ist.

zurücklag: Christoph Dietrich Bose auf Frankleben, Seehausen, Nickern. Er stammte aus einem sehr ausgebreiteten, früher auch sehr reichbegüterten Geschlechte, dessen Ursprung den thüringischen Stiftslanden angehört, wie denn zu demselben der Bischof Johann von Merseburg gehört, der 1431 zu dieser Würde erhoben ward und 1463 an der Pest starb. Zwei Brüder dieses Bischofs, Balthasar und Hans Christoph, Söhne Heinrich's Bose auf Frankleben und Kötzschau und der Elisabeth v. Trotha aus Wettin, gründeten zwei Hauptlinien, neben denen übrigens noch andere vorkommen, die noch nicht in genauen genealogischen Zusammenhang mit den andern gebracht sind. Der von Hans Christoph gestifteten Linie gehören auch die späteren Grafen Bose an. Balthasar behielt das Stammgut Frankleben, das, soviel wir wissen, auch jetzt noch in den Händen seiner Nachkommen ist[1]). In der sechsten Generation stammte von jenem Balthasar der ältere Christoph Dietrich Bose auf Frankleben, Mölbis und Nickern, ein unter den Regierungen der Johann George und August's II. gewichtiger Mann, dessen früheres Leben übrigens nicht eigentlich auf den Charakter vorbereitet, den er in seiner spätern Wirksamkeit entfaltet haben soll. Er war am 16. Sept. 1628 geboren, neben drei Schwestern der einzige Sohn des merseburgischen Kammerdirectors Balthasar Bose auf Frankleben und Groß-Kayna und der Anna Margarethe Loß aus Schleinitz. 1645 folgte er dem kursächsischen

---

1) Der gleichfalls von ihm stammende Zweig zu Ranstädt, Königshofen, Segeritz, Schleinitz, Petzschwitz, Graupzig, Gödelitz ist, wenn wir nicht irren, 1773 erloschen, es müßten denn aus dem Nebenast zu Segeritz noch Sprößlinge erwachsen sein. Ein anderer, auch von ihm stammender zu Ober-Wunsch und Jüdendorf ging wol noch etwas früher aus.

Bevollmächtigten Hans Ernst v. Pistoris [1]) als Page zu dem Friedenscongreß nach Osnabrück, trat aber bald als Musketier in das kaiserliche Regiment des Obersten Strozzi ein. Nach kurzer Zeit vertauschte er die kaiserlichen Dienste mit kurbrandenburgischen, und als auch hier die Truppe, zu der er gehörte, sich in Westfalen aufgelöst hatte, schlug er sich durch die verwüsteten Lande glücklich bis Schwaben durch, wo ihm der Generalmajor v. Rußwurm [2]) zum Eintritt in französische Dienste verhalf. In diesen war er bis 1650 zum Capitänsrange aufgerückt, als er von den Lothringern gefangen ward. Nachdem er sich aus dieser Gefangenschaft losgekauft, gelang es ihm, durch Muth und List auch den gleichfalls in die Hände der Feinde gefallenen General Rußwurm zu befreien. 1654 kehrte er nach Sachsen zurück und übernahm die Verwaltung der Güter, die sich in seinen Händen noch vermehrten. Längere Jahre blieb er dem Hof- und Staatsdienste fern, außer soweit er eine Kammerjunkerstelle bei der Kurprinzessin annahm. Erst 1671 fing er an, zunächst im Hofdienst, zu steigen, indem er zum Kammerherrn und Oberschenken ernannt ward, wozu 1672 auch eine Civilanstellung als Kam-

---

1) Enkel Hartmann's, der die Proceßordnung von 1622 entwarf, Urenkel Simon's, des Kanzlers unter Georg, Moriz und August. Siehe oben S. 63 ff.

2) Hans Georg, geb. 16. Juni 1602, † 6. Mai 1667, war erst französischer, dann schwedischer Generalmajor, dann in gleicher Eigenschaft bei den fränkischen Kreistruppen. Er war ein naher Verwandter Bose's, da auch seine Mutter, Barbara, eine Loß war, eine Tochter Eberhard's Loß auf Pillnitz &c. Sein Sohn, Ernst Friedrich, war eine Zeit lang kursächsischer Oberstallmeister. Mit dessen Sohn gleiches Namens, der 1713 zu Koburg, wo er sich seiner Ausbildung halber aufhielt, von Einem v. Crailßheim erstochen ward, ging der Mannsstamm der Rußwurm zu Ende.

merrath, seit 1674 als Kammer- und Bergrath kam. Seit 1683 führte er die Direction der Kriegskanzlei, mit dem Charakter als Geheimer Kriegsrath. 1692 wurde er wirklicher Geheimer Rath und 1696 Obersteuerdirector. Vorher war er auch eine Zeit lang Oberhauptmann von Querfurt und weißenfelsischer Kammerdirector. In der Beichling'schen Machtperiode zog er sich mehr und mehr von den Geschäften zurück und begehrte dringend, worüber uns ein Schreiben desselben an den Großkanzler vorliegt, noch weitere Entbindung, namentlich von dem Vortrage in Militärsachen. Der Verfasser des „Portrait de la cour de Pologne" erklärt ihn für den intriguantesten Minister des ganzen Hofes, der es um so mehr sei, als er es nicht zu sein scheine, gesteht ihm aber Erfahrung in den Landesangelegenheiten und gesundes Urtheil, das bei ihm den Mangel der Studien ersetze, zu, sowie daß er mehrere gute Verbesserungen in der Verwaltung in Anregung gebracht, wenn auch keine davon ausgeführt habe. Letzteres kann nun freilich seinen Grund darin gehabt haben, daß es eben in jener Zeit viel schwerer war, Reformen zum Vollzug zu bringen, als anzuregen, wie ja auch Fürst Fürstenberg, Hoym u. A. erfahren haben. Ob es wahr ist, was ihm Wolframsdorf [1]) gleichfalls vorwirft, daß er sein Haus, das „arm genug gewesen, durch Geschenke rechts und links bereichert habe", müssen wir dahingestellt sein lassen, aber doch dazu bemerken, daß weder eine auffällige Armuth

1) Dieser hätte sich seines Vaters erinnern mögen, des unter Johann Georg II. so einflußreichen Oberhofmarschalls Hermann v. Wolframsdorf († 26. Febr. 1703), der gleich nach dem Tode seines fürstlichen Gönners entlassen wurde, viele Jahre nachher noch zur Untersuchung gezogen werden sollte (Bd. VII, S. 147 ff.), und jedenfalls seinen Kindern ungleich größere Besitzthümer hinterließ, als Bose.

der Familie vorher, noch eine auffällige Bereicherung gerade dieser Linie nachher hervortritt. Hat er, wie es weiter heißt, mit dem Feldmarschall Flemming gemeinschaftliche Kasse bei der Armee gemacht, so ist doch jedenfalls der von ihm erworbene Reichthum nicht mit dem des letztern [1]) zu vergleichen, und hat auch zu keinem Versuche einer Abzapfung Veranlassung gegeben, wie sie bei dem ältern Hoym, bei Beichling und nach Flemming's Tode bei dessen Verlassenschaft stattgefunden. Ueber das angebliche Gerücht, daß er seine Gelder in die Schweiz geschickt habe, findet sich keine nähere Bestätigung. Daß er für seine Kinder gut gesorgt, den Söhnen ansehnliche Bedienstungen verschafft, die Töchter an reiche und einflußreiche Männer verheirathet habe, ist denn doch kein Gegenstand ernsten Vorwurfs, und daraus, daß der eine Sohn Oberhofmeister der Königin, der zweite Minister, der dritte Gardeoberst war, folgt noch nicht, daß er „auf diese Weise den Hof der Königin, das Staatsministerium und das Kriegscommissariat beherrscht" haben müßte [2]). Indem wir daher von all jenen Anklagen wesentliche Abzüge machen, gestehen wir doch, daß uns dieser ältere Bose, nach allem, was wir über ihn erkunden können, mit einer biedern, treuherzigen, etwas derben Außenseite und anscheinender Anspruchslosigkeit und Uneigennützigkeit, sehr viel Schlauheit, Vorsicht und Verständniß für seinen Vortheil verbunden, und daß er etwas von der Weise Knoch's [3]) gehabt zu haben scheint, der sich auch mit dem Wesen der

---

1) Vgl. Bd. VII, S. 490.

2) Auch mit dem großen „Einfluß" der Schwiegersöhne ist es nicht so arg, wie sich weiterhin zeigen wird.

3) Siehe Bd. III, S. 34—35; VIII, S. 170 ff., 175.

Macht begnügte, und andern willig deren Schein ließ, sich auch gern zurückzog, wenn es ihm nicht mehr geheuer vorkam.

Mit Ursula v. Gustädt (geb. 20. Juni 1636, † 8. Mai 1694) hatte er acht Söhne und fünf Töchter erzeugt, und von diesen Kindern nur zwei Söhne im ersten Kindesalter, einen, Karl Ernst (geb. 1663), der 1685 als Lieutenant auf Morea starb, in der Blüte der Jugend verloren. Von den Töchtern vermählte sich Ursula Margarethe (geb. 20. Juli 1656, † 26. Oct. 1707) 19. Sept. 1675 mit dem sächsischen Oberberghauptmann Hans Karl von Carlowitz auf Arnsdorf und Stein-Dobra (geb. 25. Dec. 1645, † 3. März 1714). Es war dies ein verdienstvoller Mann, der in seiner Jugend mit Nutzen fünfjährige Reisen gemacht hatte und wegen glücklicher Ueberstehung derselben alljährlich den Charfreitag als einen besondern Danktag beging. Ihm geschah es übrigens 1666 bei dem großen Brande in London, daß er, wie viele Ausländer, von dem fanatisirten Pöbel angegriffen und, als der Brandstiftung verdächtig, ins Gefängniß geworfen wurde, aus dem ihn jedoch die Fürsprache des Prinzen Rupert rettete. Die zweite Tochter des ältern Bose, Sophie Luise (geb. 1659, † 1692), heirathete 1682 den wenigstens in Sachsen nicht „einflußreichen" Hans Wilhelm v. Seebach auf Schönwerda († 20. Juli 1725); die dritte, Johanne Eleonore (geb. 1661, † 4. Mai 1718), erst 23. Nov. 1682 (1687) Kaspar v. Schönberg auf Pfaffroda und, nach dessen am 3. März 1689 erfolgtem Tode, 26. März 1695 (oder 1694) den kursächsischen Generalmajor Thomas Friedrich v. Bornstädt (geb. 16. Febr. 1655, † 18. Oct. 1697); die vierte, Christine Elisabeth (geb. 1668, † 4. Oct. 1709), am 26. Oct. 1698 (al. 1700)

den Amtshauptmann Adolf Friedrich v. Böhlau auf Lungwitz und Hausdorf († 19. Nov. 1729); endlich die fünfte, Christine (geb. 1675, † 19. März 1723), 1693 den sachsen-eisenbergischen Stallmeister Karl Zdislav [1]) Bose auf Mühlau († 17. Juni 1743). Von den Söhnen war der älteste der Oberhofmeister der Königin-Kurfürstin, Hans Balthasar (geb. 4. Sept. 1658, † zu Dresden 15. März 1712), und scheint ein rechtschaffener, anspruchsloser, seiner Gebieterin würdiger Mann gewesen zu sein. Der nächste Sohn war Christoph Dietrich, über den wir weiter sprechen. Von den übrigen ist Adam Heinrich auf Mölbis (geb. 1667, † 21. Mai 1749) als sächsischer General, Wolf Dietrich auf Frankleben, Nickern ꝛc. (geb. 1671, † 21. Aug. 1734) als Appellationsrath und merseburgischer Geheimrath und Gottlob Sigismund († 1723 im 46. Jahre) als Generaladjutant und Oberstlieutenant gestorben. Nur Christoph Dietrich und Wolf Dietrich haben den Stamm fortgepflanzt.

Christoph Dietrich der jüngere, auf Frankleben, Nickern, Seehausen, war 1664 geboren, sehr jung in den praktischen Staatsdienst gekommen, und wird von Wolframsdorf als „eine Creatur" Knoch's bezeichnet, wobei er hinzusetzt: „Dieser hat ihn bei Hofe befördert, und wenn Bose nicht schon von Hause aus ein Spitzbube wäre, so würde er in dieser Schule es geworden sein." Nun, die letztere Aeußerung ist eben in dem Geschmacke Wolframsdorf's, der dergleichen Kraftphrasen liebt. Ist übrigens Bose durch Knoch gefördert worden, so spricht das wenigstens für seine geschäftliche Brauch-

1) Dieser Name war ihm von seinem mütterlichen Großvater Zdislav von Stammbach auf Tannenberg gekommen.

barkeit, auf die sich Knoch, ein gründlicher, fleißiger, selbst gelehrter Mann, sehr wohl verstand. Sonst aber sieht man nicht recht, wozu es der Begünstigung durch Knoch bedurft hätte, nachdem der eigene Vater unsers Bose so einflußreich gewesen sein soll, und in der That sagt auch derselbe Verfasser an einer andern Stelle: „er kam sehr jung durch seinen Vater [1]) in den Dienst, dem daran lag, nach dem Tode des Kurfürsten Johann Georg's III., einen Sohn in das neue Ministerium zu bringen, der, in Verbindung mit der übrigen Cabale, darauf hinarbeiten sollte, den Ehrgeiz eines jungen Fürsten zu bändigen, der ihnen zuviel Feuer zu haben schien, und dafür zu sorgen, daß ihm der Zustand seines Staates verborgen bleibe." Wir haben auch unsererseits eine sehr geringe Meinung von dem Durchschnittsmaß der Sittlichkeit unter den Staatsmännern jener Zeit und speciell auch an jenem Hofe, halten es auch wol für möglich, daß sie sich untereinander verständigten, sich solange als möglich gegenseitig zu halten, das Regiment wenigstens in den Händen der Befreundeten zu behaupten und dasselbe möglichst zu ihrem Vortheile auszubeuten, dabei aber in vielen einzelnen Fällen veranlaßt waren, ihrem Fürsten etwas zu verbergen, oder vorzuspiegeln. Daß sie sich aber verbündet haben sollten, ihm systematisch den Zustand des Staates zu verbergen, glauben wir schon deshalb nicht, weil wir nicht glauben, daß ihnen selbst dieser Zustand wahrhaft bekannt und in dem Lichte erschienen ist, in dem er den Malcontenten jener Zeit erschien, oder den Kritikern von heute erschei-

---

1) Wir werden sehen, daß er weiterhin noch eine dritte Quelle angibt, der er Bose's Beförderung zuschreibt.

nen muß. Es ist nicht glaublich, daß eine Anzahl Männer zusammenkommt und sich ins Gesicht bekennt: der Zustand des Landes ist erbärmlich; er ist es durch unsere Schuld und zu unserm Vortheil, und damit das so fortgehe, müssen wir ihn in jeder Weise unserm Fürsten zu verhehlen suchen! Der Gedanke dagegen, den Ehrgeiz eines jungen Fürsten, der zuviel Feuer zu haben schien, durch besonnene Rathschläge zu zügeln, wäre gewiß nicht tadelnswerth, und es würde von Vielen gepriesen worden sein, wenn es gelungen wäre, den Ehrgeiz nach Erwerbung und Behauptung der polnischen Krone zu bändigen.

Uebrigens kam Bose, als er sehr jung in den Staatsdienst getreten war, natürlich keineswegs sogleich in das „neue Ministerium", sondern verfolgte zunächst die diplomatische Laufbahn. Er soll zu den mehrfachen Agenten gehört haben, die man nach Wien schickte, um die Freilassung des Feldmarschalls Schöning zu erwirken. Nach Wolframsdorf's Behauptung hätte er aber, da er dem kaiserlichen Hofe mehr als dem sächsischen ergeben gewesen, von allem, was ihm aufgetragen worden, das Gegentheil gethan. Nun, wir haben, bei Besprechung der Schöning'schen Angelegenheit (Bd. VII, S. 111 ff.), gezeigt, daß die Befreiung desselben nicht von den Bemühungen der sächsischen Agenten, sondern von der Politik des sächsischen Hofes abhing. Hat sich übrigens Bose in der Sache keine ernste Mühe gegeben, so wird dies wol weniger von einer angeblichen Hinneigung desselben zu dem österreichischen Interesse, von der sich sonst keine Spur findet und die bekanntlich auch Beichling nachgesagt ward, zu dessen Gegnern Bose gehörte, sondern davon hergerührt haben, daß, außer dem Kurfürsten, der Familie und vielleicht einigen Offizieren,

niemand eigentlich Schöning's Rückkehr ernstlich wünschte und betrieb, und am wenigsten die herrschende Coterie. Wolframsdorf behauptet nun weiter: Da dem Bose dieser erste Streich gegen den seinem Herrn schuldigen Respect gelungen sei, so habe es ihm gerathen geschienen, sich mit dem Hause Friesen zu verbinden, über welches dann eine Grobheit beigefügt wird, die wir gar nicht nachschreiben wollen. Nun, er vermählte sich allerdings am 4. Dec. 1693 mit Charlotte Johanne v. Schleinitz [1]), deren Mutter eine Friesen, aber keineswegs dem mehrfach besprochenen einflußreichen Siebenschwesternbunde angehörig, sondern nur eine Cousine dieser Schwestern war [2]). Es bleibt daher jedenfalls zweifelhaft, ob er überhaupt durch den Einfluß der Friesen, der jetzt bei Wolframsdorf die dritte Quelle seines Steigens wird, in das Ministerium gekommen, und unwahr ist es jedenfalls, daß dies „hierdurch bald" geschehen sei, denn er verbrachte noch ganze zehn Jahre meist auf auswärtigen Missionen, in Schweden, Dänemark, Rußland, Holland, England. Erst 1703 wurde er als Geheimer Rath bleibend nach Sachsen zurückberufen, um für seinen fast ganz erblindeten Vater den Vortrag in Militärsachen im Geheimen Consilium zu übernehmen, in welcher Beziehung er demselben schon 1702 adjungirt, aber durch neue Sendungen darin unterbrochen worden war [3]).

---

1) Einer Tochter Johann Georg's v. Schleinitz auf Graupzig und Rosalien Sophien v. Friesen auf Rötha. Sie starb zu Dresden 27. Mai 1727 und liegt zu Frankleben begraben.

2) Sie war eine Tochter Karl's v. Friesen auf Rötha, Cotta, Jeschwitz, Rüben und der Justine von Raaben aus Stuckfeld. Der Geheimerathsdirector Heinrich v. Friesen, der Vater des ersten Grafen Friesen und der sieben Schwestern, war ihr Oheim.

3) Es liegen uns zwei Briefe des alten Bose an den Großkanzler Beichling, vom 8. Juli und 15. Nov. 1702, vor. In dem

Nach Beichling's Sturz ging er aber auch zu dem König nach Polen und leitete dort das Militärkassenwesen, soll auch 1704 zu diplomatischen Sendungen verwendet worden sein, welche der Ausführung des schon von Beichling erfaßten Planes gewidmet gewesen wären, mit Oesterreich und den Seemächten ein Uebereinkommen zu treffen, wonach der König sich aus Polen zurückziehen, für dessen Aufgebung anderweit entschädigt werden und seine Armee der großen Allianz gegen Frankreich widmen sollte. Ein Plan, der, wenn er wirklich gehegt worden, jedenfalls daran gescheitert ist, daß die Alliirten von Karl XII. mehr fürchteten, als von August II. erwarteten, während Wolframsdorf die Schuld auf das russische Geld schiebt, welches Bose „anderen Sinnes gemacht" habe. Er wirft ihm überhaupt viele schlimme Dinge vor, für die man freilich andere Zeugnisse haben müßte, als das des „Portrait", um ihnen vollen Glauben zu schenken. Zum Theil scheint es, daß er zu denselben Geldoperationen verschreiten mußte, durch welche Beichling sich und die Sache gehalten hatte, die auch Beich-

---

ersten sagt er u. a.: „Es ist Deroselben erinnerlich, daß mir in dem Geheimen Concilio das Departement der Kriegs-Affairen zugefallen. Nachdem ich aber wegen Verlusts meines Gesichtes weder auß den einlauffenden Allergnädigsten Befehlen und andern einkommenden Schriften behörig referiren, noch auch den Schluß zur Expedition abfaßen kann, und aber einen andern, auch meinen eigenen Sohn solches verrichten zu lassen, mir nachtheilig zu sein scheinet, als habe ich mich genöthiget gefunden, bei Ihro Königl. Maj. mit angeschlossenem Allerunterthänigsten Supplicato einzukommen, und Ewr. Exc., nach der durch den Herrn Geheimen Rath von Knochen mir ertheilten Permission, zum gütigsten Vortrag zu recommandiren." Mit dem zweiten überschickt er wieder eine Suplik, da ihm zwar sein Sohn zur Assistenz verordnet worden sei, jetzt aber nach Holland und England verschickt werde, er selbst aber die Geschäfte nicht verrichten könne.

ling übel ausgelegt wurden, in Betreff deren der letztere aber doch keiner strafbaren Schuld zu überführen war. Wie es zugegangen sein sollte, daß, wie es weiter im „Portrait" heißt, auch seine Frau „gute Geschäfte mit dem Handel mit der Justiz" gemacht habe, sehen wir nicht ab, da Bose mit der Justiz gar nichts zu thun hatte. Ferner: „Der fortwährende glückliche Erfolg seiner Betrügereien, in Verbindung mit dem Beistand seiner Frau, sein Ehrgeiz und die Gewinnsucht — er ist arm und macht einen großen Aufwand — haben ihn so aufgeblasen gemacht, daß er sich ohne Rückhalt über seinen Herrn und über seine Collegen lustig macht." Nun, das Anführen, daß Bose arm gewesen sei, stimmt nicht recht mit den früheren Behauptungen in Betreff der großen Summen, welche der alte Bose lucrirt haben sollte, und der nicht minder guten Geschäfte, welche unmittelbar vorher auch dem jüngern Bose bei der Armeeverwaltung zur Last gelegt worden. Bose hat schwerlich einen größern Aufwand gemacht als Beichling, war sicherlich von Haus aus nicht ärmer, und doch ward Beichling ein reicher Mann und man hat ihm nicht nachweisen können, daß er seinen Reichthum auf strafbare Weise erworben gehabt hätte. Uebrigens wird zwar hier von Bose's Armuth, eine Seite weiter aber von den „Reichthümern" gesprochen, die er schon vor drei Jahren besessen und ruhig genießen zu können gewünscht habe. Die Behauptung, daß Bose sich ohne Rückhalt über seinen Herrn und über seine Collegen lustig machte, stimmt jedenfalls nicht mit dem Bilde eines vollendeten Intriguanten, nicht mit dem ihm vorher beigemessenen Streben, den Charakter des Königs nach allen Seiten hin zu studiren, um ihn beherrschen und täuschen zu können. Weiter heißt es: „Die Befehle des Königs

ändert er nach seinem Belieben ab. Geht es im geringsten nicht nach seinem Willen, so setzt er sich mit andern zusammen, und verhandelt mit der Pfeife im Munde die wichtigsten Staatsgeheimnisse. Seinen Freunden und Untergebenen, die er für sich zu gewinnen sucht, ist er unerträglich, mag er nun mit erheuchelten Liebkosungen ihnen schmeicheln, oder sie durch seine Rücksichtslosigkeit einschüchtern." Eine Stelle, zu der jede Bemerkung unnöthig ist, und die wir blos zu weiterer Charakterisirung jenes famosen „Portrait" anführen, da sie recht deutlich zeigt, daß man es in demselben nicht mit Charakterzeichnungen, sondern mit boshaften Carikirungen zu thun hat. Ein Mann, wie hier geschildert wird, konnte unmöglich, wie er in derselben Schmähschrift genannt wird, die Hauptstütze der Adelspartei in Sachsen sein. Dabei gibt Wolframsdorf selbst an, Bose gälte für den geschicktesten Minister des Königs, und widerspricht auch dieser Annahme nicht, sondern meint nur, daß, wenn er auch zehnmal mehr Verdienste hätte, als man ausschreie, die Mittel, deren er sich bediene, um seinen Zweck zu erreichen und sich zu behaupten, ihn so schuldig machten, daß ihn der König nur aus allzugroßer Nachsicht nicht schon längst auf den Königstein habe abführen lassen. Er sei der größte Spitzbube und der gefährlichste unter allen Ministern, um so gefährlicher, als er den König hasse, aus bösem Gewissen und aus Furcht, daß seine Unterschleife an den Tag kommen möchten. Als er vor drei Jahren — also 1701 oder 1702 — in Ungnade gefallen sei, ein Umstand, über den wir sonst nichts gefunden haben, hätte er, wie Wolframsdorf zu glauben versichert, gewünscht, der König möchte untergehen oder in geschwächtem Zustande verbleiben, um nur seine Reichthümer ruhig genießen zu können. Wenn er

von mehreren Fürsten, an die er gesendet worden, sehr belobt worden sei, so erscheine ein solches Lob stets verdächtig und beweise nur, daß der Minister von den fremden Höfen gewonnen sei [1]).

Wir haben diese harten Urtheile über Bose's Charakter und Wirken hauptsächlich angeführt, um unser mehrfach ausgesprochenes Urtheil über das „Portrait de la cour de Pologne", das noch immer seine Gläubigen findet, anderweit zu belegen. Was Bose selbst anlangt, so fehlt es uns an allen sicheren Unterlagen, sowol ihn zu verurtheilen, als ihn freizusprechen. Wir wissen nicht, ob ein eigentliches Proceßverfahren gegen ihn stattgefunden, ein Urtheil gesprochen worden und was die Acten darüber ergeben, ob finanzielle Unfertigkeiten, oder politische Verflechtungen [2]), oder Unvorsichtigkeiten seiner Zunge seine Ungnade verursacht. Daß er ein befähigter Mann gewesen, nehmen wir an, weil selbst Wolframsdorf es nicht in Abrede stellt [3]). Alles Uebrige müssen wir dahingestellt sein lassen. Möglich, daß er so schlecht war, wie er von Wolframsdorf dargestellt wird; aber Wolframsdorf's Zeugniß würde an sich nicht hindern, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, und solange

---

1) Eine Sache, die „verdächtig erscheint" und zugleich „beweist" und zwar „nur", also in allen Fällen etwas Schuldvolles beweist, das ist so Wolframsdorf'sche Logik. Es kommt auch hier auf die einzelnen Fälle und deren besondere Umstände an. — Gelegentlich macht er Bose auch einen Vorwurf daraus, daß er, „unter dem Vorwande der Ersparniß", auf Auflösung der allerdings kostspieligen und für den ernsteren Dienst nutzlosen Chevaliergarde gedrungen habe.

2) Die Zeit seiner ersten Verhaftung trifft mit der des Patkul zusammen, und dem Patkul stand in Sachsen niemand so nahe, wie Bose, was denn ebenso für, als wider diesen sprechen kann.

3) In Wernich's Patkul (I, 227—28) wird er mit dem preußischen Ilgen verglichen.

sich nicht stärkere Zeugnisse wider ihn ergeben, wollen wir mindestens annehmen, daß sein politischer Charakter zwar gewiß nicht über dem sittlichen Richtmaße seiner Zeit, aber auch nicht wesentlich unter demselben gestanden.

Gestürzt ist er freilich schneller als Beichling, an dessen Stelle er gern getreten wäre, während er doch nur einen Theil der Functionen des Großkanzlers überkam und das übrige andern, namentlich dem Grafen Pflugk, überlassen mußte. Schon 1705 fiel er in Ungnade und kam auf den Königstein. Bald aber erhielt er, es heißt durch Flemming's Einfluß, seine Freiheit zurück, ward zwar seiner zeitherigen Aemter enthoben, aber zum Oberaufseher der Grafschaft Mansfeld ernannt, und lebte nun in der Regel auf seinem Gute Frankleben bei Merseburg. Es scheint daher, daß entweder gar kein eigentliches Verfahren gegen ihn eingeleitet worden, oder daß dasselbe keine Resultate gehabt hat, und daß sich auch nichts abzuzapfen gefunden hat. Bedenklicher, daß er noch lange Jahre nachher, nachdem er mehr als zwanzig Jahre im Ruhestande gelebt, unter einer andern Regierung und Brühl's Regimente, abermals und bleibend in Haft kam. Auch diesmal finden wir keinen sichern Aufschluß über die Gründe dieses zweiten Sturzes: ob es die alte Sache, oder eine neue Schuld gewesen, ob Brühl wirklich durch irgend ein Gerechtigkeitsgefühl zu dem Schritte bewogen worden, oder ob politische Rancune ihn getrieben. Bose starb in der Pleißenburg am 23. Nov. 1741, ein 77jähriger Greis. Es wird berichtet, daß die Offiziere, die bei ihm die Wache gehabt, sich überaus lobend über die Gelassenheit, mit der er sich in sein Schicksal gefügt habe, ausgesprochen hätten. Aus seiner Ehe waren ihm nur zwei Söhne ge-

boren worden und nur einer davon zu reiferen Jahren erwachsen: Ernst Ludolf Bose auf Frankleben, Ober-Wunsch, das er wol bei dem Aussterben der dortigen Seitenlinie ererbt hatte, und Dörschnitz, kursächsischer Kammerherr. Dieser war mit einer Böhlau, einer Schwestertochter seines Vaters, verheirathet, von der ihm vier Söhne geboren wurden. Wir wissen nur von einem der letztern, Adolf Heinrich (geb. 31. Mai 1743, † 7. Mai 1797 zu Merseburg) auf Ober-Frankleben und Nickern, welcher kursächsischer Hofmarschall war, daß er einen Sohn [1]) hinterlassen hat. Dies war Adolf Ludwig Christoph Bose, von dem wir finden, daß er kursächsischer Kammerherr, aber auch königlich französischer Oberster und mit einer Gräfin Mangiron verheirathet gewesen ist. Die Revolution mag ihn wieder aus Frankreich vertrieben haben, denn seine Gemahlin ist 3. Dec. 1791 zu Trier, einem Hauptsitze der Emigranten, gestorben.

Christoph Dietrich Bose war schon fast fünf Jahre todt, als der Lieutenant der Leibgrenadiergarde, August François de Breais, welcher, „übler Aufführung wegen", seit dem 25. April 1745 auf den Königstein gesessen hatte, im September 1746 auf die Pleißenburg versetzt ward. Wie lange derselbe hier geblieben, ist uns nicht bekannt. Es scheint aber, daß man weiterhin die Pleißenburg nicht mehr als Staatsgefängniß benutzt hat.

Die Bergfeste Stolpen war bis zu der Umgestaltung des sächsischen Kirchenwesens ein Besitzthum und eine Lieblingsresidenz der Bischöfe von Meißen und ist erst unter Kurfürst August in landesherrlichen Besitz gebracht worden [2]).

---

1) Die Mutter war Susanne Hedwig Dorothee v. Schönberg aus Reinsberg, deren Mutter eine Degenfeld war.

2) Bischof Benno II. hatte 1228 das Schloß und Gebiet von Stolpen von Moyko von Stulpen gekauft. Bischof Johann IX.

Auch dieses geistliche Schloß war mit seinen Kerkern und Verließen versehen, die nicht immer ohne Inwohner blieben. So sollen auch einige vorzeitige Anhänger der neuen Lutherlehre daselbst geschmachtet haben, ja wol verschmachtet sein. Die früher gangbare Geschichte, daß der vorletzte Pleban zu Glashütte, Jakob Seydler oder Seydel aus Oschatz, weil er schon 1520 Luther's Lehre gepredigt, am ersten Pfingstfeiertage (27. Mai) in den Johannisthurm zu Stolpen geworfen und später, auf Befehl des Bischofs Johann VII., eines Schleinitz († 1532), im Gefängniß erdrosselt worden sei, ist in ihrem ersten Theile entstellt und in ihrem zweiten völlig grundlos, wird aber immer noch von Zeit zu Zeit nachgeschrieben. Seydel war der erste katholische Geistliche, nach langen Jahrhunderten, der dazu schritt, sich zu verheirathen. (Einen Nachfolger erhielt er zu Kemberg, am 24. Aug. 1521.) Er ward darauf, auf Befehl des Herzogs Georg, verhaftet und dem Bischof übergeben, von diesem aber, auf Verwendung Melanchthon's, Karlstadt's und Agricola's, gegen Bürgschaft freigelassen, und gewiß ist der Erfolg einer solchen Verwendung bei einem katholischen Bischof für die ganze Zeitlage bezeichnend. Er ging darauf nach Döbeln, wo er, da ihm die Kirche verweigert ward, auf dem Rathhause predigte, was dem Rathe einen Verweis von dem Herzog Georg zuzog, und ist 1531 als Prediger nach Oschatz berufen worden. — Ob die Geschichte von dem Barfüßer-Custos, der, nach dem Pirnaischen Mönch, 1526 gleichfalls wegen lutherischer Gesinnung nach Stolpen gebracht und

---

mußte beides 1559, nach wunderlichen Vorgängen, an Kurfürst August abtreten.

ins Finstere gelegt worden sei, bis er am St.-Stephans-tage (3. Aug.) verstorben und unter den Galgen begraben worden sei, begründeter ist, muß dahingestellt bleiben. Die Quelle ist nichts werth.

Sicherer ist es, daß einige Opfer lutherischer Unduldsamkeit, die sich jedoch gegen sie nicht zu schroff zeigte, die Haft zu Stolpen erlitten. Nach dem Tode des Kurfürsten Christian I. ließ man die Hofprediger Johann Salmuth und David Steinbach zu Dresden, wie den Superintendenten Dr. Urban Pierius (Birnbaum) zu Wittenberg, erst ruhig die Leichenpredigten zu Ehren ihres verewigten Fürsten und Gönners abhalten, nahm sie aber dann in Haft, was sich zunächst auf einen Hausarrest beschränkte. Da aber der fanatisirte dresdner Pöbel, unter Anführung eines David Eisenreich und eines Valentin Merich, sich vor den Wohnungen jener Hofprediger zusammenrottete, das Pflaster aufriß, die Fenster einwarf, sogar das Haus stürmen wollte, um beide Geistliche zu erschlagen, und ein solcher Tumult entstand, daß nur das Anrücken des Stadthauptmanns Gregor von Kayn und seiner Garde, sowie einiger vom Rathe aufgebotener bewehrter Bürger, die Ruhe herstellen konnte, so fand man gerathen, beide Männer, um ihrer eigenen Sicherheit willen, in der nächsten Nacht auf das Schloß zu Stolpen zu bringen. Sie wurden hier nicht unglimpflich behandelt, mußten aber doch über ein Jahr in Stolpen aushalten, von wo sie am 20. Nov. 1592, nach geschworener Urphede und Unterzeichnung eines ähnlichen Sündenbekenntnisses, wie das dem Gundermann abgepreßte, entlassen wurden, wobei man ihnen freistellte, sich — außerhalb Sachsens — hinzuwenden wohin sie wollten. Johann Salmuth fand ein Asyl in Amberg, wo er Kirchenrath und Oberpfarrer wurde, und

noch an dreißig Jahre gelebt hat [1]). Steinbach, aus Wurzen gebürtig, der 1580 Diakonus zu Eckartsberga, 1582 Pfarrer zu Roßleben, 1587 Superintendent zu Eckartsberga und 1590 Hofprediger zu Dresden geworden war, hatte in Stolpen einen unglücklichen Versuch gemacht, sich durch die Flucht zu retten, und ein Bein dabei gebrochen. Sein Widerruf wurde am 8. Juli 1592 von den dresdner Kanzeln verlesen. Von seinen weiteren Schicksalen hören wir nur, daß er in ärmlichen Verhältnissen gestorben sein soll. Pierius war in Wittenberg in Haft gehalten worden und wurde erst nach Jahresfrist, auf Verwendung der Königin Elisabeth von England, der er sich durch ein lateinisches Gedicht auf das Scheitern der spanischen Armada empfohlen hatte, entlassen, dies jedoch auch nicht eher, als bis er ein Sündenbekenntniß unterzeichnet und sich verpflichtet hatte, das Land sogleich verlassen und die Confession desselben niemals in seinem weitern Leben, weder heimlich noch öffentlich, durch Lehren, Predigten oder Schriften anfechten zu wollen. Er wurde später Superintendent in Bremen, und hielt es mit Recht nicht für eine schuldvolle Verletzung des ihm abgenöthigten Versprechens, wenn er seinen Freund Crell, nach dessen grausamem Tode, gegen ungerechte Angriffe vertheidigte. Die Lutheraner griffen ihn aber natürlich deshalb an.

Wol 1694 kam ein gewisser Weise, welcher Secretär des Geheimraths und Kammerpräsidenten v. Hoym gewesen und in dessen Untersuchung verflochten war, nach Stolpen. Er war im December 1693 in Dresden verhaftet und in eines der schlimmsten Gefängnisse geworfen

1) Siehe Bd. VII, S. 467.

worden, von wo er wahrscheinlich zu derselben Zeit nach Stolpen gebracht ward, wo sein Patron auf den Königstein überging (24. Aug. 1694). Da der Proceß gegen den letztern am 20. März 1696 niedergeschlagen ward [1]), so wird wol auch Weise frei gekommen sein.

1697 soll, nach einer uns vorliegenden schriftlichen Notiz, die alte Frau v. Neitzschütz, die Mutter der Gräfin von Rochlitz, mit deren Proceß wir uns Bd. III, S. 97 ff. ausführlich beschäftigt haben, in Stolpen angekommen sein, nachdem sie bis dahin im dresdner Rathhause gesessen und, wie dabei zugleich bemerkt wird, am 19. Juli desselben Jahres, nachts 1 Uhr, im Stockhause der Tortur unterworfen worden. Sie sei dabei mit Daumschrauben, Schnüren und spanischen Stiefeln heftig angegriffen worden, habe jedoch nichts bekannt, als was man schon vorher gewußt, auch nicht geklagt und gejammert, sondern nur immer gesungen: „Stärk mich mit Deinem Freudengeist in meiner Marterstunde ꝛc." — Die Versetzung nach Stolpen mag als der Uebergang zu der völligen Freilassung und zur Cur und Erholung von den überstandenen Folterqualen bestimmt gewesen sein. Wir bedauern übrigens, nach so bestimmten Angaben unsere Zweifel aufgeben zu müssen, ob die Tortur, auf welche in dem geradezu unsinnigen Processe allerdings erkannt gewesen, wirklich an der alten Dame vollstreckt worden.

Fremde und vornehme Gäste erhielt Stolpen im Jahre 1704, als August II., bald nach der Wahl seines Nebenbuhlers Lescynski, die ihm von den Schweden gebotene Gelegenheit geschickt und thatkräftig benutzte, Warschau überfiel und einnahm. Die wenigen Schwe-

---

1) Bd. II, S. 324—25.

den, die noch als Bedeckung der schwedischen Unterhändler in Warschau waren, mußten sich mit diesen Unterhändlern selbst, dem General Arwed Horn, dem Staatsrath Wachtschläger und dem Vicekanzler Palmberg, ergeben. Der Familie des neuen Königs Stanislaus, welcher selbst von Warschau abwesend war, und seinen wichtigsten Anhängern war es gelungen, noch rechtzeitig zu entkommen [1]). Nur der Bischof von Posen, Swocenicky, derselbe, der bei der tumultuarischen Königswahl die Stelle des abwesenden Cardinal-Primas vertreten hatte [2]), ward ergriffen. Auch bemächtigte man sich zweier Söhne des alten Fürsten Lubomirski, der auch unter den Throncandidaten gewesen war, um sie als Geißeln für das fernere Verhalten ihres Vaters zu bewahren. Horn erhielt Erlaubniß, vor seinem Uebergange in die Gefangenschaft den Vorgang seinem Könige persönlich zu melden, fand sich dann wieder ein und ward als Kriegsgefangener nach Leipzig gesendet. Wachtschläger, gegen den man anfangs strenger hatte verfahren wollen, weil er geborner polnischer Unterthan, nämlich aus Thorn gebürtig war, kam nach Stolpen, wohin ihn auch der mit ihm gefangene Secretär Reuterhielm begleitete. Der Bischof von Posen ward, unter militärischer Escorte, nach Budissin in ein geistliches Haus gebracht, wo er am 25. Oct. 1704 ankam, und wo ihm der Decan des Domstifts am 9. Dec. ein päpst-

---

1) Damals soll in der Eile der Flucht die jüngste Tochter Lescynski's, ein im ersten Lebensjahre stehendes Kind, vergessen und später in der Krippe eines Pferdestalles wiedergefunden worden sein. Dieses Kind, die Prinzessin Marie (geb. 23. Juni 1703, † 24. Juni 1768), ward später (1725) Königin von Frankreich!

2) Man trug sich damals mit dem Witzwort: Der größte Branntweintrinker habe den größten Tabakraucher proclamirt.

liches Breve publicirte, das seine Suspension aussprach. Einige Stunden später ward auch er nach Stolpen gebracht. Die beiden Lubomirski [1]) waren nach Dresden geführt worden, wo sie ihrem Stande und ihrer Unschuld gemäß gehalten wurden. Die Schweden werden mindestens zur Zeit des altranstädter Friedens freigelassen, wo nicht schon früher ausgewechselt worden sein. Der Bischof soll nach Rom geschickt und die Entscheidung seines weiteren Schicksals dem Papste überlassen worden sein.

Die letzte Person, welche Stolpen aus Staatsgründen unfreiwillig bewohnte, und die einzige, von der noch jetzt dort Erinnerungen und Erinnerungszeichen bewahrt werden, war die von uns (Bd. I, S. 296 ff.) ausführlich besprochene Gräfin Cosel, welche am 21. Dec. 1716 dort ankam und von da an, erst gezwungen, dann freiwillig, bis zu ihrem am 31. März 1761 erfolgten Tode ihren wesentlichen Aufenthalt daselbst gehabt hat. Sie war sonach noch bei der sogenannten Einnahme Stolpens durch Warnery, die wir Bd. VII, S. 358 ff. beleuchtet haben, dort. Nachher hat Stolpen aufgehört, auch nur dem Namen nach eine Festung zu sein, und das Schloß ist theilweise in Ruinen zerfallen. Die von der Cosel bewohnten Zimmer, sowie alte Verließe werden aber noch immer gezeigt. — Immerhin sieht man, daß Stolpen unter der kurfürstlichen Regierung ein milderer Detentionsort war, als die Sitze der andern Staatsgefängnisse.

Senftenberg, in dessen „festem Haus", wie die dortige Burg specifisch genannt wurde, ein unglückliches Opfer der Calvinistenverfolgung, der arme Johann

---

1) Sie waren Söhne des Krongroßfeldherrn Hieronymus Lubomirski († 20. April 1706) und der Anna Victoria von Boukom († 22. Dec. 1707), der älteren Schwester der Fürstin von Teschen.

Stößel (siehe Bd. VII, S. 412), starb, der oben (S. 55) erwähnte Trützschler kurze Zeit saß, und Klettenberg verhaftet ward, dürfte doch so wenig unter die regelmäßigen Staatsgefängnisse zu rechnen sein, wie Rochlitz, wo Peucer litt. Sonst hießen die rochlitzer Gefängnisse die Jupen, und ein boshafter Volkswitz sagte: wer diese Jupen anhabe, den friere nicht, auch fräßen ihn die Wölfe nicht.

Ueber den Sonnenstein bei Pirna liegen uns keine speciellen Verzeichnisse vor. Er ist zahlreich besucht worden, scheint aber gewissermaßen eine untergeordnete und beihelfende Stellung zu dem Königstein eingenommen zu haben. Galt es, Complicen zu trennen, so kamen wol die wichtigeren auf den Königstein, die andern auf den Sonnenstein. Manche Gefangene des erstern wurden, aus vorübergehenden Gründen, zeitweise auf den letztern versetzt, und umgekehrt. Auch scheint der Sonnenstein mehr in minder erheblichen Fällen und bei nur kürzere Zeit dauernder Detention benutzt worden zu sein. 1758 wurden die Befestigungen des Sonnensteins zum großen Theile zerstört, und am 1. Mai 1764 die Garnison definitiv aus demselben gezogen, sodaß er aufhörte, seiner zeitherigen Bestimmung zu dienen. Er erhielt eine bessere 1811, von wo an er der Sitz einer ausgezeichneten Irren-Heilanstalt wurde.

Das Haupt-Staatsgefängniß war und blieb der Königstein, über den und seine Gefangenen wir im zweiten Bande dieser „Geheimen Geschichten" eine Uebersicht gebracht haben. Wir tragen nur einiges wenige nach. In uns später zugekommenen Mittheilungen finden wir wiederholt die uns ganz neue und sehr unwahrscheinliche Angabe, daß der bekannte Oberhofprediger Hoe von Hoenegg am 27. Juli 1619 die Georgenburg „ein-

geweiht" habe, worunter unsere Quelle sichtbar versteht, daß er der erste Gefangene daselbst gewesen. Etwas Näheres wird nicht angegeben, und wir halten die ganze Notiz für grundlos, wollten sie aber doch nicht unterdrücken. — Im März 1678 wurde, auf kurfürstlichen Befehl, ein Fräulein von Metzradt von Budissin auf den Königstein gebracht, weil es sich durch seinen Bruder, einen Gymnasiasten, eine Pensionsanweisung durch Zusetzung einer Null zu der Zahl 100 hatte fälschen lassen. Der Knabe, den die Schwester zu diesem gefährlichen Dienste verleitet, kam zweckmäßiger Weise mit einigen Ruthenstreichen davon, die ihm ein Schulcollege applicirte. — Der Louis Henri de Gouvest, eigentlich Johann Heinrich Maubert, auch Bruder Bernhard geheißen, über dessen abenteuerliches Leben, wie er es sowol vor, als nach seiner Haft auf dem Königstein geführt, Bd. I, S. 432 eine Notiz gegeben worden, ist arm, verachtet und vergessen 1767 zu Altona im 46. Lebensjahre gestorben.

III. Friedrich von Körbitz und seine Vettern.

Die von Körbitz, unter welchem Namen zuerst Gebhard 1357 urkundlich vorkommt, und die mit denen v. Gersdorf [1]) eines Stammes gewesen zu sein scheinen, ihren Namen aber jedenfalls von dem Dorfe Körbitz bei Meißen haben [2]), kommen vom 14. bis zum 16. Jahrhunderte hauptsächlich in jenen bergigen Gegenden vor, die sich von Pirna aus gegen die böhmische Grenze hinziehen und, wie überhaupt die böhmische Grenze, noch am Ausgange des Mittelalters ein vielfach streitiges Gebiet zwischen der meißnischen und der böhmischen Lehns- und Landeshoheit bildeten; ein Verhältniß, das aufstrebende Adelige häufig zu benutzen suchten, um sich, in klugem Anschließen an die wechselnden Umstände, factisch unabhängig zu erhalten. Dies galt, wie na-

---

1) D. h. mit den jetzt noch blühenden Gersdorf, welchen Namen mehrere Adelsfamilien führten, die von den Genealogen vermischt worden sind.

2) Es ist noch nicht die ausschweifendste genealogische Fabel, welche Namen und Geschlecht von einem Spanier Corbis zu Ibera im Jahre 206 vor Christus ableitet, dessen Livius (XXVIII, 21) gedenkt, und zwischen dem und den Junkern v. Körbitz in Meißen man natürlich gar keine Verbindung auch nur anzugeben versucht hat, als den Namen.

mentlich auf dem rechten Elbufer von den Birken von der Duba, so auf dem linken von den Dohna, die in der That das Burggrafenamt auf dem Schlosse Dohna an der rothen Müglitz bekleideten, wenn auch das Alter dieses Schlosses und Amtes natürlich nicht, wie die Genealogen gefabelt, in das 9. Jahrhundert zurückzuführen ist, vielmehr diese Burggrafen sicher erst nach oder bei Errichtung des Markgrafthums Meißen (im 10. Jahrhundert) eingesetzt worden und wahrscheinlich gleich anfangs den Markgrafen untergeordnet worden sind. Auf jener Burg aber blühte das Geschlecht, das sich von ihr benannte, erstreckte seine Besitzungen bis gegen Dresden, hatte zu einer Zeit 14 Afterlehnsleute und nahm seine Güter bald von Böhmen, bald von den meißnischen Bischöfen, bald auch von den meißnischen Markgrafen zu Lehen. Ihre Fehdelust und die Bedrückungen, die sie gegen die ihr Gebiet oder dessen Nähe berührenden Kaufleute ausübten, legten den meißnischen Markgrafen den Gedanken nahe, auch diese Beschwerde durch feste Unterordnung jenes Landstriches unter die rings umher waltende Landeshoheit zu beseitigen. Ein Körbitz gab zu Ausführung dieses Gedankens die erwünschte Gelegenheit.

Bei einem Tanzfest, das Markgraf Wilhelm der ältere [1]) um Martini des Jahres 1401 auf dem dresdner Rathhause dem benachbarten Adel gab, ließ sich der Burggraf Jeschke (Jasko) von Dohna mit der Frau des Rützschel (Rudolf) von Körbitz in ein Gespräch

1) Geb. 19. Dec. 1343, † 10. Febr. 1407. Er war ein Sohn Friedrich's des Ernsthaften, ein Oheim des ersten Kurfürsten Friedrich's des Streitbaren, und hatte in der Theilung mit seinen Brüdern den meißnischen Antheil bekommen.

ein, dessen Charakter dem vielleicht schon durch frühere Vorgänge eifersüchtig gewordenen Gatten viel zu vertraulich vorkam. Sich an dem Burggrafen zu rächen, stellte er ihm beim Tanze ein Bein, und dies zog ihm eine Ohrfeige zu. In späterer Zeit würde diese Ballscene einen Zweikampf auf Leben und Tod zur Folge gehabt haben. Damals entspann sich eine Fehde daraus, wie sie in der Regel den Streitenden weniger Gefahr und Beschwerde verursachten, als ihren Leuten und der friedlichen Einwohnerschaft des Landes. Eben die Leiden des letzteren veranlaßten sowol den König von Böhmen, was damals der kurz vorher des Kaiserthrons entsetzte Wenceslaus war, als den Markgrafen von Meißen, Stillstand zu gebieten. Körbitz, in dessen Hände der alte Burggraf Otto gefallen und bei ihm gestorben war, fügte sich. Jeschke aber, von Böhmen mit Recht kein Einschreiten fürchtend, und von seinem Bruder Maul und seinen Vettern Heyde und John unterstützt, bot dem Markgrafen Trotz und kündigte diesem jetzt Fehde an. Dem Markgrafen zogen aber seine Neffen, Friedrich und Wilhelm, aus dem Osterlande zu Hilfe, und in den blutigen Kämpfen bei Fichte und Burkersdorf fielen Maul und Heyde. Dohna ward durch Wilhelm den ältern erobert, und ein leipziger Bürger Druckschuh soll es zuerst erstiegen haben. Jeschke floh erst nach Wesenstein und von da auf den Königstein. Doch auch von hier vertrieb ihn der Mangel und er mußte die Heimat verlassen, worauf ihn eine unverbürgte Sage zu Ofen als Landfriedensbrecher enthauptet werden läßt. Gewiß ist, daß sich das ganze Geschlecht von da an nach der Lausitz, Schlesien und Böhmen verzog, von wo es noch in demselben Jahrhunderte sich auch in Preußen ansiedelte und dort zu neuer und edlerer Blüte gedieh.

Vergebens verwendete sich Böhmen für die Herstellung der ihm dienstbaren Vasallen. Dohna wurde geschleift, die Besitzungen eingezogen, und nur der Schöppenstuhl (das alte Ritterding) in Dohna erhielt noch längere Zeit das Gedächtniß der alten Burggrafen von Dohna, sowie auch noch eine verfallene Warte an der Stätte der Burg steht, von der jenes Geschlecht und das umliegende freundliche Städtchen den Namen führen.

Ob die Körbitz schon vorher in der unmittelbaren Nähe der Dohna begütert gewesen, oder erst damals einen Theil der Beute erhalten haben, wissen wir nicht. Jedenfalls aber finden wir sie von jener Zeit an, oder doch im 15. Jahrhunderte auf dem dicht bei Wesenstein gelegenen Meusegast, wie auf den gleichfalls um Pirna und Dohna liegenden Gommern, Sporbitz, Meußlitz, Großsedlitz u. a. Im Jahre 1559 aber verkaufte Kaspar v. Körbitz, mit Zustimmung seines volljährigen Bruders Rudolf [1]) und der Vormünder des noch unmündigen Hans, Gommern, Sporbitz, Meußlitz mit anderem Zubehör an dem unter Kurfürst August einflußreichen Dr. Lorenz Lindemann für 5400 Fl., und auch Meusegast kommt nach ihm nicht mehr in den Händen der Körbitz vor. Kaspar selbst hatte das Unglück, 1592 bei Annaburg auf einer Hirschjagd von einem großen Hirsch in dem Gestrüppe dergestalt stark angesprengt zu werden, daß er den Tod davontrug, wurde aber mit seiner zweiten Gemahlin, Sibylle v. Dommitsch [2]), ein neuer

---

1) Derselbe soll mit Lucretia v. Etzdorf Etzdorf erheirathet, und sein Sohn Georg Ulrich dieses und Liebertwolkwitz besessen haben. Mit dem letzteren erlosch der Mannsstamm dieses Zweiges.

2) Sie stammte aus dem in derselben Gegend gelegenen Vogelgesang, und war eine Tochter des Hans v. Dommitsch und der Ludomille v. Watzdorf aus Dörfel. Die erste Frau des Kaspar war Anna

Stammvater des in allen andern Zweigen erlöschenden Geschlechts, das doch, nachdem es von jenen Punkten entfernt worden, nirgends mehr eine rechte bleibende Stätte hat finden wollen und, wenn wir nicht irren und wenn sich nicht in der Niederlausitz noch ein Zweig erhalten hat, im 18. Jahrhundert erloschen ist.

Zwei Söhne Kaspar's und ihre Nachkommen geben uns zu einigen weiteren Mittheilungen Anlaß, welche jedenfalls manche Streiflichter auf damalige Zustände und Richtungen der Zeit werfen dürften. Das Leben des ältesten Sohnes zweiter Ehe, Hans Kaspar (geb. 20. Dec. 1581), gleicht allerdings dem Lebensgange vieler Edelleute in jener Zeit. Noch als Knabe trat er als Page bei dem berühmten Grafen Rochus Quirin v. Lynar (Bd. VIII, S. 354 ff.) in Dienst. Als er wehrhaft gemacht worden, folgte er Einem v. Nitzschwitz nach Ungarn in den Türkenkrieg, ward in der Compagnie seines Stiefbruders Cornelius Cornet und machte drei Feldzüge mit, worauf ihn Burkhard Schenk von Tautenburg an den sächsischen Hof empfahl. Hier trat er, noch immer in sehr jugendlichem Alter stehend, zunächst als Truchseß ein, worauf er allmählich zum Kammerjunker und dann zum Hofmeister der bald darauf verwitweten Kurfürstin Hedwig, Gemahlin des Kurfürsten Christian II., einer dänischen Prinzessin, aufrückte, welchen Posten er 32 Jahre versah und dabei, als er die Prinzessin Magdalene Sibylle [1]) 1634 zu ihrer Vermählung mit dem Kronprinzen

---

v. Krackau aus Ortrand, deren Sohn Cornelius jedoch, als Rittmeister, erblos starb.

1) Eine Tochter Kurfürst Johann Georg's I. von Sachsen und der Magdalene Sibylle von Preußen. Geb. 23. Dec. 1617, vermählte sie sich in zweiter Ehe mit Friedrich Wilhelm II. von Sachsen-Altenburg, und † 6. Jan. 1668.

Christian von Dänemark [1]) geleitete, zum Hofmarschall ernannt wurde. Wir finden ihn auf den Gütern Schmiedeberg, Johnsdorf, Haußdorf, Zollwitz, welche auch noch der Gegend angehören, wo seine Väter gesessen hatten. In erster Ehe war er, 27. April 1606, mit Marie v. Loß, einer Tochter des reichen und einflußvollen Christoph's v. Loß [2]) auf Pillnitz, Graupa und Jessen und der Martha Pflugk aus Eythra, vermählt, die ihm einen Sohn und eine Tochter [3]) gebar. Nach ihrem am 23. Febr. 1626 erfolgten Tode vermählte er sich am 4. April 1627 mit Elisabeth v. Plancken [4]), aus welcher Ehe zwei Töchter und vier Söhne [5]) erwuchsen. Hans Kaspar selbst † 5. Oct. 1639.

Es waren jedenfalls seine dänischen Verbindungen und namentlich seine 1634 stattgefundene Mission dahin,

---

1) Geb. 10. April 1603, † 2. Juni 1647, wenig über ein halbes Jahr vor seinem Vater, dem König Christian IV. Die Ehe blieb kinderlos und die Succession kam an den jüngern Bruder Friedrich III.

2) Er war ein besonderer Günstling Christian's II. und auch unter Johann Georg I. einflußreich, k. k. Rath, Reichspfennigmeister, kursächsischer Hofmarschall und Geheimrath, und erwarb sich die besondere Ehre, der Beschützer Jakob Böhme's gewesen zu sein.

3) Elisabeth, 1634 mit Sebastian v. Lützelburg auf Zschackwitz vermählt.

4) Nach Einigen eine Tochter Haubold's v. Plancken (oder Blancken) auf Hausdorf und Susannen Johannen Melcher v. Kesselau; nach Andern eine Tochter Abraham's v. Plancken auf Wahren und Magdalenen v. Einsiedel aus Gnandstein.

5) Johanne Cordula † unvermählt. Anna Margarethe heirathete Johannes Friedrich v. Schlieben. Kaspar Haubold auf Niederbogwitz und Wachwitz gründete eine Linie, die sich später in die Niederlausitz wendete. (Ein Sohn desselben fiel als Fähndrich auf Morea.) Ueber Hans Kaspar sprechen wir weiter. Johann Rudolf ward kursächsischer Oberforstmeister und hinterließ viele Kinder, deren Mannsstamm jedoch erloschen ist. Johann Georg fiel als Lieutenant im Kriege.

wodurch seinem ältesten Sohne erster Ehe eine glänzende, auch auf weitere Zweige der Familie nachwirkende Fortune in Dänemark bereitet wurde, wo so lange Zeit deutsche Edelleute ein äußeres Glück gesucht und öfters gefunden haben. Hans Christoph v. Körbitz wurde am 13. Aug. 1612 zu Dresden geboren und kam schon 1623 zu seinem mütterlichen Oheim, dem Oberhofrichter und Oberaufseher Nikolaus v. Loß, nach Merseburg, wo er das Gymnasium besuchte. Diese Studien setzte er seit 1627 zu Dresden unter Leitung eines Hofmeisters fort und bezog 1629 die Universität Wittenberg. Der Krieg trieb ihn 1631 in die Heimat zurück und bestimmte ihn, selbst zu dem Waffengewerbe überzugehen, weshalb er sich, mit einem Empfehlungsschreiben seines Vaters, zu dem berühmten Johann Georg v. Arnim begab, der sich seiner jedoch mehr zu diplomatischen, wie zu militärischen Aufträgen bedient zu haben scheint, wie er denn an den Fürsten von Ostfriesland und andere Stände verschickt ward. Die ihm 1633 angebotene Rittmeisterstelle lehnte er ab, weil ihm sein Vater eine Stellung bei dem Könige Christian von Dänemark ausgemittelt hatte, die er, nach kurzem Aufenthalte in Dresden und nachdem er sich seinem neuen Herrn zu Hadersleben vorgestellt, im März 1634 antrat. Bald darauf ward er Kammerherr der Kronprinzessin und lebte mehrere Jahre ruhig an diesem Hofe, bis 1637 der Drang, fremde Länder zu sehen, in ihm erwachte. Nach erlangtem Urlaub ging er über Hamburg durch Bremen und Friesland nach Amsterdam, wo er sich nach Calais einschiffte und von da seinen Weg nach Paris nahm. Hier blieb er bis 1638, worauf er abwechselnd zu Saumur, damals einem beliebten Studienort deutscher Cavaliers, und zu Duret, einer Besitzung des Herzogs de la Tre-

mouille, lebte, auch Rochelle, Bordeaux und andre Orte besuchte. In Saumur erhielt er im November 1638 die Aufforderung, nach Dänemark zurückzukehren, um als Hofmarschall des Kronprinzen einzutreten, lehnte aber, in seinem Wunsche, noch Italien zu besuchen, das Erbieten zunächst ab. Da dasselbe jedoch zu Anfang des Jahres 1639 auf das dringendste wiederholt wurde, so mußte er Folge leisten, verließ Saumur, empfahl sich am Hofe des französischen Königs und schiffte sich zu Dieppe zunächst für England ein, wo er Oxford, London, Gravesend und die englische Flotte in Augenschein nahm, und dann, durch neue Briefe gedrängt, über die Niederlande und Hamburg nach Dänemark eilte, und auf den Rath seines noch in demselben Jahre verstorbenen Vaters den ihm angetragenen Posten annahm. Das Vertrauen, das ihm der Kronprinz schenkte, bewahrte ihm, nach dessen auf der Badereise nach Eger erfolgtem Tode, auch dessen Witwe, bei der er bis zu ihrer anderweiten Vermählung treulich aushielt und ihrethalber das ihm vom Könige Friedrich III. angebotene Directorium der deutschen Kanzleien ablehnte. Nachdem sie aber Dänemark verlassen hatte, trat er doch in immer einflußreichere Staatsthätigkeit. 1655 wurde er Oberamtshauptmann zu Idden und Marck in Norwegen, 1657 General-Kriegscommissarius, 1658 Oberhofmarschall und Gouverneur von Kopenhagen, 1660 Reichsmarschall, Beisitzer des hohen Landgerichts und der Staats- und Kriegscollegien, 1670 Oberaufseher des seeländischen Kreises und des Roeskioldschen Bezirks, Director des deutschen Archivs und Mitglied des Geheimen Rathes, 11. Oct. 1673 Ritter des Elefantenordens. 1678 bekam er die Oberaufsicht über die Erziehung des Kronprinzen, des nachherigen Königs Friedrich IV., und behauptete sich so

durch drei Regierungen in der Gunst des Hofes. Auch haben ihm selbst solche Schriftsteller, die mit Vorliebe auf den Schwächen und Fehlern einflußreicher und hochgestellter Personen verweilen, nichts Wesentliches vorgeworfen, als Gourmandise und etwas deutschen Pedantismus. Seit 1677 ließ er sich übrigens, nach Ruhe verlangend, von den geschäftreicheren Aemtern entbinden und brachte die Zeit, die er von seiner Stellung bei dem Kronprinzen und von den vertrauten Berathungen, zu denen ihn der König oftmals berief, übrig behielt, auf seinem Gute Hellerup auf Fühnen zu. Nach langwieriger Krankheit starb er zu Kopenhagen 22. Aug. 1682. Er hatte sich am 7. Oct. 1649 mit Christine v. Lützow, der Witwe Knut Ulfeld's auf Wehring, vermählt. Das einzige Kind dieser Ehe, eine Tochter, starb aber in der Geburt.

Sein Stiefbruder Hans Kaspar, geb. 15. Nov. 1629, war in demselben Jahre 1639, wo Hans Christoph den Hofmarschallsposten am Hoflager zu Nyeköping antrat, auch nach Dänemark geschickt worden, wo er mit des Kanzlers Christian Thomas Scheständt Kindern im Gymnasium des St.-Knutsklosters auf Fühnen erzogen ward, dann seit 1645 auf der Akademie zu Soroe studirte und 1648 als Hofjunker bei der verwitweten Kronprinzessin antrat. Von ihr erhielt er ein Jahr später sowol Urlaub, als wesentliche Geldunterstützungen, um sich, nach dem Beispiele seines Bruders, in fremden Ländern umzusehen. Auf der Fahrt von Hamburg nach Holland bestand er einen heftigen Seesturm. Auf der nach Frankreich ward sein Schiff von Kapern genommen, die sich jedoch mit Plünderung des Schiffes und der Passagiere begnügten, worauf die letzteren nach Holland zurückfuhren, und er die Fahrt erst wieder antrat, als er sich dem Gefolge von den westfälischen Friedensverhand-

lungen heimkehrender französischer und portugiesischer Gesandten beigesellen konnte. Zu Dieppe gelandet, reiste er über Rouen nach Paris, wo er sich den Herzogen Franz Philipp von Holstein und Johann Georg von Mecklenburg anschloß. Nachdem er noch Orleans und Blois besucht und sich fast zwei Jahre in Frankreich aufgehalten hatte, schiffte er sich zu Havre ein, hatte abermals einen Seesturm zu bestehen, kam aber doch noch glücklich nach England und von da nach Nyeköping. Er blieb nun nicht blos mit seinem Bruder an dem Hofhalt der Kronprinzessin, sondern folgte ihr auch, als sie ihren Witwenstuhl verrückte, nach Altenburg, worauf er in ernestinische Dienste trat, und an verschiedenen dortigen Höfen ansehnliche Bedienstungen bekleidete. Der Tod seines Bruders, den er beerbt zu haben scheint, veranlaßte ihn, wenn auch erst vier Jahre später, Dänemark (1686) noch einmal zu besuchen, wo der König ihn zu behalten wünschte und zum Etatsrath ernannte. Da ihm aber die dänische Luft, vielleicht in mehrfachem Sinne, nicht zusagte, so kehrte er 1690 nach Deutschland zurück und ward bald darauf Geheimer Rath, Regierungs- und Consistorialpräsident des Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen, als welcher er jedoch schon 21. Nov. 1691 starb. Ein Sohn von ihm, Johann Christoph, besaß jenes fühnische Hellerup, das der gleichbenannte Oheim erworben, und war dänischer Oberkriegssecretär. So finden wir auch einen Neffen, Johann Kaspar, des Oberforstmeisters Johann Rudolf Sohn, als dänischen Lieutenant verstorben (12. März 1703)[1]. —

1) Ein Bruder desselben, Johann Friedrich, war 1690 als baireuthischer Lieutenant in Dalmatien gefallen. Ein anderer Bruder, Johann Gottlob, geb. 1675, † 10. April 1705, als kursächsischer Lieutenant, zu Fraustadt in schwedischer Gefangenschaft.

Eigen übrigens, daß zu jener Zeit auch ein Zweig der Gersdorf, dieser Stammverwandten der Körbitz, nach Dänemark übersiedelte.

Doch wir müssen jetzt zu einem anderen Sohne des obenerwähnten Kaspar v. Körbitz, einem Oheime des dänischen Reichsmarschalls, übergehen, der uns besonders wegen seiner Schicksale im Dreißigjährigen Kriege Interesse bietet. Friedrich v. Körbitz war am 9. Juli 1588 geboren, folglich, als jener Hirsch seinen Vater tödtete, erst etwa vier Jahre alt, und ward, wie er das 18. Jahr erreicht hatte, durch seinen Schwager, den bambergischen Obersten Hans Claus v. Rußwurm [1]) auf Hillingen, als Kammerpage an den Hof des damaligen Bischofs Johann Philipp von Bamberg [2]) gebracht. Nach dessen Tode (1609) kam er als Page zu dem Markgrafen Joachim Ernst zu Ansbach und ein halbes Jahr später, auf dessen Empfehlung, nach Halle zu dem Administrator des Erzstifts Magdeburg, Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, der zu Halle Hof hielt und bei dem er vier Jahre, erst als Silberpage, dann als Kammerpage diente, worauf er wehrhaft gemacht und zum Kammerjunker mit vier Pferden bestallt wurde. In dieser Stellung vermählte er sich 12. April 1616 mit Anna Magdalene v. Arnim aus Wendgräben, durch die er in Besitz dieses Gutes gekommen zu sein scheint, und die ihm neun Kinder gebar, davon doch nur drei zu reifern Jahren aufwuchsen.

Seine schwersten Drangsale begannen, als Tilly 1629 gegen das Erzstift Magdeburg zog. Schon im August

---

1) Derselbe hatte die älteste Tochter Kaspar's v. Körbitz aus zweiter Ehe, Marie, geheirathet.

2) Aus der Familie derer v. Gebsattel.

1629 ward Wendgräben von einer starken Partei liguistischer Völker überfallen, ausgeplündert und, während Körbitz sich mit Mühe rettete, seine Gattin mit fortgeführt und die Kinder, damals sieben an der Zahl, dergestalt verscheucht und zerstreut, daß anfangs fast niemand gewußt, wo sie geblieben, sich auch niemand derselben annehmen wollen, da die Leute von Vater und Mutter nichts Gewisses erfahren können und sich der großen Gefahr halber niemand bei den Gütern merken lassen wollen. Die Frau v. Körbitz saß 12 Wochen theils zu Frankfurt, theils in der dessauer Elbschanze gefangen, bis kurz vor der Einnahme von Magdeburg ihre Auswechselung glückte. Der Kammerjunker v. Körbitz glaubte nun klug zu thun, wenn er seine Hausfrau und die doch glücklich wieder zusammengelesenen Kinder, deren Aufsuchen ihm viel Angst und Noth, deren Auffinden ihm aber diese alle vergütende Freude bereitet haben mag, nach Magdeburg brächte. Aber nicht lange war er in dieser Stadt, als sie (30. Mai 1630) von Tilly erstürmt ward. Er selbst mußte Frau und Kinder im Stiche lassen, um den Versuch zu machen, seinen Herrn zu retten, um den er sich mit 15 Reitern scharte. Sie geriethen aber unter die Kaiserlichen, wurden heftig beschossen, der Administrator in den Schenkel verwundet, zwei Reiter vom Pferde geschossen, der ganze Trupp auseinandergesprengt. Er kehrte zunächst in sein Quartier zurück, wo ihn sein ältester Sohn in einen geheimen Schlupfwinkel versteckte. Seine Frau ward von den wüthenden Soldaten ergriffen und zweimal ins Haupt gehauen, entkam aber doch noch mit sechs Kindern in die Domkirche, wohin sich auch das mit einer Magd zurückgebliebene siebente Kind fand. Endlich erbarmte sich Graf Wolf von Mansfeld der armen Frauen und Kinder und beauftragte einen Fähnrich,

sie aus der Stadt zu bringen. Inzwischen hatte das sich verbreitende Feuer unsern Körbitz aus seinem Versteck vertrieben, und er hatte sich an zwei Soldaten ergeben, die ihn völlig auszogen und denen er noch 30 Thlr. versprechen mußte, wogegen er Erlaubniß erhielt, in den Dom zu gehen und sich nach den Seinigen umzusehen. Er mußte nun über einen großen Haufen todter Männer, Frauen und Kinder steigen, bevor er in den Dom gelangen konnte, wo er viele Bekannte, aber niemand von den Seinigen fand und vier Tage und Nächte ohne Speise und Trank saß. Endlich sah ihn ein Capitän-Lieutenant v. Pflang, der einst als Page bei Körbitz' Hochzeit der Braut die Fackel vorgetragen. Dieser erinnerte sich der alten Zeiten, streckte ihm etwas Geld vor und gab ihm zwei Soldaten mit, unter deren Schutz und Wache er in das Lager gehen und die Seinigen suchen konnte. Hier fand er endlich in einem Gezelt sein liebes verwundetes Weib nebst fünf kleinen Kindern, wozu sich nach einigen Tagen auch der älteste Sohn und das jüngste Kind fanden. Er mußte 300 Thlr. Ranzion versprechen, sich auch noch mit dem Fähnrich, der die Seinigen ins Lager gerettet, vergleichen, worauf er mit seiner Familie und zwei gleichfalls gefangenen Fräuleins v. Carlowitz nach der eingeäscherten Stadt zurück durfte und von da unter Geleit nach Gommern gebracht wurde, wo ihm mitleidige Seelen die Mittel schafften, nach Zerbst zu gelangen. Hier starb sein jüngstes Töchterlein.

Sein Bruder, Georg Rudolf, der bei den Schweden als Capitän diente, machte es ihm möglich, sich wieder in die Nähe seines Gutes zu begeben und dessen Wiederaufnahme zu versuchen. Da aber der Krieg in der Gegend forttobte, sein Bruder bei Prackel in Westfalen fiel und nach dem prager Frieden die schwedischen Verheerun-

gen anhoben, mußte er wieder alles im Stiche lassen und abermals nach Zerbst flüchten. Hier erkrankten ihm fünf Kinder an den Pocken, daran zwei Söhne starben denen die Mutter 1636 folgte. Nun ging er nach Dresden zu seinem Bruder Hans Kaspar, dem Hofmeister der Kurfürstin-Witwe, bei dem er neun Jahre blieb und ihm auf den Gütern und sonst zur Hand ging. Als darauf Herzog August zu Sachsen als Administrator des Erzstifts Magdeburg introducirt ward, kam er, von seinem Bruder empfohlen, abermals an den Hof zu Halle, von wo er nach drei Jahren an des Herzogs Mutter, die Kurfürstin Magdalene Sibylle, empfohlen ward, die ihn zu ihrem Kammerjunker ernannte, als welcher er bis an ihren Tod (22. Febr. 1659), gegen 18 Jahre lang, fungirte. Kurz vor diesem Todesfalle, der seinem Dienst ein Ende machte, hatte er sich, „seiner öftern zugestoßenen Krankheiten halber und weil er sonsten einer getreuen Gehilfin vonnöthen gehabt", abermals verheirathet, aber mit dieser zweiten Frau, Anne Marie v. Theler, der Witwe Seifried's v. Schönfeld auf Grünberg ꝛc., nur 44 Wochen in der Ehe gelebt, indem er 23. Nov. 1659 starb. Seine Nachkommenschaft scheint sich im Mannsstamm nicht über die zweite Generation erstreckt zu haben.

IV. Joseph Pignata.

Seine Gefangenschaft in den Kerkern der römischen Inquisition und seine Flucht aus denselben.

In dem letzten Jahrzehend des 17. Jahrhunderts erschien ein italienischer Flüchtling, allerdings anderer Art, als jener Orsini unserer Tage, dessen Fluchtgeschichte, wenn sie als wahr zu betrachten, auch ihr Romantisches hatte, in mehreren Städten Norddeutschlands, und fand hier, nach Erzählung seiner Schicksale, in Braunschweig, Hannover und anderen Orten vielfache Theilnahme und Unterstützung. Einige zwanzig Jahre später, vielleicht erst nach seinem Tode, ist seine Haft- und Fluchtgeschichte auch, in französischer Sprache, in Druck erschienen. Sowol diese Schrift, als ihre deutsche Uebersetzung, hat sich selten gemacht, und wir dürfen wol die folgende Mittheilung, in der wir den Helden der Geschichte im wesentlichen selbst reden lassen, getrost als eine „verborgene oder vergessene Merkwürdigkeit" betrachten.

Joseph Pignata erzählt, mit Uebergehung aller Angaben über seine eigentliche Herkunft und seine Jugendgeschichte, Folgendes: „Ich habe vormals die Ehre gehabt, zu Rom in der Eigenschaft eines Secretärs mehreren Cardinälen zu dienen, die zu meinem Unglück alle todt

sind. Der erste war Basadonna, ein Venetianer, welcher mir eine lebenslängliche Pension aussetzte, die hinreichend war, um davon zu leben, ohne daß ich jemand zur Last fallen mußte. Nach dem Tode des Cardinal Castaldi, in dessen Diensten ich zuletzt gewesen, bot mir Herr Pietro di Gabrielli, mit dem ich seit längerer Zeit auf freundschaftlichem Fuße gestanden hatte, sein Haus und seinen Tisch an, wofür ich weiter nichts zu thun brauchte, als ihm Gesellschaft leisten. Er versprach mir sogar Beförderung, sobald er selbst einen höheren Posten am päpstlichen Hofe bekommen würde. Dieses sein Anerbieten bewog mich, andere Stellen bei angesehenen Personen auszuschlagen, die mir angetragen wurden, und ich verlebte auf diese Art dritthalb Jahre im Hause des erwähnten Herrn. Dasselbe wurde manchmal auch von Gelehrten besucht, und man sprach dann über philosophische Gegenstände, seltener über Religion, und wenn das letztere geschah, so war es immer ein gewisser Abbate, Antonio Oliva, der das Gespräch darauf leitete. Ganz unvermuthet wurden mehrere von uns bei der Inquisition zu Mailand von einem Francesco Pichitelli, mit dem Spitznamen „der blinde Tischler", weil er eines Tischlers Sohn war, wegen Ketzerei angegeben. Der Ankläger, ein grundschlechtes Subject, hatte Meuchelmords halber den Strang verdient. Indeß wurden die Aussagen, die derselbe zu Mailand that, zu Rom so beschwerend in Hinsicht unserer befunden, daß unserer neun bis zehn, die wir an einer jener erwähnten Gesellschaften theilgenommen, einer um den andern festgenommen wurden. Mit meiner Verhaftung ging es auf folgende Art zu.

Eines Tages besuchte mich auf meinem Zimmer im Hause des Herrn von Gabrielli auf dem Monte Giordano — es hatte früher den Orsini gehört — früh

morgens ein gewisser Broggi, der mich unter irgend einem Vorwand auszugehen veranlassen wollte. Ich hielt ihn für meinen Freund und es fiel mir nicht entfernt ein, daß er gekommen, um mich zu verrathen, daher ich bereitwillig mit ihm ging. Als ich unten im Hofe war, schlug ich nicht meinen gewöhnlichen Weg über die Straße del Fico ein, sondern ging durch das große Hofthor und wendete mich nach der Kirche St. Filippo di Neri, worüber Broggi sehr unruhig zu werden schien und durchaus die andere Richtung mit mir einschlagen wollte, wo die Hatschiere auf mich warteten. Meine Weigerung half mir jedoch nichts; denn als die aufgestellten Späher, die mir nachgingen, mich der Piazza Navona zugehen sahen, setzten sie eiligst die Hatschiere in Kenntniß, damit diese sich dorthin verfügten. Sowie ich an die erste Seitengasse (Sta. Agnese) kam, hörte ich zwei Männer hinter mir herlaufen, die mir plötzlich einen großen schwarzen Mantel überwarfen, mich festnahmen und also bedeckt in das nahe Haus eines Buchhändlers schleppten, wo sie mich bewachten, bis der Barigello, d. h. der Hauptmann der Hatschiere (Sbirren), mit vierzig Häschern herbeikam. In derselben Umhüllung mußte ich in seinen Wagen steigen, und mich nach seiner Wohnung führen lassen, wo er mich um meinen Namen fragte. Als ich ihm diesen sagte, erinnerte er sich, daß ich zur Zeit meines Dienstes bei dem Cardinal Basadonna ihm behilflich gewesen, daß er die Stelle des Barigello erhielt. Darum aber hatte ich mich eben keiner Begünstigung von seiner Seite zu erfreuen. Länger als eine halbe Stunde mußte ich daselbst warten, worauf man mich in das Gefängniß des heiligen Gerichts führte. Auf der Kanzlei dieses Tribunals ließen mich die Unterbeamten durchsuchen, was bei allen Ge-

fangenen gewöhnlich ist; man nahm alles Geld, Papiere und überhaupt, was bei mir gefunden wurde, weg, und ließ mir blos Tabacksdose, Gebetbuch und Rosenkranz. Sodann ward ich nach meinem vollständigen Namen gefragt und nachdem das Thor zu einem großen Hofe geöffnet worden, der Befehl gegeben, mich in eines der kleinen Zimmer derjenigen Abtheilung des Gefängnisses zu führen, welche die „geheime" heißt, weil man daselbst von allen Menschen abgeschlossen ist. Indem ich über diesen Hof ging, einen jener unheimlichen, weiten Gänge entlang, fiel mir gleich die Kuppel der Peterskirche in die Augen. Mittels dieses Merkzeichens suchte ich mich über den Ort zu orientiren, wohin ich gebracht wurde, und fand, daß mein Gefängniß gerade gegenüber der östlichen Hauptseite vom St. Petersdom war.

Zur Zeit meiner Verhaftnahme hatte ich an fürchterlichen Leibschmerzen zu leiden, für welche ich keine Linderung hatte finden können, trotz aller möglichen Mittel, die ich gebrauchte. Ich hatte gerade damals angefangen, einen Trank von gewissen Pflanzen zu nehmen, von welchem ich mir mehr Hilfe versprach. Es war mir nicht vergönnt, dieses im Gefängniß fortzusetzen. Aber, Gott sei Dank, ich wurde augenblicklich gesund, als ich keine Arznei und keinen Arzt mehr gebrauchte. Um mich in dieser schrecklichen Einsamkeit einigermaßen zu beschäftigen, kam ich auf den Gedanken, die Vespern der heil. Jungfrau in Musik zu setzen und einige Arien zu componiren, um den Qualen der Langeweile zu entfliehen. Nachts verfaßte ich den Text und des Tages setzte ich ihn in Noten. Ich bediente mich hierzu eines kleinen Tisches, worauf ich schrieb; denn man hatte mir ein Spinet verweigert, welches ich mir kommen lassen wollte.

Auf diesem Tischchen spielte ich mit den Fingern, wie auf einem Clavier, wobei ich mir vermöge der Einbildungskraft alle die Töne der Saiten vorstellte, als ob ich sie wirklich hörte. So habe ich 250 Tage hindurch mir die Zeit vertrieben. Da sich aber meine Geschichte in die Länge zog, und ich bei der Weitläufigkeit der Verhöre sah, daß ich nicht so bald frei werden würde, als ich gehofft, mußte ich wol darauf denken, was ich allenfalls thun könnte, um mich zu befreien, und wie ich im äußersten Nothfall mir helfen sollte. Ich hatte weder Messer noch Schere noch das kleinste eiserne Werkzeug, und doch konnte ich ohne ein solches nicht im entferntesten daran denken. Als ich aber einmal im Gespräch mit den Wärtern, deren einer eine Tabacksdose von Stroharbeit aus der Tasche zog, vernahm, daß andere Gefangene, die in minder strengem Gewahrsam als ich waren, sich mit Verfertigung kleiner Arbeiten aus Stroh beschäftigten, das verschiedenartig gefärbt war, z. B. kleiner Schachteln, Büchschen, Dosen, Futteralen zu Scheren u. s. w., wie man sie in Frankreich oder Ungarn macht: da kam mir plötzlich der Gedanke, daß, wenn ich von den Oberen des geistlichen Gerichts Erlaubniß zu ähnlichen Arbeiten erhielte, ich dadurch in den Besitz kleiner Instrumente gelangen würde, z. B. von Scheren, Federmessern, Nadeln, Faden, Leim oder wenigstens Kleister, um den Pappendeckel zu nähen und zu leimen, woraus das Gehäuse solcher Galanteriewaaren besteht. Das schwierigste war aber, diese Gnade zu erlangen, und ich durfte mir keine Rechnung darauf machen. Hierauf war denn nun mein ganzes Nachdenken gerichtet, bis ich endlich etwas in dieser Art entdeckt zu haben glaubte, auf das noch niemand gekommen war. Mit den Stecknadeln meines Kragens nämlich und einem

Stückchen Reißblei kaum nagelgroß, das ich in der Tasche fand, begann ich, auf einem Bogen Papier meine Ideen hinzuzeichnen, und siehe da, nach Verfluß von vier Wochen hatte ich gefunden, was ich suchte, und gab meiner Arbeit den Namen „indianischer Stich" zur Unterscheidung von den andern.

Der erste Ordensgeistliche, Amtsgehilfe des Padre Commissario, der alle Wochen einmal visitirte und dem die Gefangenwärter, die mir etwas Stroh gebracht, um das ich sie gebeten, gesagt hatten, daß ich eine kleine Arbeit angefangen hätte, war auch neugierig, dieselbe zu sehen. Sie gefiel ihm so sehr, daß er sie behielt und den andern Gefangenen zeigte, welche ebenfalls Stroharbeiten machten. Nach acht Tagen brachte er sie mir wieder und ich nahm hiervon Anlaß, ihn um Erlaubniß zu bitten, solche Arbeiten machen zu dürfen. Er antwortete, dies sei in den „Camere fermate" (festverschlossenen Zimmern) verboten, er wolle aber mir zu Gefallen in der Versammlung davon sprechen und mir die Bewilligung auszuwirken suchen; inzwischen könnte ich ja mit Zeichnen mich unterhalten, wenn ich Lust hätte — und man gestatte mir Reißblei, Papier und was ich sonst dazu benöthigt wäre, auch Federn, zum Zeichnen. Für diese Gnade bedankte ich mich von ganzem Herzen und benutzte sie in Erwartung der weiteren Erlaubniß, in Hinsicht deren er mir seine Fürsprache zugesagt hatte, die ich aber erst ein halbes Jahr später erhielt.

Ich fing also zu zeichnen an und machte aus dem Kopf eine Menge Bildchen mit dem Reißblei und der Feder, sodaß ich mich in dieses Fach, das ich mehr als funfzehn Jahre nicht mehr getrieben, recht erträglich wieder einarbeitete. Den Schließern, die mir das Essen

brachten und täglich viermal das Gefängniß visitirten, stachen die vielen Bildchen, die ich machte, in die Augen und ich schenkte ihnen von Zeit zu Zeit welche davon, um ihr wildes Wesen zu besänftigen.

Es begab sich, daß von diesen Schließern einer fortkam und an seine Stelle ein anderer trat, ein roher Trunkenbold und Flucher, dessen Gesicht der getreue Ausdruck seines Innern war. Dieser Mensch, der mir zugesehen hatte, wenn ich solche Bildchen machte, setzte sich in den Kopf, daß ich im Stande sei, ihm das Porträt seiner Geliebten zu zeichnen, die ich doch nie gesehen hatte. Alle Tage plagte er mich, daß ich ihm doch den Gefallen thun sollte; er wolle mir ewig dafür dankbar sein. Ich mußte lachen über seine Dummheit; weil ich ihn aber zu meinen Absichten benutzen wollte und konnte, erwiderte ich ihm, recht gerne wollte ich seinen Wunsch erfüllen, wenn er mir ein Federmesser verschaffe, ohne das ich meine Federn nicht schneiden könne. Er antwortete, ich wüßte wol, wie streng ihm das verboten sei; er wolle mir aber eines bringen, wofern ich ihm verspräche, es ihm den andern Tag wiederzugeben. Als er mir dasselbe gebracht, schnitt ich meine Federn zurecht, und zeichnete ihm ein weibliches Brustbild, wie mirs eben einkam, in der Tracht der niedern Stände zu Rom; kaum erblickte er es am andern Tag, so betheuerte er hoch, daß das leibhaftig seine Geliebte sei und sie gar nicht besser getroffen sein könnte. Um aber meinem Werk die Krone aufzusetzen, bat er mich, ein Briefchen dazu zu schreiben, voll von Ausdrücken der zärtlichsten Neigung für seinen Schatz. So war aus mir, dem Secretär von Cardinälen, ein Maler und Vertrauter von Gefangenwärtern geworden, dem heillosesten, niederträchtigsten Gelichter auf Gottes Erdboden.

Aber der Spaß war damit noch nicht zu Ende. Alle Tage war ich der vertraulichen Zudringlichkeit dieses Menschen ausgesetzt, der bald von seinen Freuden bald von seinen Leiden mir vorschwatzte und mich unaufhörlich plagte, bis ich ihm neue Bilder zeichnete und Briefchen schrieb. Nur der Umstand, daß ich das Federmesser nöthig hatte, machte mich so geduldig und nachgiebig gegen ihn. Der Zufall wollte aber, daß dieser Schließer einst in einer Schenke mit einem andern Trunkenbold Streit bekam und eine Pistole auf diesen abfeuerte. Der Schuß hatte zwar nicht getroffen; allein der Thäter wurde dennoch sogleich aus dem Dienst der Inquisition gejagt. Zwei Tage nachher fiel ihm ein, daß er mir das Federmesser gelassen hatte, und aus Furcht, es könnte dies üble Folgen für ihn haben, bat er einen Gefangenwärter, dasselbe mir wieder abzufordern. Weil ich aber wußte, daß er nie mehr sich an dem Ort blicken lassen dürfe, wo ich mich befand, leugnete ich geradezu, daß ich es noch hätte; that als wäre ich zornig und behauptete, es ihm zurückgegeben zu haben und daß ich nichts dafür könne, wenn er damals so betrunken gewesen, daß er es jetzt nicht mehr wisse. So verblieb das Federmesser in meinem Besitze. Ich hob es fortan sorgfältig auf und versteckte es so gut ich konnte, als ein kostbares Kleinod, das einstens vieles zu meiner Befreiung beitragen konnte.

Indeß waren schon mehrere Monate seit meiner Verhaftnahme verflossen, ohne daß es mit dem Proceß auch nur um einen Schritt vorwärts ging. Es war die Zeit, wo die Congregation della Visita alle Gefangenen in einem großen Saal versammelte, um den Durchgang zu halten, was zweimal im Jahr, zu Weihnachten und Ostern, der Fall war. Bei dieser Gelegenheit

bekam ich alle zu sehen und konnte mit meinen Freunden sprechen, welche aus demselben Grund wie ich sich in Untersuchung befanden. Sie waren ganz erstaunt, als sie sahen, daß ich, der zur Zeit meiner Freiheit gekränkelt, im Kerker gesund, stark und blühend geworden. Das Gegentheil war bei ihnen der Fall; ich konnte nur staunen, sie so abgezehrt, bleich und leidend zu finden, daß ich sie kaum wiedererkannte. Nun geschah es, daß Herr Piazza, Assessor des heiligen Gerichts, starb, und kurz darauf Herr Bernini an seine Stelle trat, ein geheimer Feind des Hauses Gabrielli. Papst Alexander VIII. starb auch [1]) und unser Proceß blieb hängen, bis Innocenz XII. [2]) den heiligen Stuhl bestieg. Von der Gnade dieses guten Papstes hofften wir alle, daß uns Verzeihung zutheil würde. Allein die Berichte des neuen Assessors lauteten so ungünstig über uns, daß sie unsere Hoffnungen zernichteten.

Nachdem endlich fast zwei Jahre dahingeschwunden, wurden wir abgeurtheilt. Vom Banne wurden wir zwar freigesprochen; die gerichtliche Sentenz machte uns jedoch die Auflage, daß wir eine gewisse Zeit lang besonders Buße thun mußten, mit Fasten und Beten; daß wir jährlich viermal beichten und communiciren sollten — und verurtheilte uns zu lebenslänglicher Einsperrung. Die Congregation behielt sich dabei vor, unsere Strafe im Ganzen oder zum Theil je nach Gutbefinden zu mildern.

Ein solcher Urtheilspruch versetzte uns in die äußerste

---

[1]) Peter Ottoboni, geb. 22. April 1611, regierte vom 6. Oct. 1689 bis 1. Febr. 1691.

[2]) Anton Pignatelli, geb. 13. März 1615, regierte vom 12. Juli 1691 bis 27. Sept. 1700.

Bestürzung; denn der älteste von uns, mit Ausnahme des Abbate Oliva, war erst 30 Jahre alt und das Aeußerste, was wir zu hoffen hatten, war das, vielleicht nach 15 oder 20jähriger Büßung wieder frei zu werden; wobei es uns nicht einmal wünschenswerth sein mochte, in einem Alter von 50—60 Jahren diese Gruft der Lebendigen zu verlassen.

Was mich betrifft, so kann ich mit der größten Bestimmtheit versichern, daß ich, hätte mir Gott nicht den Gedanken meiner Rettung eingegeben und so sichtbarlich dabei mich geleitet, nach so langer Einkerkerung von der Congregation als eine Gnade mir erbeten haben würde, daselbst mein Leben beschließen zu dürfen, weil ich sonst einem Alter voll Elend entgegensah. Ist auch die Freiheit ein unschätzbares Gut, so bleibt es doch gewiß, daß, wenn man sie erst im 60. Lebensjahre wiedererhält, und nachdem man um alles gekommen, dieselbe ein schlechter Trost bei dem Ungemache ist, dem man sich durch die Abnahme seiner Kräfte und gänzliche Mittellosigkeit preisgegeben sieht. Nichts konnte mich jetzt trösten, als die Hoffnung auf meine Befreiung. Ich erblickte dabei freilich unübersteigliche Hindernisse; aber dies schreckte mich nicht ab, und wenn mir gleich kein Fall bekannt war, wo jemand ein solches Unternehmen geglückt wäre, verlor ich dennoch den Muth nicht und suchte mein Leiden dadurch erträglicher zu machen, daß ich Tag und Nacht auf Mittel sann, meinen Zweck zu erreichen.

Endlich nachdem ich ein halbes Jahr vergebens geharrt, ward mir gestattet, Stroharbeiten zu verfertigen. Zu diesem Ende erhielt ich auch die kleine Schere wieder, die man bei meiner Verhaftung bei mir gefunden hatte und die in der Folge ein treffliches Mittel ward,

meine Bande zu lösen und mich der Freiheit wiederzuschenken. Meinen ersten Arbeiten von Stroh suchte ich eine gewisse Façon zu geben, welche in die Augen fiel, ohne daß man errathen konnte, wie dabei verfahren wurde. Sie gefielen sogleich außerordentlich, nicht blos wegen der Neuheit, sondern auch wegen ihrer Schönheit, hinter welcher die der andern Gefangenen weit zurückstanden. So machte ich ein Kästchen von Pappe, das wie eine Urne gestaltet war und vorne und oben geöffnet werden konnte. Darin befand sich ein Spiegel, Schreibzeug, kurz alles was zur weiblichen Toilette gehört. Es war inwendig und außen mit Stroh bekleidet, mit kleinen Figuren, in punktirter Manier mit der Feder hin und wieder symmetrisch vertheilt, was dem Ganzen ein gar zierliches Aussehen gab. Auch ward mir auf meine Bitte gestattet, mir Farben bringen zu lassen, die ich zum Illuminiren bedurfte. Auf diese Art konnte ich mir eine hinreichende Menge Bleiweiß verschaffen. Denn ich dachte, wenn ich damit einen Bogen Papier bemalte und diesen an die Wand befestigte, könnte man damit ein Loch zudecken, das man in die Wand gemacht, dergestalt daß kein Mensch dieses bemerkte. Als ich diese Farben hatte, zeichnete ich anfangs mit der Feder einige Bilder mit Blumenverzierungen und niedlichen Figuren en miniature und rahmte sie in die genannten Machwerke von Stroh ein. Auch verschenkte ich manchmal diese Bildchen an verschiedene Leute, wie sich eben eine Veranlassung hierzu darbot.

In Folge unsers Urtheilsspruchs erhielten wir auch die Absolution, mit der Erlaubniß, an jedem Festtage in die Messe und alle vierzehn Tage zur Beichte und Communion zu gehen. Hier hatte ich Gelegenheit, unter andern Gefangenen einige von denen zu sehen, welche

in gleicher Verdammniß mit mir begriffen waren. Ich fand sogar Mittel, einen meiner alten Freunde, Giovanni Filippo Alfonsi, mit dem ich auf dem Collegio Romano studirt hatte, zu sprechen und ihm Briefchen zuzustecken. Wir hatten einander nichts Wichtigeres zu schreiben, als daß wir eifrig wünschten, Ein Zimmer miteinander zu theilen, damit unsere Haft leidlicher wäre, und daß wir unsere Bitten deshalb dem Commissarius zugleich vortragen sollten, welcher auch endlich nach vielen Schwierigkeiten unsern wiederholten Gesuchen stattgab.

Durch diese Erlaubniß ward meine Freude vollkommen, denn ich sollte nun die Gesellschaft eines weisen und treuen Freundes genießen, der mein trauriges Loos theilte und ebenso große Lust hatte wie ich, aus dem Kerker zu entweichen. Kaum waren wir beisammen, als wir uns gegenseitig unsern diesfallsigen Entschluß mittheilten. Wir dachten und sprachen nichts als von unserer Befreiung und auf welche Art sie am sichersten zu bewerkstelligen sein möchte.

Während der ganzen Zeit meiner Gefangenschaft habe ich mich nur ein einziges Mal bei dem Pater Superior beklagt und zwar über einen Laienbruder, Stefano Pierotti, von Bosco im Mailändischen, der für die Verköstigung sowol des Commissario und der Ordensgeistlichen als der armen Gefangenen zu sorgen hatte. Wegen seiner winzigen Natur gab ich ihm den Namen Fra Stoppino und von der Zeit an ward er von den übrigen Gefangenen nie anders genannt. Meine Klage rührte daher, daß er mir in der Rechnung über meine sehr unbedeutenden Nebenausgaben zwei spanische Pistolen für Artischoken im Monat Mai und ebensoviel meinem Leidensbruder angesetzt hatte. Ich fand dies so übertrieben und außer aller Ordnung, daß ich mich nicht

enthalten konnte, dem ersten Pater es anzuzeigen und ihm zu sagen, daß der Bruder Stefano Pierotti ein frecher Betrüger sei. Dieses zog ihm einen heftigen Verweis von dem Commissario zu, der ihn über die Maßen schmerzte, und aus Furcht, ich möchte meine Klage noch einmal anbringen, wenn die Congregation den Durchgang hielt, überhäufte er mich mit Gefälligkeiten und tischte mir von Zeit zu Zeit die Erstlinge der Früchte auf, welche die Jahreszeit gab. Da er von meinen illuminirten Arbeiten gesehen und ihnen seinen Beifall gezollt hatte, ließ er mich fragen, ob ich ihm den Gefallen thun und ihm einige Bilder verfertigen wolle, um sie auf einen Altar zu stellen, und wieviel ich dafür verlange. Ich forderte 10 Pistolen. Nach langem Markten und Feilschen bot er mir acht und wollte das Pergament, Gold und Farben dazu liefern, worauf ich ihm zusagte. Ich setzte ein Verzeichniß über das auf was ich brauchte, wobei ich mehr Bleiweiß verlangte als von jeder andern Farbe. Ich fing die Arbeit an und war innerhalb drei Wochen damit fertig. Mein Verdienst fiel zwar nach und nach wieder in den Beutel des Fra Stoppino, durch dessen Hand alles, was wir brauchten, ging; indeß hatte ich dennoch großen Nutzen dabei, wegen des Pergaments, der Farben und übrigen Gegenstände, die mir verblieben und mir bei meinem großen Vorhaben sehr zu statten kamen.

Um dieselbe Zeit machte man die Entdeckung, daß die Mauer desjenigen Nebengebäudes, in dem sich unsere Zimmer befanden, etwa einen halben Fuß über dem Fundament gewichen war. Der Baumeister, welcher die Sache untersuchte, erklärte, daß der Bau einzustürzen drohe, wenn man nicht abhelfe. Demnach beschloß die Congregation, die Arbeiten vornehmen und starke eiserne

Bänder anlegen zu lassen, um dem Mauerwerk einen Halt zu geben, daß es nicht weiter ausweiche. Da man aber sich des Fundaments zu versichern hatte, mußte man in dem großen Hof, nach welchem unsere Zimmer gingen, die Erde aufgraben und wegschaffen. Weil man hiervon bei der großen Hitze, indem es zur Sommerszeit war, eine Verderbniß der Luft fürchtete, welche die Gesundheit der armen Gefangenen gefährden konnte, erfolgte eine Verordnung von Seiten der Congregation, wornach verfügt ward, daß wir alle auf eine andere Seite verlegt werden sollten, woselbst wir etwas mehr Freiheit bekamen.

Man kann sich denken, welchen Trost uns diese Veränderung gewährte. Wir hatten hier mehr frische Luft und eine angenehme Aussicht auf Gärten und Springbrunnen. Manchmal sprach man durch das Fenster mit den andern Gefangenen; man konnte alle Tage in die Messe gehen, und bei dieser Gelegenheit ein wenig herumspazieren, ohne daß es auffiel oder bemerkt wurde. Das war für uns schon eine große Erleichterung, da wir zuvor immer eingesperrt gewesen. Zudem betrachteten wir diesen erfreulichen Wechsel als den ersten Schritt zur völligen Freiheit. Deshalb vergaßen wir auch ein wenig den Gedanken an unsere Flucht und hofften, nach vier bis fünf Jahren Büßung, in die wir uns ergaben, von Gott und den Menschen Erlösung von unsern Leiden.

Während ich nun so in minder strenger Haft mich befand, kamen mir einige Kupferstiche unter die Hände, namentlich einer, von dem Maler G. Vasari, die Empfängniß Mariä vorstellend, worauf diese in den Wolken des Himmels, umgeben von den heiligen Engeln, schwebt und mit einem Fuß der Schlange den Kopf zertritt, die

sich um den Baum des Lebens schlingt, an dessen Stamm Adam und Eva mit den andern Erzvätern des alten Bundes, jedes in einer besonderen Stellung, als Sklaven angefesselt sind. Ich hatte Lust, dieses auf Velin zu copiren, und zwar in punktirter Manier mit der Feder, und es als Votivgeschenk den Nonnen von der heiligen Empfängniß auf dem Campo Marzo zu schicken. Ich bot deshalb meine ganze Geschicklichkeit auf, in der vollen Zuversicht, daß mein Unglück sich wenden würde, sobald ich dasselbe fertig gebracht. Meine Hoffnung ging in Erfüllung. Denn nach anderthalbjähriger Arbeit, die ich darauf verwandt, schlug mir am zehnten Tage, nachdem es auf dem Altar aufgestellt worden, unter Gottes gnädigem Beistand die langersehnte Stunde der Errettung. Auf welchen wundervollen Wegen diese bewerkstelligt ward, dies soll jetzt ausführlich erzählt werden.

Fünf bis sechs Monate blieben wir in den schon erwähnten bequemeren und angenehmen Räumen und glaubten, auf immer dieselben bewohnen zu dürfen, weil man uns bei der letzten auf Weihnachten stattgehabten Visitation der Congregation daselbst gelassen hatte, während doch unsere früheren Zimmer schon wiederhergestellt waren. Noch mehr bestärkte uns in diesem Glauben der Umstand, daß einer von uns zu derselben Zeit seinen Arrest in der Weise gemildert sah, daß er innerhalb des Palastes der Inquisition völlige Freiheit genoß, und nur diesen nicht verlassen durfte; eine Vergünstigung, die uns alle mit großer Hoffnung auf völlige Freilassung erfüllte. Allein es kam ganz anders. Um auf alle Fälle gefaßt zu sein, versäumte ich jedoch nicht, mich mit allem zu versehen, was ich für nothwendig zum Gelingen meines ersten Planes hielt, auf den mich ja der Unstern

wieder zurückzukommen nöthigen konnte. Ich fuhr mit meinen Stroharbeiten fort, illuminirte und zeichnete mit der Feder nach wie vor; endlich lehrte ich mehrere, die mich darum baten, die indische Manier des Punktirens. So suchte ich mir so gut als möglich die Langeweile zu vertreiben. Der Zufall wollte es, daß alle die Kleinigkeiten, die ich damals auf die Seite that, mir sehr nützlich werden sollten, und glücklicherweise wünschte einer der Gefangenen, daß ich ihm aus Kreide eine größere Muschel (wie sie gewisse Pilger an sich tragen) schneiden möchte, um darauf eine Gipsform abzudrucken, weil er danach Dosen aus gestampftem Papier verfertigen wollte. Er verschaffte mir zu diesem Ende eine Menge Kreide, die mir in der Folge sehr zugutekam.

Bald darauf änderte sich die Scene auf eine für uns schreckliche Weise. Eines Donnerstags morgens mit Sonnenaufgang hörten wir die Gartenthür öffnen, durch welche man zu dem Hauptbau gelangte, wo sich unser Gefängniß befand. Neugierig traten wir ans Fenster und erblickten den Schließer, der geradeswegs auf das Zimmer, wo sich Molinos [1]) befand, zuging, es auf-

1) Dies ist der in der Kirchengeschichte bekannte Mich. Molinos, ein Spanier, Weltpriester zu Rom. Er gab 1681 ein Buch heraus, worin das Höchste der Religion als süße Seelenruhe, als reine, uneigennützige Gottesliebe, als klare unmittelbare Anschauung Gottes, als inneres, unaussprechliches Gebet mit Kraft und Herzlichkeit dargestellt war. Dies Buch des heiligen Mannes war der herrschenden mechanischen und hierarchischen Religion zu sehr zuwider und fand einen zu lauten und ausgebreiteten Beifall, als daß es nicht Widerstand hätte erfahren sollen. Wahrscheinlich war es das Werk der Jesuiten, daß auf einmal der französische Gesandte zu Rom bei Innocenz XI. auf Untersuchung dieses Buches drang, welches die Ketzereien alter Begharden und Illuminaten enthalte, und den Papst nöthigte, diesen Mann zur Abschwörung seiner Irrthümer und zum ewigen Gefängniß (worin er 1696 starb), zu verurtheilen.

schloß und diesen halbangekleidet im Schlafrock fortführte. Wir warteten am Fenster, ob Molinos wiederkommen und was dies überhaupt zu bedeuten haben würde. Jeder machte sich darüber seine besonderen Gedanken. Allein bald kam der Schließer wieder und ging gerade auf mein Zimmer zu, öffnete und sagte mir, ich solle mit ihm gehen, gerade wie ich da sei, ohne etwas mit mir zu nehmen. Ich hatte meinen Schlafrock an und in diesem Costüm führte er mich vor den Obercommissär, welcher mit einer mitleidsvollen Miene zu mir sagte:

„Herr Pignata, es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß, nachdem Sr. Heiligkeit berichtet worden, daß die andern «verschlossenen Zimmer» des Gebäudes wiederhergestellt seien, Sie sogleich wieder dasjenige beziehen müssen, wo Sie früher gewesen. Ich muß diesen Morgen noch dem Papst über die Ausführung seines Befehls Bericht erstatten. Ertragen Sie dieses neue Unglück mit Standhaftigkeit, ergeben Sie sich in den Willen Gottes und suchen Sie Trost in dem Vertrauen auf seine Barmherzigkeit.“ Mit leiserer Stimme setzte er hinzu: „Gott möge es dem vergeben, der daran schuld ist.“ Ich erwiderte ihm, daß ich mich gutwillig alle dem unterwerfe, was von Sr. Heiligkeit komme; denn dies könne nur zu meinem Besten dienen, indem ich glaube, daß der heilige Geist Dieselbe bei allen ihren Entschließungen regiere, und daß ich Ihr in Demuth und von ganzem Herzen gehorche; daß ich aber Se. Hochwürden flehentlich bitte, mir zu erlauben, daß ich die Sachen behalten dürfe, die ich zu meinen Stroharbeiten gebrauchte, damit ich mich doch einigermaßen in der elenden Lage, in die ich mich zurückgeschleudert sähe, zerstreuen und durch Beschäftigung mein schreckliches Unglück erträglicher machen könnte.

Mit großer Güte gewährte er mir alles und ließ mir noch denselben Morgen nebst meinem Koffer alles wiederbringen, auch die oben erwähnte Form aus Kreide, die ich jenem Gefangenen gemacht und noch in meinem Zimmer gehabt hatte. Die Maßregel selbst traf auch alle meine Schicksalsgenossen und in weniger als einer Stunde waren wir in unsern vormaligen Zimmern wieder eingesperrt. Wenn ich diese unglückselige und unerwartete Veränderung überdachte, mußte ich mir sagen, daß sie eher geeignet war, einen zur Verzweiflung zu bringen, anstatt zu unserm besten zu dienen, oder unser Seelenheil zu fördern, wofür man so große Sorgfalt in falschem Religionseifer zur Schau trug, und daß sie einen an Leib und Seele verderben konnte. Weil ich in diesem schrecklichen Elend der Versuchung zu unterliegen fürchtete, beschloß ich, mit Lebensgefahr mich zu befreien; ich dachte, einmal das Leben aufs Spiel setzen, ist besser, als tausendfachen Tod im Kerker sterben. Alfonsi war gleicher Meinung. Da sein Zimmer an das meinige stieß, so sprachen wir alle Nächte über unsern Plan und wurden eins, daß wir die Bitte von neuem stellen wollten, man möchte uns zusammensperren; doch in ein Zimmer, das ich vor allen andern sehnlichst wünschte, wenn es gleich eines von den „verschlossenen" war und das gerade auf einer Ecke des Hauses der Inquisition sich befand, wo man die Aussicht auf den Portico der St. Peterskirche hatte. Wir baten so lange, bis man uns endlich in das gewünschte Zimmer zusammen logirte. Als ich meine Absicht erreicht hatte, ward meine Freude so groß, mein Entzücken so unaussprechlich, als hätte ich schon die Thüre meines Kerkers gesprengt und als stände kein Hinderniß meiner Befreiung mehr im Wege. Der Grund, warum ich dieses Zimmer vorzugsweise wünschte, bestand

darin, daß dasselbe das einzige von allen war, das weder der Graben noch die — innerhalb 30—40 Fuß hohe — Mauer von der äußeren Umgebung trennte und weil ich unmittelbar auf der Straße gewesen wäre, sobald ich die Mauer durchbrochen. Von jedem andern Zimmer aus war meine Flucht beinahe unmöglich, indem auch noch der Graben und die Mauer als unüberwindliche Hindernisse im Weg standen. Ueberdies hatten wir da eigentlich drei Zimmer und das sehr bequeme. Das erste war klein und bildete das Vorzimmer; das andere war größer, aber dunkel und erhielt das Licht nur von dem dritten, das ein Fenster nach dem Hofe zu hatte, dessen ich erwähnt habe. Die Dunkelheit des zweiten Zimmers, freilich ein großer Uebelstand, kam uns zu unserm Vorhaben höchst erwünscht, indem wir es desto leichter verbergen konnten, wenn wir ein Loch in die Wand machen wollten.

Um diese Zeit kam mein Bruder, der in den Diensten des Fürsten v. Eggenberg zu Gratz sich befand, nach Rom, um in Angelegenheiten unserer Familie, die sich in zerrütteten Umständen befand, thätig zu sein und meine arme Mutter in dem Jammer zu trösten, worein sie mein Unglück und seine Entfernung versetzt hatte. Er blieb einige Wochen in Rom und nahm später bei seiner Abreise meine Mutter nach Deutschland mit. Sie war bereits den Achtzigen nahe und erbat sich als eine Gnade von der heiligen Congregation, mich wenigstens ein einziges Mal vor ihrer Abreise besuchen zu dürfen. Dies ward ihr gewährt, indem sie sehr hinfällig war, sodaß man darauf rechnen konnte, daß dies das letzte Mal in ihrem Leben sein dürfte, wo sie mich sehen würde. Sie kam am Arme meines Bruders und ward in das Zimmer des Pater Commissarius geführt, in dessen

Gegenwart unsere traurige Zusammenkunft stattfand, bei welcher mehr geweint als gesprochen wurde. Nach den rührendsten Ergüssen innigster Zärtlichkeit steckte mir noch mein Bruder als Andenken einen schönen Ring mit einem Smaragd, umgeben von sechs Brillantrosetten, an den Finger und schenkte mir noch ein paar doppelte Dukaten.

Den Ring durfte ich behalten, das Geld aber mußte ich dem Pater übergeben, weil die Gefangenen schlechterdings kein Geld in Händen haben dürfen. Es wird solches jedoch ehrlich und redlich aufgehoben für die Fälle, wo die Gefangenen es bedürfen, und daß man ihnen davon anschaffen kann, was sie wünschen. Meine Mutter zerfloß in Thränen und ermahnte mich zur Geduld, daß ich nicht in Verzweiflung geriethe. Mein Bruder that dasselbe und versicherte mir, mir kräftige Empfehlungen verschaffen zu wollen, indem er mich dadurch trösten wollte. Ich erwiderte ihm aber, daß man sich einzig und allein auf Gottes Barmherzigkeit verlassen müsse und daß dies die kräftigste aller Empfehlungen sei, und Gott vielleicht früher, als sie es dächten, ihre Thränen trocknen und mein Unglück wenden würde. Nur wer die Zärtlichkeit einer Mutter und die Liebe eines guten Bruders kennt, kann sich einen Begriff von der herzzerreißenden Scene des Abschieds machen. Trostlos kehrten sie der Thüre den Rücken, unter Strömen von Thränen, daß es die Steine hätte erweichen mögen. Ihr Schluchzen brach mir fast das Herz; doch ich that mir Gewalt an und kehrte unerschrocken auf mein Zimmer zurück, flehte zu Gott um Stärke und Standhaftigkeit und bat, daß er mir irgend ein Mittel eingeben möchte, um glücklich den Zweck zu erreichen, der mir Tag und Nacht vor der Seele schwebte.

Die größte Schwierigkeit, die mich wie Alfonsi mit banger Sorge erfüllte, war das Durchbrechen einer mehr

als sechs Fuß dicken Mauer. Alles was ich an Werkzeugen besaß, bestand in einer Schere, einem Nagel und Federmesser. Damit konnte man noch kein Loch machen groß genug, daß ein Mensch hätte durchschlüpfen können. Um ein längeres und stärkeres Eisen zu bekommen und doch keinen Verdacht zu erregen, verfiel ich auf folgendes komische Mittel.

Alle acht Tage hatte der erste Pater, der Amtsgehilfe des Inquisitors, die Gewohnheit, die Gefangenen zu besuchen, um nachzusehen, ob ihnen nichts abgehe, was zu ihrer Gesundheit nöthig war, und uns Unglücklichen mit schönen Worten eiteln Trost zu spenden. Eines Tages kam er wie gewöhnlichin un ser Zimmer, um nachzusehen; da nahm ich ihn auf die Seite, als wenn ich ihm etwas insgeheim zu sagen hätte, und sprach: „Mein Pater, dürfte ich Sie wol um eine große Gnade bitten?" „Sagen Sie, was Sie wünschen," antwortete er: „womit kann ich Ihnen dienen?" Ich erwiderte: „Schon lange habe ich einen Leibschaden von der Folter her, die ich ausgestanden. Aus Scham habe ich bisher nichts davon gesagt; weil das Uebel aber ärger werden könnte, wenn es nicht beachtet wird, so muß ich bitten, mir ein Bruchband machen zu lassen, damit der Bruch nicht größer werde." „Ja, liebes Kind," antwortete er, „ich werde den Wundarzt schicken, daß er Sie visitire, und es wird alles geschehen, was zu Ihrer Heilung dienlich ist." Der Chirurg kam und visitirte mich, und weil ich von Geburt aus auf der einen Seite des Unterleibes etwas dicker bin als auf der andern, konnte ich ihn ohne Mühe glauben machen, daß sich an dieser Stelle ein Schaden befinde. Sooft er mich anrührte, that ich, als verspürte ich große Schmerzen, und nachdem er mich lange hin und her befühlt, beschloß er, mir die gewünschte Bandage

zu bestellen. Ich bat ihn sodann, dafür zu sorgen, daß sie gut beschlagen und hierzu ein gutes starkes Eisen genommen würde, damit sie desto länger halten und ich nicht genöthigt sein möchte, abermals um Erlaubniß zu bitten — die man so leicht nicht bekommt — dieselbe ausbessern oder eine neue machen lassen zu dürfen. Der gute Mann versprach es und entfernte sich unter vielen gegenseitigen Complimenten und tiefen Verbeugungen.

Fragt man, welche Hilfe ich von einem Bruchband habe erwarten können, so antworte ich darauf: In allweg eine sehr große. Diese Bandagen haben gewöhnlich einen großen eisernen Ring, der um sie herumgeht. Wenn man nun diesen gerade biegt, wird er lang und taugt dazu, den Kalk von den Backsteinen loszumachen und diese nach und nach aus der Mauer zu reißen. Ich erhielt nach 14 Tagen das Bruchband und legte es sogleich an, ließ es auch einigemal die Gefangenwärter sehen, um meine List besser zu verbergen. So hoffte ich von einem erdichteten Leiden glücklichen Erfolg wider ein wirkliches. Eine gute Vorbedeutung für das Gelingen meines Plans war mir schon die Gunst des Geschicks, das mir die Werkzeuge, die unentbehrlich waren, verschafft hatte. Es fehlte uns jedoch noch an einem stärkeren, dickeren Eisen, mit welchem man der Mauer beikommen konnte, die wie gesagt mehr als sechs Fuß dick war; eine Schwierigkeit, deren bloser Gedanke schon mich beben machte. Nur mit dem Beistand des Höchsten, ohne welchen wir nichts sind und vermögen, konnten wir hoffen, über dieselbe hinwegzukommen.

Den 15. August, an Mariä Himmelfahrt, hatten wir gebeichtet und das heilige Abendmahl empfangen und schickten aus tiefstem Grund unserer Seelen die brün-

stigsten Gebete zum Himmel, daß seine Vorsehung in unserer Noth und Bedrängniß uns erleuchten und führen möchte. Und wirklich sollten wir gerade bei diesem dringendsten Anliegen die Größe seiner Erbarmung erfahren und mit Dank und Anbetung seine göttliche Aushilfe erkennen dürfen. Bevor wir uns schlafen legten am Abend desselben Tages, wiederholten wir unser eifriges Gebet zum Herrn, das ich noch im Bett fortsetzte und mich dem heiligen Geist empfahl, der mir eingeben konnte, was noth war. Als ich so durch das Gebet beruhigt und zufrieden dalag, kam mir der Gedanke, als hätte mir ihn jemand eingeflößt: warum denkst du daran, durch eine so dicke Mauer zu brechen, anstatt oben durch das Deckengewölbe des Kerkers? Ich dachte über diesen Einfall nach, als wenn mir der Himmel ihn eingegeben hätte, und fand richtig, daß, wenn wir die Wölbung der Decke unsers dunkeln (zweiten) Zimmers durchbrachen, wir in das Zimmer über dem unsrigen gelangen konnten, dessen Fenster nicht vergittert waren und gerade auf die Straße gingen. Voll Entzücken sprang ich aus dem Bett und weckte meinen Freund, der schon fest schlief. „Was gibst du mir, Philipp!" fragte ich, „wenn ich dich in zwei Stunden aus der Gewalt des heiligen Gerichts befreie?" „Du bist ein Narr," sagte dieser schlaftrunken zu mir, „laß mich ruhen und störe mich nicht mit deinen närrischen Einfällen." „Höre mich an", erwiderte ich ihm, „das ist keine Träumerei, sondern vielmehr eine Eingebung von Gott. Du weißt, daß gerade über deinem Bett die Mitte des Gewölbes ist, und da die dicksten Gewölbe in der Mitte nur zwei Fuß dick sind, so können wir es in zwei Stunden durchbrochen haben. Wir müssen also, statt an die sechs Fuß dicke Wand zu denken, mit der wir in einem halben Jahre nicht fertig

würden, unser Augenmerk auf das Deckengewölbe richten." Jetzt erst ward Alfonsi ganz Ohr, gab mir recht, überlegte sich gleichfalls die Sache und fand, daß, wenn wir das Gewölbe an einer Stelle, wo es recht finster wäre, durchbrächen, es den Schließern nie einfallen würde, dorthin zu blicken. „Aber," wendete er mir ein, „wir hätten dann tiefer hinabzusteigen." „Das macht nichts," entgegnete ich; „wer 50 Fuß tief hinabsteigt, steigt ebenso gut auch 60 hinunter. Dann braucht nur der Strick ein wenig länger zu sein." Das leuchtete ihm so sehr ein, daß er augenblicklich aus dem Bette sprang und wir warfen uns beide, im Hemd, wie wir waren, auf unsere Knie und dankten der göttlichen Vorsehung, indem wir leise das Tedeum sangen, dafür daß sie uns so zu rechter Zeit einen glücklichen Gedanken eingegeben.

Mit einem Besenstiel maßen wir dann gleich am Morgen darauf die Höhe des Zimmers aus. Es war 17 gewöhnliche Fuß hoch. Wir bedurften also eine Vorrichtung, um bis an die Decke steigen und das Gewölbe bequem durchbrechen zu können. Nun fiel mir ein, daß wir hierzu unsere Meubles, d. h. Tische, Stühle, Betten rc. verwenden könnten. Ich nahm davon gleichfalls das Maß und fand, daß das ein ganz tüchtiges Gerüste geben könnte. Wir stellten unsere beiden Bettstätten übereinander, auf diese zwei Tische nebeneinander, die einen dritten Tisch tragen mußten. Auf diesen letztern brauchten wir dann blos noch einen Stuhl zu stellen, der fast bis an das Gewölbe reichte. Damit die Ziegel- und Kalkstücke beim Herunterfallen kein Geräusch verursachen könnten, fanden wir für nöthig, unsere Matratzen und sonstige Bettstücke auf die Tische und um sie herum zu legen. Eine Vorsicht, die wir bei unserer Arbeit nie versäumten. Weil aber

der Padre Commissario damals über unsern Zimmern seine Wohnung hatte, mußten wir den Eintritt der kältern Jahreszeit abwarten, wo er dieselbe verließ, um sein gewöhnliches Winterquartier wieder zu beziehen.

Unsere Ungeduld ward hierdurch nicht wenig auf die Folter gespannt. Es mußten auch die Stadtthore und Straßen, die in das Königreich Neapel führten, die man wegen der herrschenden Epidemie gesperrt hatte, wiederum offen sein, ehe wir auf einen Erfolg unserer Flucht hoffen konnten. Diese Aenderung trat auch glücklicherweise bald nachher ein, indem die Wuth der Seuche und mit ihr die Gefahr der Ansteckung für die Nachbarländer sich minderte und nach und nach gänzlich aufhörte.

Wir schickten uns jetzt an, uns mit allem Nöthigen zu versehen, was das Gelingen unserer Flucht bedingte. Schon zuvor hatten wir oft und viel darüber gesprochen und es war ausgemacht, daß ich mich als Einsiedler verkleiden und einen Theil meines eigenen Anzugs, nämlich meine Perrüke und Weste, meinem Freunde geben sollte. In den Strohsack meines Bettes hatte ich schon seit einiger Zeit eine weiße wollene Decke versteckt, um mich ihrer bei Gelegenheit zu bedienen. Auch machte ich eine Laterne von Pappendeckel, färbte sie inwendig mit Tinte schwarz — außen blieb sie weiß — und that eine kleine leere Farbenschale hinein, welche ich mit Oel versah und mit einem Docht aus der Wolle meines Schlafrocks. Dieselbe leuchtete uns bei Nacht zu unserer Arbeit, und da die Schließer alle Abend kamen, unser Licht zu löschen, mußte ich sie vorher anzünden, ohne daß dieselben es gewahr wurden. Ich verschaffte mir auch eine Menge Farbe und Zwirn, unter dem Vorgeben, daß ich dessen zu mancherlei Arbeiten bedürfe, mit denen ich auf Weihnachten die ganze heil. Congregation beehren

wolle. Man gab mir alles, was ich wünschte, und ich sann recht eifrig nach, was mir alles von Nutzen sein könnte, indem ich die gute Gelegenheit nicht versäumen wollte. Ich zerbrach mir recht eigentlich den Kopf darüber. Die Begierde nach Freiheit erhielt mich in steter Aufregung; mein einziger Gedanke war jenes Ziel, mein angestrengtes Studium ganz auf dessen Erreichung gerichtet.

Ich sah wohl, daß keine Gnade mehr zu hoffen war, da man uns, anstatt einige Freiheit zu gewähren, in noch viel engeren Gewahrsam gebracht hatte, und was mir vollends alle Hoffnung auf dereinstige Freilassung benahm, war eine Unterredung mit dem Pater Marchesi, einer in Rom sehr bekannten Persönlichkeit. Er war Priester von der Congregation von St.-Filippo Neri, an der neuen Kirche, ein berühmter Prediger und großer Gelehrter, stand im Rufe einer aufrichtigen Frömmigkeit und seine Function beim heil. Gericht bestand in der Prüfung ketzerischer Lehren. Nachdem wir abgeurtheilt waren, kam er auf Befehl des Papstes, um uns beichten zu lassen, mit der Vollmacht, uns von allen Sünden zu absolviren. Ich legte ihm meine Generalbeichte ab, worauf er mir sagte, daß der Papst in Hinsicht unserer unerbittlich sei und daß wir uns zufrieden geben und uns mit keiner Hoffnung schmeicheln sollten, solange dieser am Leben sei.

Dessenungeachtet ließ ich gegen ihn keine Entmuthigung blicken und unterhielt mich gerne mit ihm bald von diesem, bald von jenem. Ich fragte ihn einmal gesprächsweise, welche Strafe die bekommen hätten, die den Versuch gemacht, aus dem Kerker des heil. Gerichts zu entfliehen. Die Antwort war: „Allerdings haben schon welche diesen Versuch gemacht; er ist ihnen aber mis-

lungen, da ein Graben und eine Ringmauer den ganzen Bau umgibt." „Was würde aber demjenigen geschehen", fragte ich wieder, „der zu entwischen gesucht?" „Mein Sohn", sagte er mir, „wer es versuchen würde, sich zu befreien, bevor er absolvirt ist, würde zum Feuertod verurtheilt werden; denn es wäre das ein Beweis seiner Unbußfertigkeit." „Wenn er aber absolvirt ist", fragte ich, „welche Strafe bekäme er dann?" „Blos die, welche auf das Ausbrechen aus dem Gefängniß gesetzt ist", war seine Antwort; „denn es ist natürlich, daß man sich von den Leiden zu befreien sucht, unter welchen man seufzt."

Einige Tage darauf besuchte er mich wieder, und als ich über mein schreckliches Unglück jammerte, sagte er, um mich zu beruhigen, daß er mit dem Papst eine ganze Stunde lang über meine Angelegenheit gesprochen und Sr. Heiligkeit Nachricht gegeben habe, was ich für ein Leben im Gefängniß führe; welch' ergebungsvolle Fassung all mein Reden und Thun beurkunde; welch' aufrichtige Reue ich bezeuge, daß ich Gott beleidigt; kurz, wie sehr man Ursache hätte, mich als einen Wiedergebornen und Heiligen zu betrachten, dermaßen, daß es Sünde und Schade gewesen wäre, mich von einem Orte zu entfernen, der die Ursache einer der schönsten Bekehrungen geworden, wovon er jemals gehört habe. Ich ließ ihn nicht ausreden, sondern unterbrach diese Troftrede, die so schön begonnen, aber einen so übeln Verlauf genommen hatte, mit dem schmerzlichen Ausruf: „Ach! mein Vater, den Ruhm der Heiligkeit, auf solchem Wege erlangt, hätte ich recht wohl missen können. Um Gottes willen, sprechen Sie nie wieder ein Wort von mir mit dem heil. Vater und verschonen Sie mich mit einer Dienstfertigkeit solcher Art." Mit großer Kälte erwiderte

er: „Ich glaubte zu Ihrem Besten zu reden und Ihr wahres Heil dadurch zu fördern. Denn solange Sie hier eingesperrt sind, an einem Orte, der die Freistätte der Frömmigkeit, der Wahrheit und Gerechtigkeit ist, entfernt von dem Anblick aller der Gegenstände, die den Menschen verführen, sind Sie weniger in Gefahr, in die Stricke des Bösen zu fallen und den Reizungen und Lockungen der gottlosen Welt zu unterliegen. Sie sind hier sicher vor dem Heere ihrer Versuchungen und frei von Leidenschaften, den schrecklichsten Tyrannen der Menschheit.“

Diese erbauliche Predigt theilte ich meinem Freunde mit und stellte darüber noch ernsthaftere Betrachtungen mit ihm an, wovon das Ende war, daß kein Anschein vorhanden, von diesem unerbittlichen Gericht auch nur die mindeste Gnade zu erlangen, und daß wir zu dem einzigen Mittel, das noch übrig blieb, greifen und alles daran setzen müßten, um uns die Freiheit zu erringen.

Was uns noch abging, das war, wie schon gesagt, ein stärkeres Eisen als das von dem Bruchband, welches zu dünn war und sich bog, um damit die Steine in der Mauer aufheben oder die Backsteine losbrechen zu können. Als ich einmal auf und ab ging und nachdachte, wie ich ein Werkzeug auftreiben könnte, das stark genug und zur Vollendung unsers Werks unentbehrlich wäre, warf ich zufällig die Augen auf eine Stelle in unsern Zimmern, wo vordem eine Thür gewesen, und bemerkte zwei große eiserne Thürangeln, die mit Blei eingelassen und in der Wand stecken geblieben waren; augenblicklich machte ich Alfonsi darauf aufmerksam mit den Worten: wir suchen in der Ferne das, was wir so nahe haben. Danken wir dem Himmel, der uns das bietet, was uns am meisten noth thut. „Freilich,“ sagte er zu mir,

„könnten wir diese Angeln sehr gut brauchen; allein wie soll man sie von der Stelle bringen?“ „Dafür laß mich sorgen“, war meine Antwort; „und wenn ich auch einen Arm darüber einbüßen müßte, ich will sie gewiß herausbringen.“ Ich fing nun an, den Kalk mit der Spitze der Schere rings herum wegzubröckeln und spritzte sodann mit dem Munde Essig darauf, was meine Arbeit über die maßen förderte, sodaß ich nach drei Tagen eine der Thürangeln in Besitz hatte. Damit die Schließer nichts davon merken sollten, nahm ich von der Kreide, von der ich schon mehrmals gesprochen, weichte sie in Wasser auf und verstrich damit die Stelle, wo die Angel sich befunden hatte. Ich machte nun eine andere Thürangel von Pappendeckel, ganz ähnlich wie die eiserne, strich sie eisenfarbig an und steckte sie in die Kreide hinein, die ich in das Loch geschmiert hatte, that auch Bleiweiß darüber und die ganze Stelle bekam auf diese Art die natürliche Farbe der Wand, sodaß kein Unterschied zu bemerken war und jedermann darauf geschworen hätte, daß es dieselbe eiserne Thürangel sei. Damit man aber die herausgerissene Angel nicht finden konnte, steckte ich sie in das Bruchband und trug sie so längere Zeit bei mir, wo es niemand einfallen konnte, sie zu suchen.

Wir hatten schon wiederholt davon gesprochen (Alfonsi und ich), was für einen Weg wir einschlagen müßten, um sicher zu entkommen, und hatten uns am Ende darüber geeinigt, daß es am besten sei, uns nach Florenz zu wenden und dann nach Genua zu gehen, von wo aus wir zu Wasser oder zu Lande, jenachdem sich die beste Gelegenheit dazu böte, uns nach Frankreich begeben und zu Lyon oder Marseille so lange bleiben wollten, bis wir unsern Verwandten von unserer Lage und unserm Aufenthalt Nachricht geben und einige Unterstützung

an Geld erhalten könnten. Insbesondere hatten wir verabredet, daß wir blos bei Nacht reisen, bei Tag aber in Wäldern, Gräben oder sonst an Orten uns verstecken wollten, wo wir hofften unentdeckt zu bleiben, wenn man uns verfolgen würde. Auch hatten wir zum öftern davon gesprochen, wie man sich beim Hinunterlassen an Stricken zu verhalten habe, und wußten aus Erfahrung, daß man das Seil recht zwischen die Beine nehmen müsse, um desto sanfter und sicherer hinabzugleiten. Wir hatten dies mehr als ein mal probirt, indem wir die Gürtel von unsern Schlafröcken aneinander knüpften und dann an das Gitter vor den Fenstern anbanden. Diese waren sehr hoch und wir ließen uns von da ganz sachte und leicht hernieder. Die Probe gelang herrlich und wir dachten, es brauche jetzt nichts weiter, als den entscheidenden Schritt selbst zu thun.

Wir waren mit unsern bisher getroffenen Anstalten so zufrieden, daß wir nicht daran zweifelten, das Ende unserer Leiden sei nahe, und eine ungewohnte Gemüthsruhe bei uns sich einstellte, welche zur Folge hatte, daß ich eifrig daran war, mich meines gethanen Gelübdes zu entledigen und eine meiner Arbeiten zu vollenden, die ich auf dem Altar der Klosterkirche vom Campo Marzo aufstellen wollte. Den 25. Oct. 1693 ward ich damit gänzlich fertig und bat um Erlaubniß, sie dorthin senden zu dürfen. Es ward mir gewährt, nachdem der Commissarius und die ganze Congregation zwei bis drei Tage lang dieselbe in Augenschein genommen. Am 28. desselben Monats beichtete und communicirte ich und ließ die Arbeit mit einem höflichen Begleitschreiben an die Aebtissin dieses ansehnlichen Klosters abgehen, die zwei Tage darauf schriftlich den Empfang anzeigte und mir dankte.

Indessen trat mit dem Monat November der Nordostwind ein und bestimmte den Commissario, seine Wohnung zu verändern. Er zog am 6. aus und bezog sein gewöhnliches Winterquartier. Für uns, die wir uns unter dem Zimmer befanden, das er verließ, und mit höchster Ungeduld warteten, bis er fort war, war das Geräusch, welches das Ausziehen veranlaßte, himmlische Musik und wir priesen dafür von ganzem Herzen die Vorsehung. Zum Glück für uns hielten an demselben Tage sämmtliche Patres, die zu dem heil. Gericht gehörten, ihre Versammlung im Minervenkloster, wo sie der große Proceß der Atheisten von Neapel, eine sehr wichtige Angelegenheit, indem, wie es hieß, mehr als 30000 Individuen dabei betheiligt waren, vollauf beschäftigte. Dadurch erhielten wir mehr Zeit, unser Gerüste von Bettstellen und Tischen zum ersten male herzurichten und den Versuch mit dem Durchbrechen des Gewölbes zu machen. Nachdem wir jenes fertig hatten, stieg Alfonsi zuerst hinauf, indeß ich an der Thüre Schildwache stand, damit man uns nicht überraschen konnte. Er fing an, mit der mehrerwähnten Schere und mit einem Nagel zu arbeiten, den ich einmal beim Ausbessern einer Thüre den Arbeitsleuten weggenommen hatte. Wir fanden anfangs das Unternehmen höchst schwierig. Alfonsi sagte, dieses Mauerwerk müsse von Diamant sein, weil weder Nagel noch Scherenspitzen etwas halfen. Ich sagte, er solle nur wieder heruntersteigen; es sei besser, die Nacht zu erwarten, wo man mit mehr Bequemlichkeit und weniger Aengstlichkeit arbeiten könne. Wir stellten also unsere Betten und Tische wieder an ihren Platz, und als die Stunde kam, wo der letzte Besuch der Gefangenwärter stattfinden sollte, verbarg ich das Licht wie gewöhnlich in meiner Laterne und wir verrichteten halb

ausgekleidet unser Gebet, als die Wärter kamen. Als sie uns bei dieser Beschäftigung fanden, visitirten sie nur oberflächlich die Zimmer, Thüren und Fenster, wünschten uns gute Nacht und entfernten sich wieder.

Eine Stunde darauf, als nun völlige Stille herrschte, richteten wir unser Gerüste wieder auf, bedeckten und umgaben es mit unsern Matratzen und Decken, damit der Kalk und die Ziegelstücke, die herunterfielen, kein Geräusch machten. Ich stieg nun hinauf und fing an, mit dem Eisen meines Bruchbandes das Deckengewölbe an mehreren Stellen zu untersuchen. Ich fand, daß man nirgends besser ein Loch machen könne, als an der Stelle, wo das Gewölbe die Wand berührte, welche unsere Zimmer voneinander schied, gerade in dessen Mitte über dem Bette meines Leidensgefährten, welches schon dastand, daß man also nur die übrigen Theile des Gerüstes daneben und darauf zu stellen brauchte.

Glücklicherweise fand ich an dieser Stelle eine Höhlung, was davon herrührte, daß man kurze Zeit vorher eine Arbeit daran vorgenommen, als man die Grundmauern repariren mußte. Man hatte nämlich eine sehr dicke, lange eiserne Stange daselbst angebracht, um der Stockmauer, gegenüber der Façade von St.-Peter, Halt und Festigkeit zu geben. Es war noch alles ganz frisch und ich konnte mit dem Eisen von meinem Bruchbande ohne große Mühe ein Loch darein machen, sodaß man mit der Hand hineinkonnte, und nachdem ich einige Backsteine losgemacht, nahm ich die eiserne Thürangel, um dieselben damit vollends herauszubrechen. Nach und nach kam ich damit bei einem zu Stande, und dann ging es desto besser mit den andern. Zufrieden mit dem Erfolg dieser erstmaligen Arbeit, spritzte ich auch noch mit dem Munde Essig in das Loch, das ich gemacht,

that auf dieses einen Bogen Papier, den ich zu dem Ende mit Bleiweiß gefärbt, und befestigte ihn dergestalt mit Kleister über dem Loche, daß es gar nicht möglich war, ohne genaue Ansicht die Täuschung zu erkennen.

Wir legten dann unsere Maschine wieder auseinander, stellten jedes Stück an seinen Platz und legten uns schlafen, um unsere Arbeit in der folgenden Nacht fortzusetzen.

Als die Stunde kam und wir das Loch aufdeckten, das in der Nacht zuvor gemacht worden war, fanden wir, daß der Essig, den ich in reichem Maße darein gespritzt, Wunder gethan hatte. (Den Essig verschafften wir uns dadurch, daß wir von dem Salat, den wir alle Abend erhielten, etwas bei Seite thaten und so einen Vorrath sammelten, um auf Fälle der Noth versehen zu sein.) Hocherfreut darob, machten wir nun das Loch größer und tiefer, bis wir an die Ziegelsteine kamen, welche den Fußboden des Zimmers bildeten, aus dem der Commissario ausgezogen war. Wir dachten, es bedürfe jetzt nichts weiter, als diese Ziegel mit dem Kopfe in die Höhe zu heben, um durchzukommen. Abermals spritzte ich Essig genug in die Oeffnung und bedeckte sie wieder mit einem Bogen Papier, aber einem viel größern als das erste mal. Dann warfen wir allen Schutt miteinander in den Abtritt und legten uns zu Bette.

Als wir mit Tagesanbruch aufstanden, erblickten wir in den Zimmern einen entsetzlichen Staub, der von dem Kalk und den Steinen, welche heruntergefallen, herkam. Damit nun die Schließer keinen Argwohn schöpfen sollten, wenn sie kämen um nachzusehen, nahm jeder einen Besen zur Hand und fing an, eifrigst die Zimmer auszukehren, als wenn wir das der Reinlichkeit wegen verrichteten.

Diese List gelang uns so gut, daß einer der Wärter zu uns sagte: „Was für einen höllischen Staub machen Sie denn da?“ — Weiter achtete er aber nicht darauf. Endlich war der entscheidende Tag gekommen. Es war der 9. Nov. 1693, das Kirchweihfest der Basilika del Santissimo Salvatore. Den ganzen Tag verwendete ich eifrigst auf die Vorbereitungen zur Flucht. Erstlich machte ich aus unsern zwei ziemlich langen Handquehlen einen Schnappsack, dergleichen die Bettelmönche haben, wenn sie terminiren. Ich wollte darin meine Siebensachen mitnehmen, namentlich einige von meinen Arbeiten, die ich im Nothfall verkaufen wollte. Nachdem wir gegessen, schnitt ich mir ein Kleid zu, wie sie die Eremiten des Klosters Unserer lieben Frau am Engelsthor tragen, aus zwei weißen wollenen Bettdecken, die wir seit zwei Jahren in unsern Strohsäcken versteckt hatten, Alfonsi die eine, ich die andere. Auch nähte ich, um Zeit zu gewinnen, damit alles auf die Nacht fertig würde, die Leintücher aneinander, sodaß wir nur noch diese entzweischneiden und an den Enden zusammennähen mußten, damit sie lang genug wurden, um sich daran 80 Fuß hoch bis auf die Straße hinabzulassen. Das alles wurde in nicht ganz vier Stunden fertig. Nachdem die Nacht eingebrochen war und die Schließer wie gewöhnlich die Runde gemacht hatten, gelobten wir uns (Alfonsi und ich) ewige Freundschaft und schwuren, im glücklichen Falle unserer Rettung uns nie mehr zu trennen und einander nie zu verlassen. Namentlich sollte der, welcher zuerst ein Unterkommen fände, aufs thatkräftigste sich des andern annehmen.

Jetzt richteten wir unser Gerüste zum letzten male auf, um unser Werk zu vollenden und das Loch so groß zu machen, daß wir hindurchkommen könnten. Hier

zeigte sich aber die größte Schwierigkeit unter allen. Denn als wir die Backsteine in dem Zimmer über uns, die wir geglaubt hatten nur mit dem Kopf aufheben zu können, losbrechen wollten, wurde uns dies schlechterdings nicht möglich, weil man gerade auf diese Stelle einen alten sehr schweren Armstuhl gesetzt hatte. Mittels des Eisens von meinem Bruchbande und den andern Werkzeugen gelang es endlich nach vielen Versuchen, einen der Ziegel so zu zerbrechen, daß ich mit dem Arm durch die Oeffnung kommen und den Altvatersessel ein wenig auf die Seite rücken konnte. Nun nahm ich vier bis fünf Ziegelsteine hinweg und das Loch war so groß, als ich es haben wollte.

Danach stieg ich von dem Gerüste herunter, schnitt sämmtliche Tücher der Länge nach durch und nähte ein Ende an das andere, um eine Art Seil daraus zu machen, das bis auf das Straßenpflaster hinabreichte. Ich drehte sie zusammen und vernähte sie durch und durch, damit es desto stärker und bequemer zum Anfassen wurde. Dann schnitt ich Alfonsi das Haar ab und setzte ihm meine Perrüke auf. Auch warfen wir unsere bisherigen Kleider in den Abtritt, um jede Beschreibung unsers Aeußern unmöglich zu machen.

Ich hatte zwei Briefe geschrieben, die ich hinterlassen wollte, den einen an den Papst und die heil. Congregation, den andern an den hochwürdigen Pater Commissarius und seinen Amtsgenossen. In ersterem bat ich Se. Heiligkeit und die heil. Congregation aufs demüthigste, mir diesen meinen Schritt vergeben zu wollen. Ich stellte ihnen vor, daß ich mehrmals um Gottes willen gebeten hätte, mir ein wenig mehr Freiheit zu lassen, um Luft zu schöpfen, aber statt dessen nur desto enger

eingesperrt worden sei, und daß ich während meiner länger als vierjährigen Haft tausendmal daran gedacht hätte, mir das Leben zu nehmen, daß ich aber gegen diese Versuchung gekämpft und es nicht bis zur Verzweiflung habe kommen lassen, dagegen die Barmherzigkeit Gottes angefleht hätte, daß er mir beistehen und Muth und Kraft geben möchte, um unter der augenscheinlichsten Lebensgefahr meine Flucht auszuführen. Ich verwahrte mich zugleich, daß kein Groll gegen unsere heil. Mutter die Kirche, noch einiger Zweifel an dem katholischen Glauben mich dazu bestimmt habe, sondern lediglich der Wunsch, vor meinem Ende noch einmal das Licht des Tages zu schauen, das die Natur dem verachtetsten Wurme nicht versagt. Im zweiten Briefe bat ich den Pater Commissarius und seinen Amtsgenossen, als Männer, die wohl bekannt wären mit den Qualen der Bewohner dieses Orts, daß sie die Güte haben und zu meinen Gunsten sprechen und mit einem Verzweifelten Mitleid haben möchten, der sich nicht scheue vor einem der gefährlichsten Wagnisse auf der Welt; daß sie erlauben möchten, daß alle meine Bücher und sonstigen Effecten dem Manne zugestellt würden, der die Sachen meines Bruders besorgte; daß von dem übrigen Gelde, welches mir noch gehörte, 10 Messen für mich gelesen und mein Barbier für zwei Monate bezahlt werden möchte, obgleich mich derselbe während dieser Zeit nicht rasirt hatte; endlich daß man jedem von unsern Wärtern zwei Testoni [1]) geben möchte, um meine Gesundheit zu trinken u. dgl.

Ich hatte mich absichtlich zwei Monate lang nicht

1) Ein Testone 45 Xr. oder 15 Ngr. nach dem 20 Fl.-Fuß.

mehr rasiren lassen, damit mein Bart wachsen und ich, jenachdem es nöthig schiene, denselben größer oder kleiner stehen lassen und dadurch mein Gesicht verändern könnte. Ich hatte deshalb vorgegeben, so heftiges Zahnweh zu haben, daß ich das Rasiren nicht aushalten könnte, und man hatte mir ohne weiteres geglaubt. Die erwähnten beiden Briefe legte ich auf die Bibel, stieg auf das Gerüste, schlüpfte zuerst durch die im Deckengewölbe gemachte Oeffnung und war somit in dem Zimmer über dem unserigen. Mein Erstes war nun, daß ich inwendig die Thüren abschloß; ich ließ mir nun von meinem Freunde das Licht reichen, dann unsere Kleider, zuletzt das Seil, das wir aus unsern Tüchern gemacht. Hierauf wollte er mir nachschlüpfen; weil er aber größer und dicker als ich war, ging es nicht an; das Loch war viel zu klein für ihn. Darüber verlor er den Muth und fing an, zu verzweifeln und an Armen und Beinen zu zittern. Ich machte ihm wegen seiner Feigheit die nachdrücklichsten Vorstellungen; nachdem er so vieles für seine Befreiung gethan, wolle er sich nicht ermannen, um sich aus dieser Verlegenheit zu reißen, und die weitere Mühe sich's nicht kosten lassen, sagte ich ihm. Er solle bedenken, daß der entscheidende Wurf gethan und kein Rückschritt mehr möglich sei. — Wir ermangelten auch nicht, aus Leibeskräften zu arbeiten, er von unten, ich von oben, um die Oeffnung größer zu machen. Allein die Zeit drängte und es blieb nicht soviel übrig, um das Loch für ihn groß genug zu machen. Er versuchte es nun zum zweiten mal, doch mit demselben schlechten Erfolg wie das erste mal. Ich ward über diese Verzögerung ärgerlich und unruhig und hieß ihn sich ganz nackt ausziehen, weil zum Theil seine Kleider schuld waren, daß er nicht hindurchkam. Er that es und gab

mir dieselben herauf; aber als er nunmehr hindurchschlüpfen wollte, blieb er stecken, indem er viel zu dick war und die scharfen Ecken der abgebrochenen Ziegelsteine ihm die Brust an mehreren Stellen zerkratzten.

Entschlossen, ihn aus dieser Lage zu befreien, es koste was es wolle, stemmte ich den Kopf an das Gemäuer, hieß ihn mit den Armen mich um den Hals fassen und zog ihn so mit Gewalt heraus. Welche Mühe das aber kostete, das ist nicht möglich zu beschreiben. Der Schweiß lief mir über das Gesicht herunter, wie wenn man Schwämme auf meiner Stirne ausgedrückt hätte. Alfonsi bat mich um Entschuldigung, als er mich so außer Athem sah, und sagte, daß er mir sein Leben zu verdanken habe. Uebrigens wollte seine Angst und sein Zittern kein Ende nehmen. Ich that mein Möglichstes, ihn zu ermuthigen. Es half aber alles nichts. Indessen knüpfte ich das Seil an das eiserne Geländer vor dem Fenster, und damit es gerade hinabfiel auf die Straße, band ich an das andere Ende mein Einsiedlergewand, worauf ich es ganz sanft hinunterließ. Nachdem Alfonsi sich wieder angezogen, fragte er mich, wer von uns zuerst sich hinunterlassen solle? Ich antwortete, daß mir dies einerlei sei. Worauf er sagte: „Wenn es dir recht ist, so möchte ich vor dir hinunter, damit du mir über das eiserne Geländer hinüberhelfen kannst, und daß ich nicht die Hände an die marmorne Einfassung [1]) stoße, auf welcher der Balcon ruht.“

Ich half ihm über den Balcon hinaus, wie er es wünschte, und empfahl ihm, sich recht fest an das Seil zu halten, damit er nicht bei seiner körperlichen Schwere

---

1) In der Kunstsprache „Gurt, Stockgurt“.

zu schnell hinunterschösse; auch hielt ich das Seil von der steinernen Einfassung entfernt, damit er nicht die Hände an dieselbe stieß, und blieb auf dem Balcon, um ihn sich hinablassen zu sehen. Es ging ganz gut damit, bis er die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Als er aber etwas weiter unten war — offenbar hatte er vergessen, das Seil zwischen die Beine zu nehmen —, da hörte ich, wie sein Mantel, den er anhatte, heftig an der Wand anstreifte und vernahm zugleich einen lauten Schrei und die Worte: „O Jesus!“ Bei diesem Ruf hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich über den Balcon zu schwingen — und nun ließ ich mich ganz sanft und sachte auf den Boden hinab. Mein erstes Wort war die Frage an Alfonsi, was ihm denn begegnet sei. Weinend sagte er mir, er habe ein Bein gebrochen, hob das verletzte Bein in die Höhe und es zeigte sich, daß dasselbe in der Nähe des Gelenks in mehrere Stücke gebrochen war. Ueberrascht von diesem unglücklichen Zwischenfall und von Schmerz und Theilnahme durchdrungen, blieb ich wie in den Boden gewurzelt stehen.

Bald faßte ich mich wiederum und sagte zu ihm: „Lieber Bruder, was kann ich thun, um dir zu helfen?“ „Geh“, war die Antwort, „hole mir einen Wundarzt.“ „Wohin soll ich jetzt“, fragte ich, „in dieser Verkleidung und mitten in der Nacht in der Stadt herum nach einem Wundarzt laufen? Wärest du nicht dicker und schwerer als ich, so würde ich dich auf meinem Rücken irgend wohin zu tragen suchen. Aber in dem Zustand, worin wir uns befinden, muß die erste Sorge sein, womöglich zum Stadtthor hinauszukommen. Dieses Unglück, das so ganz unerwartet kommt, bringt mich fast von Sinnen. Soll ich bei dir bleiben und dich in dieser Noth nicht verlassen, so würde dieser Freundschafts-

beweis dir gar nichts helfen, mich aber ganz gewiß vollends verderben. Du würdest weiter nichts davon haben, als daß ich von neuem in ein Kerkerloch an diesem Orte der Qual geworfen würde, mit einem zwei Centner schweren Gewicht an den Füßen und täglich 100 Stockstreichen, ohne Hoffnung, jemals frei zu werden. Und was das Schlimmste ist, man wird uns jetzt ganz gewiß trennen, daß keiner auch nur ein Wort von dem andern mehr hören wird." Während dieser meiner Rede zog ich das Einsiedlergewand an. Alfonsi sah ein, daß ich in Wahrheit ihm nichts weiter helfen könne, und bat mich, ihn in mein Gebet einzuschließen. Die gleiche Bitte that auch ich an ihn; wir umarmten uns unter Thränen und Seufzern, und schieden voneinander mit Empfindungen der Angst und Wehmuth, welche keine Feder zu schildern im Stande ist.

Noch war ich nicht bis an das Thor — die Porta dei Cavallegieri, die nicht weit vom Inquisitionspalast ist — gekommen, als Alfonsi, sei es im Uebermaß seiner Schmerzen, sei es aus andern Beweggründen, die ich ihm aber nicht gerne zutrauen möchte, laute Wehklagen ausstieß und mit einer so gellenden Stimme rief: Zu Hilfe, zu Hilfe! daß der Thorwart sogar das Geschrei hörte, und indem er mir aufmachen wollte, mich fragte, wer das wol sein könne, der so jammere. Meine Antwort war, ich wisse nichts davon. Indessen hörte das Geschrei nicht auf und ward so durchdringend, daß ich es noch vor der Stadt draußen hörte. Wie ein Schwert gingen diese Klagetöne mir durch die Seele und erfüllten mich mit Angst und Schrecken. Es ist mir ganz unmöglich, die Gefühle, die damals auf mich einstürmten, und die Unruhe und Seelenangst zu beschreiben, die mich dem Wahnsinn nahe brachten. Zudem hatte ich nichts

gegessen noch getrunken. Nur etwas Brot und Braten, das ich vom letzten Nachtessen für den folgenden Tag übrig behalten, befand sich in meinem Schnappsack. Für 10 Personen hatte ich körperlich und geistig angestrengt gearbeitet. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, ein ganzer Eimer Schweiß sei von mir gekommen; ich war so abgemattet und zerschlagen, daß ich Gott anrief, nicht um Schutz, um mich der Verfolgung zu entziehen, sondern blos um einen Tropfen Wasser, meine lechzende Zunge zu kühlen und dann zu sterben. So fürchterlich war die Qual meines Durstes. Zwar sandte der Himmel Wasser genug, denn der Regen fiel in Strömen; es half mir aber nichts, denn aus dem Koth und Staub, in den es regnete, konnte ich nicht trinken. Ich war in einem Zustande völliger Erschöpfung; meine Knie zitterten, meine Füße trugen mich kaum noch; fieberisch schlugen meine Pulse, die Zunge klebte mir am Gaumen; ich mußte nach Luft schnappen und die Angst, wieder eingefangen zu werden, verbunden mit dem Schmerz über den Verlust meines unglücklichen Kameraden, erfüllte meine Seele mit den furchtbarsten Schreckbildern und machte meinen Zustand über alle Beschreibung elend. Was meinen Muth vollends gänzlich darniederschlug, war der Umstand, daß mein Einsiedlergewand nach und nach so durchnäßt wurde, daß es mich fast zu Boden zog und mir die wenigen Kräfte noch raubte, sodaß ich mich nicht im Stande fühlte, weiter zu gehen. In dieser höchsten Noth entschloß ich mich, um nicht zu unterliegen, mich alles dessen zu entledigen, was mich beschwerte. Indem ich den Weg hinauflief, der zu dem Wirthshaus, „Zur Laus" genannt, führt, wovon das dortige Revier seinen Namen hat, sah ich eine Heuscheuer offen; in diese warf ich meinen Schnappsack mit allem, was da-

rin war, zuvörderst das bischen Brot und Fleisch, das meinen Hunger stillen sollte, und mußte mich somit einzig und allein auf die Hilfe und Barmherzigkeit Gottes verlassen.

Als ich eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, fand ich für gut, von der Landstraße abzugehen und mich irgendwo zu verstecken. Abgesehen von dem jämmerlichen Zustande, in dem ich mich befand, hemmte die Furcht meine Schritte, und jeden Augenblick glaubte ich, die Häscher seien mir auf den Fersen. Ich verließ also die Landstraße und bog rechter Hand ab gegen die Stadtmauer; wieder auf einem kleinen Hügel sah ich dann ringsumher, wo und wie ich mich verstecken könnte. Ich fand für gut, in einen der Weinberge zu schlüpfen, welche ganz nahe sind. Indem ich aber an einer Hecke hinschlich, hinter der ich einen Weinberg vermuthete, suchte ich vergebens nach einer Stelle, um hindurchzuschlüpfen, weil alles dicht verwachsen war. Endlich bemerkte ich mitten in der Hecke einen Baum. Dies brachte mich auf den Gedanken, einen Ast davon zu fassen und, mit dem Rücken gegen die Hecke gekehrt, damit die Dornen mir das Gesicht nicht zerkratzten, an demselben mich hinüberzuschwingen, indem ich einen Purzelbaum machen mußte.

Dies gelang, aber anstatt in den Weingärten, wie ich gehofft, war ich in den Krautgärten und mehr als je in Verlegenheit, da ich nicht wußte, wo ich mich verbergen sollte. Es war gerade Vollmond und ziemlich hell, trotzdem daß es sehr stark regnete; da sah ich denn einen zweiten Baum, über und über mit Epheu umrankt. Das war mein Glück; bei näherer Ansicht zeigte es sich, daß man eine Art Rasensitz unter demselben angelegt und aus den Zweigen ein Dach gegen die Strahlen der

Sonne zurechtgemacht hatte. Hier setzte ich mich nieder und die Blätter des Epheu verbargen mich so gut, daß man mich nicht sehen konnte, während ich selbst alles sah. Indessen ward der Regen immer stärker, mein Durst aber unerträglicher; ich saugte zwar das Wasser auf, das auf die Blätter fiel, es war aber gallenbitter; auch netzte es blos meine Lippen ein wenig und erregte mir noch stärkern Durst, anstatt ihn zu stillen. Dieser Epheu erinnerte mich in meiner Trübsal an den Kürbis des Propheten Jonas, von dem es heißt (Jon. 4, 6): „Und er freute sich sehr über den Kürbis." Seinem Beispiele gemäß befahl ich meine Wege dem Herrn, der ihn zu züchtigen und zu erretten wußte, und betete um Standhaftigkeit in meinen großen Nöthen, und um Schutz und Beschirmung wider die, „so mir nach dem Leben trachteten". Ich ergab mich ganz und gar in seinen Willen und flehte ihn aus der Tiefe meines Herzens um Kraft, den Hunger und Durst zu überwinden und den Verfolgungen meiner mächtigen Feinde zu entrinnen. Unvermerkt schlief ich vor Müdigkeit ein; dieser Schlaf dauerte zwei Stunden lang und ich erwachte mit Tagesanbruch. Wer ermißt aber die Größe meines Schreckens, als ich ganz nahe bei mir fünf bis sechs Männer gehen hörte, welche leise miteinander sprachen und ich die Worte vernahm: „Hier kann niemand durch." Mit Zittern und Beben erfüllte mich diese Nähe, und man kann sich wohl denken, daß ich kaum zu athmen wagte. Nachdem sie vier- bis fünfmal an der Hecke auf- und abgeschritten, mochten sie es endlich müde sein, dem Regen zu trotzen, der gar nicht nachließ, und entfernten sich wieder. Als es nun völlig Tag war, ward ich auf Büchsenschußweite von mir zur Linken das Haus des Gärtners gewahr. Ich bemerkte dabei eine Frau und

drei bis vier kleine Kinder. Diese wären unfehlbar herbeigekommen, wenn das Wetter anders gewesen wäre, um unter diesem Baume zu spielen; denn man hatte diesen Platz offenbar hierzu eingerichtet, da im ganzen Garten sonst kein geeigneter sich befand und sonst alles mit Küchengewächsen bepflanzt war.

Ich überzeugte mich jetzt aufs klarste, daß mir Gott ganz besonders gnädig sei und beistehe, indem es den ganzen Tag ununterbrochen fortregnete. Sonst wäre ich ganz gewiß entdeckt worden. Allein es goß dermaßen wie in Strömen herab, daß der Gärtner selbst nicht aus dem Hause konnte. Ich bemerkte jedoch, daß er, um Wasser zu haben, einen Krug nahm und damit, so schnell ihn seine Füße trugen, nach der Richtung hinlief, wo ich mich befand. Kaum einige Schritte von dem Baume, der mich verbarg, entfernt, bückte er sich nieder und füllte seinen Krug an einem kleinen Graben, den ich zuvor nicht bemerkt hatte. Dann lief er wieder, ohne in die Höhe zu sehen, spornstreichs seinem Hause zu. Ich verschmachtete vor Durst und hatte, ein zweiter Tantalus, das Wasser vor mir, ohne trinken zu können. In der Nacht hatte ich es nicht wahrgenommen, und bei Tage konnte ich es nicht wagen, hinzugehen und meinen Durst zu löschen. Das vom Himmel kam, war mir nur lästig; das, welches von dem Graben hinter mir herunterlief, durchnäßte mich blos im Rücken. Außerdem daß ich bis auf die Haut naß war, war ich auch von dem langen Sitzen ganz steif und starr geworden. Das Wasser, von dem ich endlich troff, erkältete mich und ich war fast wie gelähmt und zuletzt unfähig, ein Glied zu rühren.

Mitten in meiner übeln Lage konnte ich doch nicht umhin, an das Schicksal des armen Alfonsi zu denken.

War er nicht im Stande gewesen, sich irgendwo zu verstecken oder nach der Peterskirche zu kriechen, wo er ein geheiligtes Asyl fand, so war er ohne Zweifel wiederum eingesperrt und gezwungen worden, zu sagen, auf welche Art wir unsere Flucht bewerkstelligt, welchen Weg wir hatten einschlagen wollen — und namentlich meinen Anzug zu beschreiben. Letzterer Umstand war im höchsten Grade gefährlich für mich, zumal ich bei meiner traurigen Lage keine Möglichkeit sah, mir andere Kleider zu verschaffen, indem ich an Geld blos eine halbe Pistole besaß, die mir mein Bruder bei seinem oben erwähnten Besuch im Gefängniß heimlich noch in die Hand gedrückt hatte. Ich sah nun wohl, daß ich meinen Plan ändern und einen andern Weg einschlagen und in östlicher Richtung meine Flucht fortsetzen müsse.

Hierzu entschloß ich mich denn auch und dachte nach, wie mein Einsiedlergewand am besten zu verändern wäre. Ich fand, daß ich nichts Gescheidteres thun könne, als den langen Talar, der mir bis auf die Knöchel hinabreichte, bis an das Knie abzuschneiden und einen weiten Rock daraus zu machen, von dem Mäntelchen aber, das ich darüber trug, nur den Kragen zu nehmen und auf den Rock zu setzen, sodaß es einen Oberrock mit rundem Kragen gab. Hierdurch gewann ich auch noch insofern, als meine Kleidung leichter wurde, was ich bei meiner außerordentlichen Erschöpfung sehr hoch anzuschlagen hatte. Ich griff in die Tasche, um zu sehen, ob ich meine Schere nicht bei mir habe, und siehe da, nicht allein diese, sondern auch Nadel und Faden fanden sich, die ich bei meiner Entweichung ganz zufällig in der Verwirrung zu mir gesteckt. Ich zerschnitt nun das Kleid und nähte es wieder zusammen, wo es nöthig war.

Was ich nicht davon brauchte, ließ ich in der Hecke liegen, wo ich mich denselbigen ganzen Tag bis abends 9 Uhr verborgen hielt. Um diese Stunde gerade hörte es auch auf zu regnen; da verließ ich mein Versteck, schlug den Weg rechts ein, sprang über die Hecken, die mir in den Weg kamen, und ging auf ein Winzerhäuschen zu, wo ich ein Licht bemerkte.

Hier that ich, als wäre ich ein Fremdling, und bat den Weinbauer um ein wenig Wasser, denn ich konnte mich vor Schwäche fast nicht mehr auf den Beinen halten. Er sagte zu seiner Frau, sie solle mir Lauer [1]) (Nachwein, dergleichen fast in allen Weingegenden durch Wasser, das man auf die ausgepreßten Treber schüttet, bereitet und von den armen Winzern getrunken wird) geben. Indem die Frau danach ging, fragte mich der Mann, wer ich sei, woher ich käme, wohin ich wolle. Ich antwortete, indem ich mich stellte, als spräche ich schlecht Italienisch und französische Worte darunter mischte, daß ich aus der Normandie und ein armer Pilger sei, der die heiligen Kirchen zu Rom besuchen wolle. Die Frau brachte mir einen großen Krug besagter Lauer, von dem ich mehr als die Hälfte trank. Allein wenn ich auf der einen Seite meinen Durst löschte, überschwemmte ich mir auf der andern den Magen, der ganz leer war. Es ward mir sehr übel und wehe und ich mußte ihn um ein Stückchen Brot bitten, entweder für Geld oder um Gottes willen. Der Bauer war gerührt und gab mir edelherzig die Hälfte von einem großen Laib, wofür ich dankbarer war, als wenn er mir einen Schatz geschenkt hätte. Da machte ich an

---

1) In Oesterreich Glaure, in Schwaben Läure.

mir selbst die Erfahrung, daß auch das leckerste Gericht nicht so gut schmeckt, als ein Stück Brot, das man in der äußersten Noth erhält. Der Mann zeigte mir alsdann den Weg nach dem Engelsthor in Rom und wies mich nach einer guten Herberge, gleich wenn man in die Stadt hineinkommt, begleitete mich zu seinem Weingarten hinaus und wünschte mir glückliche Reise und gute Nacht.

Wie ich allein war, ging ich natürlich nicht auf die Stadt, sondern den Wiesen zu, die vor dem Engelsthore liegen, und aß von dem Brote, das ich erhalten und von dem ich einen Theil aufgehoben hatte, um im Fall der Noth mein Leben zu fristen. Diese Wiesen waren aber in Folge der unaufhörlichen Regengüsse der vergangenen Tage so voll Wassers, daß mir dieses bis über die Knöchel ging. Ich hätte das aber nicht geachtet, wenn es nicht aufs neue angefangen hätte zu regnen, und zwar so entsetzlich, daß ich nicht mehr fortkommen konnte. Ich mußte mich also wieder auf die Landstraße begeben, in die ich unterhalb des Gartens Farnese [1]) einlenkte. Auf einmal verspürte ich eine Regung in mir, die wie von höherer Hand zu kommen schien, wodurch ich bestimmt wurde, nicht weiter zu gehen, bis es 10 Uhr geschlagen habe. Ich hatte keine Hilfe als von Gott zu erwarten. Ihm allein verdankte ich das Gelingen meiner Entweichung aus dem Kerker. Zu ihm rief ich denn auch unaufhörlich um seinen ferneren Beistand, und voll Vertrauens auf seine Güte hielt ich die Ge-

1) Noch heutzutage Orti Farnesiani; in der Nähe ist die Kirche der heil. Fabian und Sebastian.

danken, die in mir auftauchten, für Winke, die mir der Himmel gebe. Als ich in die Nähe des Ponte Milvio[1]), der über die Tiber führt, gekommen war, kam mir der Einfall, mich in einem Feldstück zu verbergen, das mit Rohr, wie man es in jener Gegend zu Pfählen in den Weinbergen verwendet, angepflanzt war, um zugleich darin Schutz vor dem Regen zu finden und zu warten, bis es 10 Uhr schlagen würde. Ich wollte zu dem Ende über einen Graben springen, der voll Wasser war, doch wegen meiner Schwäche und Ermattung, oder aus Unbehilflichkeit, fiel ich, statt hinüberzuspringen, mitten hinein, und wenn schon vorher kein trockner Faden mehr an mir war, so ward ich durch dieses Bad vollends ganz durchnäßt.

Ich kletterte endlich heraus, wobei mich die Dornen tüchtig zerstachen, und gelangte auf das Ackerstück, wo ich Schutz vor dem Wasser zu finden wähnte. Es war aber gerade das Gegentheil der Fall; denn an den langen Blättern der Rohrstengel lief das Wasser wie in Rinnen auf mich herab. Ich setzte mich jedoch nieder, so gut es eben anging, verrichtete meine Abendandacht und betete meinen Rosenkranz. — Als es 10 Uhr schlug, war es mir wieder, als ob mein Innerstes mir sagte, ich solle augenblicklich weiter gehen. Ich stand auf und verließ jenes Rohrgebüsch wieder, war aber noch nicht 100 Schritt von dieser Stelle entfernt, als ich auf der Strada Flaminia, welche gerade auf die milvische Brücke hinführt, einen Trupp Reiter vernahm, die dieser Brücke zuritten. Urplötzlich warf ich mich zu Boden und hatte den Kopf der Brücke zugewandt. Da sah ich, daß es

---

1) Heutzutage Ponte Molle.

Hatschiere seien, und konnte ihrer 30 zählen. Der Mond war gerade aus dem Gewölke getreten und schien hell auf die Büchsen, welche die Reiter vor sich hielten, sodaß ich sie leicht erkennen konnte. Sie ritten über die Brücke und bei einem in der Nähe gelegenen Wirthshause trennten sie sich in zwei Abtheilungen, deren eine gegen Baccano, die andere gegen Prima Porta sich wendete, und hätten mich sicherlich erwischt, wenn mir nicht Gott den Gedanken eingegeben hätte, zurückzubleiben. Ich dankte dem Herrn für diesen abermaligen Beweis seiner Gnade, labte mich mit einem guten Trunk Wasser und machte mich wieder auf den Weg, und zwar Prima Porta zu, hinter den Häschern drein, anstatt ihnen voraus zu sein.

Als ich an einen kleinen Hügel, wo der Weg nach Quinto führt, gelangte und ihn zu ersteigen im Begriff war, fing es wieder an zu regnen und diesmal stärker als je, was mich nöthigte, in einem Wirthshause, das auf der Anhöhe liegt, einzukehren. Ich trat in den Hof und rief, man solle mir um Gottes willen aufmachen. Man erwachte endlich von den Schlägen, die ich an die Thüre that, und zum Fenster heraus sagte jemand zu mir, man könne mir nicht mehr aufmachen; wenn ich aber blos vor dem Regen geschützt sein wolle, so könne ich durch die Hinterthüre mich in den Stall begeben, der offen sei. In diesem befand sich ein Pferd, ein Ochse und Esel. Diesen nahm ich einen Wisch Heu aus der Raufe, setzte mich auf ein Bund Stroh, trocknete mir so gut ich konnte mit dem Heu die Füße und schlief todesmüde ein. Als ich nach zwei Stunden erwachte, hatte der Regen aufgehört, der Himmel war heiter, der Mond schien klar und helle und leuchtete auf meinen Pfad, indem ich meine Wanderschaft fortsetzte, wobei ich

die Landstraße sorgfältig vermied, um keinen Fuhrleuten zu begegnen, die bei Nacht sowol als bei Tage unterwegs sind.

Nach seiner Entfernung aus dem Weichbilde von Rom irrte Pignata noch geraume Zeit unter mancherlei Gefahren flüchtig in Italien herum, bis es ihm gelang, den Fahndungen, die der weitreichende Arm der Priesterherrschaft gegen ihn allwärts ins Werk setzte, sich zu entziehen und nach Deutschland zu entkommen. Weil er aber in den österreichischen Staaten, selbst wenn er ein Unterkommen fand, im Fall seiner Entdeckung sich nicht für sicher hielt, und ebenso wenig in München, wohin er sich von dort begeben hatte, wandte er sich nach Norddeutschland, wo er eine Zeit lang Aufsehen erregte. Ueber seine weitern Schicksale ist jedoch nichts bekannt.

Auch über die sehr natürliche Frage, worin denn die Ketzerei bestanden, welche zu dem geschilderten Verfahren gegen den Helden dieser Geschichte Anlaß gegeben, findet sich in seiner Erzählung keinerlei Auskunft, was vielleicht indirect für ihre Glaubwürdigkeit sprechen dürfte, weil ein Romanschreiber sich wol über diese Frage verbreiten zu müssen geglaubt haben dürfte, zugleich aber auch anzudeuten scheint, daß Pignata nicht gemeint war, alle Brücken hinter sich abzubrechen. Dabei erscheint Pignata durchweg als ein gläubiger Christ, der auf die Religionsübungen seiner Kirche vieles hält und stets mit Ernst und Achtung von religiösen Gegenständen spricht. Von Freidenkerei findet sich keine, selbst von sogenannter religiöser Aufklärung kaum eine Spur, und

mag er wol zu einer mystisch-pietistischen Secte sich geneigt haben, welche von der Kirche mit nicht minderer Strenge verfolgt wurden, wie die irreligiösen oder religionsfeindlichen Richtungen, und wie überhaupt jedwede Abweichung von dem strengen Richtmaß des Kirchenglaubens.

V. Julius Ernst von Tettau.

Die v. Tettau führen mit den böhmischen Grafen von Kinsky, die sich ehedem Wchinsky von Wchinitz und Tettowa schrieben und von den Tettaur von Tettowa hergeleitet werden, das gleiche Wappen, was die Annahme einer gemeinsamen Abstammung begründen kann, freilich aber die Möglichkeit eines blos örtlichen Zusammenhanges nicht ausschließt. Genealogisch hat sich eine Verbindung beider Geschlechter nur in soweit ermitteln lassen, als in einem alten undatirten böhmischen Vergleich ein Albrecht Tettauer von Tettau, von welchem die Tettau in Preußen und Sachsen abgeleitet werden, als Vetter eines Wenzel Rositzky de Kinsky auf Bodokirch bezeichnet wird, welche beide übrigens mit zwei Schwestern verheirathet waren. Von dem ältesten Sohne dieses Albrecht, Hans, sollen die preußischen, von dem zweiten, Erhard, die voigtländischen Tettau stammen. Er und seine Söhne müßten dem Ende des 14., oder dem Anfange des 15. Jahrhunderts angehört haben.

Sein ältester Sohn Hans soll sich nach Preußen gewendet und dort die Güter Sandlack, Süßlack, Dublinen, Schönbruch besessen haben. Im achten Gliede von ihm stammte Julius Ernst, geb. 26. Juli 1644, der Sohn Daniel's v. Tettau auf Dublinen und der Barbara

v. Glaubitz aus Hünerwalde, der Bruder Johann Sigmund's, der im 24. Jahre, als Oberstlieutenant, in Polen wider die Tataren gefallen, und Daniel's, der als dänischer Oberst und Commandant zu Drontheim gestorben ist. Julius Ernst stand erst im dritten Jahre, als er bereits beide Aeltern verloren hatte. Seine Vormünder waren der Landhofmeister Johann Ernst von Wallenrodt, der mit seinem Vater Geschwisterkind war [1]), und der Kanzler Johann Dietrich v. Tettau († 1687), der in demselben Verwandtschaftsgrade mit dem Vater des Julius Ernst stand. [2]) Im 13. Lebensjahre wurde ihm die Wahl zwischen den Studien und den Waffen gestellt, und er entschied sich für letztere, indem er in holländische Dienste trat. Nachdem er hier 32 Monate als Cadet gestanden, trat er in die französische Cadetgarde, wo er sich besonders mit der Fortificationslehre beschäftigte und sich überhaupt so fleißig erwies, daß er nach 14 Monaten ein Fähnlein bei dieser Garde erhielt. Als Fähnrich marschirte er unter dem Marschall de Louvigny nach Deutschland, wider welches er unter Turenne seinen ersten Feldzug machte. Wie aber Kurfürst Friedrich Wilhelm mit größerem Nachdruck

---

1) Es war dies der Sohn jenes Martin v. Wallenrodt, an den sich das Bd. VIII, S. 496 erzählte Omen knüpfte. Die Schwester dieses Martin v. Wallenrodt, Sibylla, war mit Daniel v. Tettau auf Dublinen, dem Großvater unsers Julius Ernst, vermählt. Johann Ernst v. Wallenrodt war 23. Jan. 1615 geboren und † 21. März 1697.

2) Johann Dietrich war der Vater der am 30. Juli 1684 verstorbenen Maria Barbara, der Gemahlin Melchior's v. Tettau auf Toldas, Bandel 2c., und des Daniel v. Tettau auf Annas, Sommerfeld, Gloschehnen (geb. 6. April 1670), der, als königlich preußischer Generalmajor, nach 16 Feldzügen, 11. Sept. 1709 bei Malplaquet fiel.

in den Krieg eingriff, verließ Tettau die französische Armee, und trat als Lieutenant in das Spahnische Regiment, in welchem ihm die Geschicklichkeit, mit der er sich der Aufgabe, einige Ortschaften im Cleveschen zu befestigen, entledigt hatte, sehr bald eine Compagnie verschaffte.

Wichtiger noch wurde, nach geschlossenem Frieden, der Auftrag, dem Kurfürsten Unterricht in der Fortificationslehre zu geben. Dann brach der Krieg mit Schweden aus, in dem er vielfach als Ingenieur verwendet ward. 1672 zog er Holland zu Hilfe, und befehligte 1674 bei der Belagerung von Grave [1]), als ältester Capitän, ein Bataillon des Spahnischen Regiments. Hier verband er sich, beim Angriff der Contrescarpe, mit seinem vertrauten Kriegsgefährten, einem Freiherrn v. Heyden, zum gemeinsamen Gelöbniß, das Aeußerste für den Sieg zu wagen. Jeder der Freunde wählte sich dabei einen Denkspruch. Heyden erlas sich den Spruch: „Ich schwinge meinen Lauf zu den Sternen", und fiel inmitten der Attaque. Tettau nahm den Spruch: „Wer reif ist, falle ab." Er ward durch eine Granate gefährlich verwundet und verlor an 400 Mann von seinem Regiment, kam aber mit dem Leben davon, und hatte die Freude, durch das Gelingen des Angriffs die Festung zur Capitulation gebracht zu sehen. 1675 trat er als Oberstlieutenant in ein Regiment, das der Kurfürst von Brandenburg durch den Grafen Ahasverus von Lehndorf aufrichten ließ und dann in den Dienst der Krone Dänemark gab. Mit diesem Regimente ging er

---

1) Die Belagerung leitete, unter dem Prinzen von Oranien, der General Rabenhaupt, die Vertheidigung durch die Franzosen, welche den Platz 1672 erobert hatten, der General Chamilly.

nach Schonen und befehligte bei der zweiten siegreichen Belagerung von Helsingborg die Attaque der Approchen, worauf er zum Obersten und Commandanten der Festung ernannt wurde, deren Werke er verbesserte und die er, zwar gegen keinen entschiedenen Angriff, wol aber gegen mancherlei kleine Dessins der Schweden zu vertheidigen hatte. Es wird dabei als ein Zug seines ritterlichen Sinnes hervorgehoben, daß er einst, als der schwedische General Königsmark, mit andern Stabsoffizieren, in der Nähe der Warte vorübergeritten, dabei aber von der verlorenen Schildwacht erkannt worden war, und nach Lage der Umstände leicht zu tödten gewesen wäre, die Offiziere abhielt, etwas gegen den feindlichen Führer zu unternehmen, „indem es ihm", sagt ein Biograph, „jammerte, einen so großen General ohne dringende Noth zu verderben". Nach dem Frieden von Lund (13. Sept. 1679) ward die Festung den Schweden wieder zurückgegeben, Tettau aber mit einer ehrenvollen Sendung nach Schweden beauftragt, wo er einen gnädigen Empfang fand. Als er von dieser Sendung zurückgekehrt war, verlieh ihm der König von Dänemark ein eigenes Regiment, mit dem er nach Holstein in Garnison kam, wo er sich 1684 mit Emerentia v. Rumohr vermählte.

1680 hatte er die Prinzessin Ulrike Eleonore, bei ihrer Vermählung mit König Karl XI. von Schweden, mit seinem Regimente bis an die schwedische Grenze zu geleiten, und ward dann, zum Generalmajor ernannt, nach Norwegen gesendet, um die Befestigungswerke und Grenzvertheidigungsanstalten in bessern Stand zu setzen.

Als 1688 Dänemark mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, nach dessen englischer Unternehmung, über Stellung eines Hilfscorps von 7000 Mann übereinkam, ward auch Tettau auf sein dringendes Anliegen

und auf den Wunsch des Herzogs Ferdinand Wilhelm von Württemberg (Bd. II, S. 151), der dieses Corps befehligte, mit zu dieser Expedition bestimmt, mit der er sich im November 1689 zu Gerbstädt bei Ripen einschiffte. Die Flotte sollte nach Edinburgh steuern, ward aber durch einen neuntägigen Sturm auseinandergetrieben, wobei einige Schiffe in die Hände des Feindes geriethen, andere da und dorthin versprengt wurden, und von 80 Segeln nur 56, nach langem, gefährlichem Herumkreuzen, in Hull einliefen. Die Truppen blieben darauf bis in den Februar 1690 in Yorkshire liegen, worauf sie nach Irland übergeschifft wurden, bei Carrickfergus landeten und dann bei Belfast cantonnirten, bis König Wilhelm III. im Juni mit weiteren Truppen anlangte und die Armee zusammengezogen ward.

Tettau nahm rühmlichen Antheil an der berühmten Schlacht an der Boyne, die noch kürzlich Macaulay so meisterhaft geschildert hat, und in der die Dänen den linken Flügel bildeten. Er zog darauf mit nach Dublin und dann vor Limerick. Hier soll er mit den Arbeiten der holländischen Ingenieurs unzufrieden gewesen, im Kriegsrathe aber überstimmt worden sein, worauf König Wilhelm ihm später, als die Belagerung in der That nicht den gewünschten Fortgang nahm, die Leitung der Belagerung übertragen habe, was jedoch zu spät gewesen sei, da gleich darauf der durch den tapfern Searsfield ausgeführte Ueberfall und die Wegnahme des Convois, in Verbindung mit der ungünstigen Witterung, zur Aufhebung der Belagerung nöthigte. Bei dem Abmarsch führte Tettau die Rückhut und verhinderte jede Störung, die von Seiten des an Zahl übermächtigen Feindes drohen konnte.

Den Winter brachte er mit zwei Regimentern zu

Youghall zu. Als er aber erfuhr, daß Marlborough mit neuen Truppen angelangt sei und Cork zu belagern begonnen habe, rückte er mit seinen zwei Fußregimentern und drei Reiterschwadronen auch vor Cork und griff es von einer Seite an, welche Marlborough, aus Mangel an Truppen, nicht mit hatte einschließen können. Mit seinen vier Regimentsstücken beschoß er die Vorstadt und das alte Castell so wirksam, daß die Feinde die Vorstadt in Brand steckten und das Castell so eilig räumten, daß sie neun Kanonen zurückließen, die sie nur in der Eile vernagelten. Tettau besetzte das Fort mit einem Lieutenant und 40 Mann, ließ die Kanonen wieder öffnen und nun mit ihnen die Stadt beschießen. Bald kam auch der Herzog von Württemberg, an welchen Tettau berichtet hatte, mit 6000 [1]) Mann herbei, worauf die Dänen auf ihrer Seite der Stadt dergestalt zusetzten, daß die Feinde Chamade schossen. Es soll hier noch einigen Streit mit Marlborough gegeben haben, der sich jedoch zuletzt darein ergeben hätte, die Capitulation auf der dänischen Seite abschließen zu lassen. — Als man hierauf vor Kinsale gerückt war, soll es namentlich Tettau gewesen sein, der es durchgesetzt habe, daß man das alte Fort zu erstürmen, das neue Fort durch regelmäßige Belagerung zu nehmen beschloß. Die erstere Aufgabe wurde ihm selbst übertragen, und er führte sie, mit 3000 Mann unter den Obersten Packmohr und Eppinger, mit vollständigstem Erfolg aus. Auch an dem Gelingen der zweiten Unternehmung soll er wesentlichen Antheil gehabt haben.

Bei der vom General Ginkel geleiteten Belagerung von Athlone (1691) war unserm Tettau wieder die Lei-

---

1) Nach Andern nur mit 4000.

tung der Ingenieurarbeiten vertraut. Die Sache war schwierig und langwierig, da der Stadt ein Heer von 40000 Mann zur Seite stand, aus welchem die Besatzung täglich abgelöst ward. Da meldete sich bei Tettau ein Landmann, der sich erbot, eine Stelle zu zeigen, wo früher eine schon vor vielen Jahren versunkene Brücke gestanden habe, über welche das Wasser etwa mannshoch spüle. Tettau ließ durch zwei Unteroffiziere, welche wegen Todtschlages in Haft saßen und deren Leben verwirkt war, die aber bei dieser Gelegenheit Gnade erlangten, die Sache untersuchen, und als sie die Aussage des Bauern bestätigten, so berichtete er an den Herzog von Württemberg und an General Ginkel. — Als darauf endlich der Sturm beschlossen ward, war Tettau mit unter den Ersten, die den schwierigen Uebergang durch die Fluten des Shannon, mitten unter dem Feuer des Feindes, wagten und durchsetzten (10. Juli 1691). — Weiter war Tettau bei der Schlacht von Aghrim (23. Juli), bei der Einnahme von Galloway und von Limerick, an dessen Eroberung er durch seine geschickten Anstalten und namentlich durch die von ihm in großer Schnelligkeit geschlagenen Schiffbrücken wesentlichen Antheil gehabt haben soll.

König Wilhelm hatte bei all diesen Vorgängen eine so vortheilhafte Meinung von Tettau gewonnen, daß er ihn einlud, als Generallieutenant in holländische Dienste zu treten, worauf der König von Dänemark dieselbe Offerte an ihn richtete. Er ging jedoch zunächst nach Berlin, die Erlaubniß seines Landesherrn einzuholen, der ihm den Eintritt in den holländischen Dienst gestattete. Er wurde zunächst Gouverneur von Lewarden in Westfriesland. 1692 wohnte er dem Gefecht von Steenkerken bei (3. August), eroberte eine von den Franzosen

mit sechs Geschützen besetzte Höhe, ward aber, indem er die Grenadiere gegen ein Schweizerregiment anführte, mit einer Musketenkugel sehr gefährlich durch den rechten Kinnbacken geschossen, welche Wunde ihn den übrigen Theil des Feldzuges entfernt hielt. Nach seiner Genesung ward er zu den wegen der weiteren Kriegführung gehaltenen Conferenzen zu Cöln entsendet. Dann wurde er zunächst (1693) nach Mastricht geschickt, dessen Vertheidigung er leiten sollte. Als jedoch hier die Gefahr vorüber war, eilte er wieder zur Armee, wo er dem Treffen bei Landen (29. Juli) beiwohnte und sich mit den von ihm geführten Truppen auf dem linken Flügel vollkommen hielt. Als die Niederlage des rechten Flügels auch für den linken den Rückzug nöthig machte, bewerkstelligte er ihn in der größten Ordnung und ohne allen Verlust. Er wurde hierauf zum Generalfeldzeugmeister, Statthalter von Flandern, Gouverneur der Scheldefestungen und Oberforstmeister von Cassant ernannt. — 1695 war er bei der erfolgreichen Belagerung von Namur thätig.

Nach dem Frieden von Ryswick (1697) nahm er seinen Abschied, worauf die von ihm bekleideten Ehrenstellen unter drei Generale vertheilt wurden, und ging nach Preußen zurück. Bei der Krönung des ersten Königs in Preußen erhielt er den Schwarzen Adlerorden, wurde auch Hauptmann zu Angerburg, 1711 aber Landesdirector und Hauptmann zu Brandenburg. In demselben Jahre starb er (22. Juni). Seine Gemahlin, mit der er in kinderloser Ehe gelebt hatte, folgte ihm 1713 im Tode nach. Mit ihm erlosch der jüngere Zweig der preußischen Linie.

Aus der voigtländischen Linie, die auch im Erzgebirge begütert war und sich in mehrere Zweige theilte,

erwähnen wir Christoph Friedrich von Tettau aus dem Hause Kauschwitz. Geb. 5. April 1602, ging er in seinem zwölften Jahre zu Verwandten in Böhmen, wo er drei Jahre blieb, dann zu einem Vetter auf Unterlossa im Voigtland (wahrscheinlich Anselm von Tettau), der ihn an den baireuthischen Kanzler Urban v. Feilitzsch empfahl, von dem er weiter an den badischen Hof gebracht ward, wo er 1618—21 als Jagdpage diente. Hierauf wehrhaft gemacht, trat er in das Leibregiment zu Fuß, das aber bald darauf abgedankt ward, worauf er in holländische Dienste ging, die er jedoch 1625 mit englischen vertauschte, wo er ein Fähnlein erhielt. Von dem fruchtlosen Versuche, Breda zu entsetzen, folgte er dem Mansfeld nach Deutschland, ward 1626 Fähnrich in dessen Leibregiment, ward bei der Dessauer Schanze gefangen, kam wieder los und ging mit Mansfeld nach Ungarn, kam aber 1627 mit Herzog Johann Ernst von Weimar nach Deutschland zurück, worauf er einige Jahre in Merseburg lebte. 1631 nahm er kursächsische Dienste an und wohnte als Lieutenant, in dem Regimente des Obersten Starschedel, der Schlacht bei Breitenfeld bei, worauf er mit nach Prag zog, von wo er 1632 nach Sachsen zurückkehrte. 1633, in welchem Jahre er sich (13. März) mit Anna Sophie, einer Tochter des kursächsischen Hofmarschalls und Geheimraths Christoph v. Loß auf Pillnitz ꝛc., vermählt hatte, trat er als Hauptmann in das Regiment des Obersten Heinrich v. Bünau, nahm aber 1635 seinen Abschied und kaufte das Rittergut Reinhardsgrimma bei Dippoldiswalde. Seine erste Ehe war kinderlos, und seine Frau † 20. Juni 1651, worauf er sich 3. Febr. 1652 mit Agnes v. Schönberg aus Maren vermählte, aus welcher Ehe ihn ein Sohn überlebt hat. Er † 14. Juli 1660. Von seinen Enkeln

wendete sich der älteste, Christoph Friedrich (geb. 15. Juli 1675, † 10. Sept. 1730), nachdem er Italien bereist und dann die Tettaus in Preußen besucht hatte, ganz nach Preußen, kaufte sich daselbst an und gründete so eine zweite Linie in Preußen. Ein Bruder von ihm, Karl Christian (geb. 19. Mai 1681), ward 1730 kursächsischer Oberberghauptmann, resignirte wegen Kränklichkeit schon 1733, † aber erst 12. Juli 1747, unvermählt, und hat der Universität Leipzig seine Bibliothek hinterlassen. — Ueber Christoph Rudolf v. Tettau auf Schilbach, aus einem andern Zweige, dessen einziger Repräsentant er noch war, wird eine Geschichte erzählt, wonach er, im Wege der Execution, ein junges Saatfeld habe durch Schafe abhüten lassen wollen, der Schäfer sich der Sünde gescheut, Tettau aber sich selbst zu Pferde gesetzt habe, um die Expedition zu leiten, dabei aber von einem brünstigen Hengst, der sich losgerissen, verfolgt und so in Flucht und Angst gebracht worden sei, daß er in hitzigem Fieber und völliger Raserei verstorben wäre (13. Juni 1728). Seine Witwe gebar einen Posthumus, der den Namen des Vaters erhielt.

Vor langen Jahren ist mir eine sich an die Tettau knüpfende Geschichte erzählt worden, deren nähere Umstände ich vergessen habe, die aber, wie sie mir von einem Nachkommen eines Betheiligten, nach Familientraditionen, mit vielen Einzelheiten erzählt ward, mein Interesse lebhaft erregte. Der allgemeine Umriß der Geschichte war etwa folgender. Ein Mann, der in dem Cabinete König August's II., unter Brühl, eine zwar untergeordnete, aber sehr einflußreiche Stellung bekleidete, ward auf einer Reise ins Gebirge von irgend einem Unfall betroffen, fand aber auf dem Edelhofe eines Herrn v. Tettau eine gastliche Aufnahme und fühlte sich hier, nach den

bestandenen Beschwerden, um so wohler, als er sich von einem ganzen Kranze schöner Mädchen, der Töchter des Wirths, umgeben sah. Die Folge war, daß er sich die schönste aussuchte und daß sie ihm auch von den Aeltern mit Freuden anvertraut ward. Das Fräulein selbst war nicht gefragt worden, reichte ihm nur gezwungen die Hand, die Ehe ward die unglücklichste, und endete mit den unter mysteriösen Umständen, bei denen der Verdacht des Selbstmordes oder der Vergiftung nicht ausblieb, erfolgenden Tod der Frau. Ihr Tyrann, der sie auf das äußerste gequält haben soll, erlebte es, seinen Gönner gestürzt, sich um allen Einfluß gebracht zu sehen, und verlor auch einen großen Theil des zusammengescharrten Vermögens.

VI. Feldmarschall Münnich.

Burkhard Christoph v. Münnich wurde am 19. Mai 1683 auf dem Rittergute Neu-Huntorf in der damaligen Grafschaft Oldenburg geboren. Seine Familie leitete ihren Ursprung von den Mönch v. Ramspauer in Baiern ab, von denen ein Zweig in jene nordischen Gegenden verschlagen worden; indeß fand sein Vater doch für gut, den Adel dieses Zweiges 1702 durch kaiserliche Bestätigung auffrischen zu lassen, was vielleicht nur darin seinen Grund hatte, daß dieser Vater ein zu unterrichteter und namentlich in praktisch-technischen Fächern zu erfahrener Mann war, als daß ihn der damalige niedersächsische Adel für einen rechten Cavalier hätte erkennen wollen. Dieser Vater, Anton Günther v. Münnich, war als Oberstlieutenant aus dänischen Diensten getreten, und hatte als Deichgraf die Leitung der Wasserbauten in Oldenburg und Delmenhorst übernommen. 1693 ging er in ostfriesische Dienste über, wo er Geheimrath und Drost zu Esens und Stedesdorf wurde und 1721 starb. Vermählt war er in erster Ehe mit Katharine, einer Tochter des dänischen Regierungsrathes und Landrentmeisters Johann v. Oetken, welche die Mutter unsers Münnich ward, in zweiter mit einer v. Walther. Auch Münnich der Vater scheint ein

tüchtiger Mann gewesen zu sein, und bemühte sich, dem begabten und von früh an ungemein wißbegierigen Sohne eine gründliche und vielseitige Ausbildung zu verschaffen, was übrigens zunächst im Hause durch geschickte Lehrer vermittelt ward. Die Stellung des Vaters und die örtlichen Umgebungen lenkten dabei den Sohn, neben den allgemeinen, namentlich sprachlichen Bildungsgegenständen, besonders auf den Wasserbau, wobei keiner von beiden ahnen mochte, für welche ausgedehnte Sphäre diese Vorbereitung dienen sollte. Der Vater hatte selbst eine Schrift über den oldenburgischen Deichbau verfaßt, die er den Sohn, zu dessen Uebung und Informirung, abschreiben ließ. Als eine Schwester des jungen Münnich nach Kurland an den Freiherrn Christoph v. Wildemann verheirathet ward, begleitete ihr Bruder sie dahin, und wendete alle die kleinen Ersparnisse, die er dabei von seinem Taschengelde machen konnte, auf Anschaffung der Werkzeuge an, mit denen er auf den Wasserbau bezügliche Risse, soviel ihm deren nur unter die Hände kamen, zu copiren vermochte.

Im 16. Jahre war er schon ausgebildet und fest genug, daß der Vater ihn ohne größere Sorge die Cavaliersreise nach Frankreich antreten lassen konnte, wo er einige Zeit verblieb, sich in der Sprache festsetzte, vor allem aber die Kriegsbaukunst, worin Frankreich in der Zeit eines Vauban den andern Staaten voranging, mit ganzem Eifer und solchem Erfolge studirte, daß er als Ingenieur zu dem im Elsaß stehenden Corps kommen sollte, wohin er auch (1700) wirklich abreiste. Da aber dieses Corps gegen Deutschland bestimmt ward, trat Münnich nicht ein, sondern eilte nach Deutschland zurück, bereits jedoch entschlossen, die Laufbahn einzuschlagen, für die er in der That, nächst der friedlichern, weniger

glänzenden, aber fruchtreicheren des Civilbauwesens, vornehmlich berufen war. Da die Kenntnisse, die er sich so früh erworben hatte, damals im Offizierstande noch viel seltener waren, als jetzt, so erlangte er schon im 18. Jahre eine Hauptmannsstelle bei den darmstädtischen Truppen, mit denen er 1701 an der Belagerung von Landau theilnahm. Schon 1705 (8. Mai) vermählte er sich mit einer darmstädtischen Hofdame, Christine Lucretie v. Witzleben [1]), durch die er zugleich in Verwandtschaft mit dem Pfalzgrafen Johann Karl [2]) trat, dessen Gemahlin, Marie Esther v. Witzleben, eine Cousine der Frau v. Münnich war. Münnich ging aber in dem-

---

1) Tochter Hans Heinrich's v. Witzleben auf Beutelsdorf († 1693) und der Anna Deborah v. Seebach. Es sind uns von ihr drei Brüder: Friedrich Ludwig, Georg Albrecht und Friedrich, und eine Schwester: Dorothea Eleonore (geb. 1691, † 1728), bekannt, welche letztere sich 1718 mit dem onoldsbachischen Geheimrathe und Oberhofmarschall Georg Friedrich Freiherrn v. Khünsberg auf Ermreuth (geb. 14. Dec. 1692, † 1731) vermählte. Vielleicht gab diese Verwandtschaft Anlaß, daß eine Tochter Münnich's später auch einen fränkischen Edelmann heirathete.

2) Geb. 17. Oct. 1638, † 21. Febr. 1704. Nachdem er in erster Ehe (26. Mai 1685) mit Sophie Amalie von Pfalz-Zweibrücken (geb. 15. Dec. 1646, † 20 Nov. 1695) vermählt gewesen, verband er sich in zweiter (26. Juli 1696) mit Marie Esther v. Witzleben. Er war ein Sohn Christian's I. zu Bischweiler, ein Enkel Karl's zu Birkenfeld, ein Urenkel Wolfgang's zu Zweibrücken, und residirte zu Gelnhausen. Seine zweite Gemahlin war 28. Juli 1665 geboren, eine Tochter des sachsen-römhildischen Oberhofmeisters Georg Friedrich v. Witzleben und der Marie Magdalene v. Hanstein, und in erster Ehe mit Johann Friedrich v. Brömser vermählt gewesen. Sie ward 1711 in den Fürstenstand erhoben und starb als Witwe 20. Febr. 1725. Ihr Vater und der Vater der Frau v. Münnich waren Brüder, Söhne Erich Friedrich's v. Witzleben auf Böseleben und der Marie Agnes (Anna) v. Erffa. Sie gehörten zur Elgersburger Linie. Der in dieser Ehe des Pfalzgrafen erzeugte Sohn ward der Urgroßvater des Herzogs Maximilian von Baiern, des Vaters der Kaiserin von Oesterreich.

selben Jahre 1705 in kasselsche Dienste als Major bei der Fußgarde über, worauf er in Italien und den Niederlanden unter Eugen und Marlborough focht, den Belagerungen von Pizzighetone, Mailand, Cremona, Susa, dem Zuge gegen Toulon, den Belagerungen von Lille, Brügge, Gent, Tournay und Mons, den Schlachten von Castiglione (1706) und Malplaquet (1709) [1]) beiwohnte. Bei der letztern großen Waffenthat verdiente er sich seine Beförderung zum Oberstlieutenant. Bei Denain, mit welchem Treffen die große Wendung des Kriegsstandes sich verkündigte, ward er gefährlich verwundet und gefangen (1712), wobei er jedoch alle Ursache fand, die ritterliche Behandlung der Franzosen zu rühmen. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er während seiner Gefangenschaft den vertrauten Umgang mit dem trefflichen Erzbischof Fenelon suchte und dessen gewürdigt ward. Nachdem er wieder in Freiheit gesetzt worden, wurde er (1713) zum Obersten befördert und erhielt ein Regiment. Auch wurden seine Kenntnisse in der Wasserbaukunst benutzt, indem man durch ihn den Kanal und die Schleuse zu Karlshafen erbauen ließ.

Da er jedoch für seinen Thätigkeitstrieb damals in Kassel zu wenig Befriedigung fand, so trat er 1715 oder 1716, unter Beibehaltung seines Ranges, in polnisch-sächsische Dienste. Die 1717 erfolgte Erhebung zum Generalmajor und Generalinspecteur der auf deutschen Fuß regulirten polnischen Krontruppen soll er den guten Anstalten verdankt haben, die er 1716 zum Schutze der lubliner Verhandlungen getroffen. Er entwarf den Comput oder Kriegsetat, nach welchem die polnischen Krontruppen noch lange nach ihm unterhalten wurden, und

1) Nach andern Nachrichten auch der von Turin.

errichtete drei Bataillone Krongarde, deren Führung er selbst erhielt. Seine verschiedenen Posten sollen ihm damals jährlich an 14,000 Thlr. eingetragen haben, und Büsching meint, daß er deshalb von dem Neide des Grafen Flemming verfolgt worden sei, der schon andere tüchtige Generale, wie den berühmten Grafen Schulenburg, Sessan, der nachmals Generalcapitän von Catalonien geworden, Schmettau [1]) aus Sachsen vertrieben und selbst dem Grafen von Sachsen das von ihm gewünschte Commando der sächsischen Truppen vorenthalten habe. Man könnte dieser Liste von ausgezeichneten Männern, die in dem damaligen Sachsen keine bleibende Stätte finden konnten, noch andere und namentlich den wackern Friesen beifügen, ohne mit Bestimmtheit behaupten zu wollen, daß die Schuld gerade an Flemming allein gelegen habe. Auch im Civilfache fand es der treffliche Graf Hoym, der mit Flemming ganz gut stand, so unheimlich in dem damaligen Sachsen, daß er trübsinnig wurde, seine Güter verkaufte und nach Schlesien übersiedelte, wo er in Schwermuth gestorben ist. Die herrschenden Mittelmäßigkeiten fanden sich durch jeden vorragenden Geist beengt und in Schatten gestellt, und wer an der grassirenden Corruption keinen Theil nahm, fand überall geheime Feinde. Die gewöhnlichste und dabei am meisten romantische Version von dem Hergange bei Münnich's Austritt aus den sächsischen Diensten erwähnt übrigens nichts von Flemming's Antheil daran. Nach ihr soll Münnich allerlei persönliche Streithändel gehabt haben. Einmal mit dem Bischof von Plock, mit dem er wegen der Miethe eines warschauer Palais einen

---

1) Der bekannte Graf Samuel Schmettau, der eine kurze Zeit sächsischer Oberstlieutenant und Oberster war.

Proceß führte, in dem er, als der päpstliche Nuntius nicht in seinem Sinne entschied, an den Papst appellirte, was auch (1720) ein Breve zur Folge hatte, worin der Papst unsern Münnich, jedenfalls ohne zu ahnen, daß derselbe ein lutherischer Ketzer sei, seinen geliebten Sohn nannte. Dann — wir wissen nicht weshalb — mit einem Obersten v. Bonnefour, den er (1720) im Duell durch den Leib geschossen haben soll, worauf er in ein Kloster geflohen, aber doch verhaftet worden, und in Folge dieses Handels in russische Dienste gegangen wäre. Büsching [1]) erwähnt das Duell auch, bringt es aber nicht mit Münnich's Abgang aus dem sächsisch-polnischen Heere in Verbindung, sondern legt diesen ganz im allgemeinen den Verfolgungen durch Flemming zur Last. Um diesen aus dem Wege zu kommen, habe Münnich erst in schwedische Dienste treten wollen, sei aber durch den Tod Karl's XII. bestimmt worden, sich an Rußland zu wenden. Hiernach müßte er schon vor dem 11. Dec. 1718 mit dem Austritt umgegangen sein. Der russische Gesandte in Polen, Fürst Gregor Dolghorukij, soll ihm 1720, im Auftrag Peter's des Großen, die Aufnahme in russische Dienste angetragen und ihm dabei die Stellung eines Generallieutenants und Generalingenieurs offerirt haben. Münnich ging darauf ein, nahm, unter dem Vorwande, seinen Vater besuchen zu wollen, auf einige Monate Urlaub, reiste aber, statt nach Deutschland, über Königsberg und Riga nach St. Petersburg. Ist diese Angabe richtig, und sie ist um so glaubhafter, als sie auf Münnich's eigenen Erzählungen beruht, so müßte man annehmen, daß seinem Rücktritte aus den Diensten König August's II. Schwierigkeiten entgegen-

1) Magazin Bd. III, 394.

standen, sei es nun, daß diese in der vortheilhaften Meinung, die dieser Monarch allerdings von seinen Befähigungen hegte, oder in seinen noch unerledigten Händeln begründet waren.

Er kam im Februar 1721 in St. Petersburg an, wo er zwar bei dem großen Zaren eine sehr gnädige Aufnahme fand, es aber doch schien, als hätte ihm Fürst Dolghorukij etwas zu viel versprochen. Jedenfalls trug der Zar lange Bedenken, ihn seinen alten Generalmajors vorzusetzen, und dies um so mehr, als Münnich's Aussehen noch jugendlich und jünger war, als seine Jahre. In dieser Verlegenheit gab ihm der Zar anfangs gar keine Bestallung, ließ sich aber von ihm zu seinen Bauten in St. Petersburg und dessen Umgegend, Kronstadt u. s. w., begleiten und über dieses und jenes durch ihn neue Pläne entwerfen. Besonders wohlwollend bewies sich damals der Admiral Cornelius Cruys gegen ihn, wobei Büsching freilich mit gerechtem Bedauern bemerkt, daß Münnich der Familie dieses Freundes in der Zeit seiner Macht große und unverdiente Härte bewiesen habe, jedoch hinzufügt, nach seiner Rückkehr aus der Verbannung habe er sich bemüht, dieses Unrecht vergessen zu machen. Noch war über seine Stellung nichts entschieden, als er Befehl erhielt, den Kaiser und die Kaiserin zu einer Musterung nach Riga zu begleiten, zugleich auch versichert ward, daß er dort die Entschließung des Kaisers vernehmen sollte. Auch in Riga unterhielt sich Peter mit Befriedigung vielfach mit ihm über militärische Angelegenheiten, ward dann aber unwohl und unterließ darüber abermals, seinen Entschluß zu erkennen zu geben. In der Zwischenzeit beschäftigte sich Münnich mit Zeichnung von Festungswerken und Gebäuden und hatte u. a. auch den sehr schön und kunstvoll gebauten Thurm der

St. Peterskirche, in deren Nähe er wohnte, gezeichnet. Da schlug der Blitz in die Kirche und der Thurm brannte ab. Der Zar wünschte eine Zeichnung desselben zu haben, aber es fand sich keine vor. Zufällig wohnte neben Münnich ein Baron Waldecker, der, unter der Maske eines kurtrierischen Agenten, eigentlich ein Agent des Prätendenten war und bei dem Zaren sehr gut stand. Jaghuschinski besuchte ihn öfters, mit oder ohne Auftrag des Kaisers, und bei einem solchen Besuche ging er auch zu Münnich, sah hier jene Zeichnung auf dem Tische liegen, packte sie sogleich zusammen und trug sie zum Kaiser. Schon am nächsten Morgen konnte der vertraute Denczik des Kaisers, Affanassew Taticzef, Waldecker erzählen, daß der Zar Befehl ertheilt habe, für Münnich ein Patent als Generallieutenant auszufertigen. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß der Entschluß des Kaisers schon vorher feststand und jener Vorgang nur noch den letzten Anstoß gab. Indeß würden wir es auch nicht befremdend finden, wenn derselbe den Zaren wesentlich bestimmt hätte, sofern dieser ex ungue leonem erkannte und bei seinen Russen nicht gewohnt war, daß sie ihre Muße durch aus wissenschaftlichem Interesse unternommene Arbeiten zerstreuten. — Die Sache erfuhr übrigens doch noch einige Weiterungen und Umschweife. Erst soll die Eifersucht Jaghuschinski's, der selbst noch nicht Generallieutenant war, eine Verzögerung bereitet haben. Dann mußte zwar dieser selbst das Patent an Münnich überbringen (22. Mai 1721); es war aber um ein Jahr vorausdatirt, vom 22. Mai 1722, und an die Bedingung geknüpft, daß Münnich, aus Rücksicht auf die älteren Generalmajors, ein Jahr als Generalmajor diene. Selbst so hatte Geheimrath Tolstoi das Patent nicht contrasigniren wollen, da er ja

inzwischen sterben und dadurch das Patent verdächtig machen könne. Tolstoi, der das Patent nicht, und der Zar, der es unterzeichnet hatte, überlebten beide das Jahr.

Münnich trat seinen Dienst nicht sofort an, da er noch in Riga die Nachricht erhielt, daß sein Vater und seine Stiefmutter gestorben seien und daß der erstere ihm die Güter vermacht hätte. Er reiste deshalb mit Urlaub nach Deutschland, um Besitz zu ergreifen und sich mit seinen Geschwistern [1]) auseinanderzusetzen. Der ältere Bruder, damals dänischer Kanzleirath und Deichgraf in Oldenburg und Delmenhorst, versuchte anfangs, das väterliche Testament anzugreifen, scheiterte aber damit, worauf sich jedoch der Generallieutenant honnet genug bewiesen haben soll, einen gütlichen Vergleich zu ermöglichen. — Auf der Rückreise nach Rußland ward Münnich in Berlin dem König von Preußen vorgestellt, der ihn fragte, warum er in russische Dienste gegangen sei, da er auch einen Platz für ihn gehabt haben würde. Im Herbst traf er wieder in St. Petersburg ein, wo er nun ein Jahr unter dem Fürsten Michailo Golyzin (Bd. VI, 339) diente und dann sein Generallieutenantspatent in volle Kraft treten sah. Von dem Kaiser wurde er hauptsächlich zu den großartigen Straßen- und Wasserbauten verwendet, für welche Münnich so besonderen Beruf hatte. Er machte zunächst einen Entwurf zu dem Rogerwickischen Hafen, der nachmals der baltische genannt wurde, baute einen Kanal und eine Schleuse an dem Wasserfall der Newa bei Tosna, und Wege an beiden Newaufern von St. Petersburg nach Schlüsselburg. 1723 erhielt er auf Bruce's Empfehlung

---

1) Es thut uns leid, über diese nichts Näheres zu wissen.

die Direction bei dem am 22. März 1719 sehr feierlich begonnenen Baue des großen Ladogakanals. Der Generalmajor Pisaroff, der auf Kosten des Kaisers zu Berlin mathematische Studien gemacht und zeither den Bau des Kanals geleitet hatte, war ein Günstling Menczikoff's, der überdem selbst gern die oberste Direction des Unternehmens gehabt hätte. Pisaroff wollte, zur Kostenersparniß, und vielleicht mehr noch zur Ersparung von Mühe und Zeit, weniger tief gegraben haben, als die ersten 12 Werste, und auch der Kapitän-Commandeur Lehr, der mit Erbauung des Hafens und Kanals von Kronstadt beauftragt war, hatte einen ähnlichen Plan. Münnich behauptete aber, daß der Kanal bei diesen Methoden im Sommer trocken liegen würde, und obgleich er mit dieser Meinung allein stand, entschloß sich der Zar doch, die Sache selbst zu untersuchen, ward auch durch Münnich vermocht, trotz aller Gegenminen, zu denen selbst der Leibarzt Blumentrost benutzt ward, die beschwerliche Besichtigungsreise so weit fortzusetzen, bis er sich von der Richtigkeit der Ansicht Münnich's, sowie von der Ungeschicklichkeit und Oberflächlichkeit überzeugt hatte, mit welcher der Bau bisher geleitet worden. Pisaroff hätte bei dieser Gelegenheit beinahe Schläge vom Zaren bekommen und hätte selbst wünschen mögen, daß dies geschehen wäre, weil Peter mit dergleichen Expectorationen gewöhnlich auch seinen Zorn abthat und dem Geschlagenen die Sache nicht weiter nachtrug. Menczikoff war aber von da an Münnich's Feind und die Ingenieurs waren es aus Neid und Eifersucht meistens auch. Der Kaiser dagegen war mit Münnich's Leistungen im höchsten Grade zufrieden. Noch kurz vor seiner letzten Krankheit, als er von Staraja Russa über den Kanal zurückkam, sagte er zu der

Kaiserin: „Die Arbeiten meines Münnich haben mich gesund gemacht,“ und am folgenden Tage nahm er ihn mit in den Senat und sagte: „Ich habe einen Mann gefunden, der den Ladogakanal bald zu Stande bringen wird. Ich habe noch keinen Ausländer in meinen Diensten gehabt, der große Werke so gut zu entwerfen und auszuführen verstanden hätte, als er, und ihr sollt ihm alles gewähren, was er verlangen wird.“ Damals sagte Jaghuschinski zu Münnich: „Herr General, wir hängen jetzt von Ihren Befehlen ab,“ und er möchte recht gehabt haben, wären die Tage des großen Zaren nicht gezählt gewesen.

Nach Peter's Tode kam bekanntlich Menczikoff zunächst zu großer Gewalt und von ihm hatte Münnich nicht blos keine persönliche Gunst, sondern selbst bei dem wichtigen Nationalunternehmen, das seiner Leitung anvertraut war, nur Hinderung zu erwarten. Doch war Katharina I. einsichtsvoll genug und hatte den hohen Werth, welchen ihr kaiserlicher Gemahl auf das Werk und Münnich's Antheil daran gelegt hatte, zu treu im Gedächtniß, als daß sie diese Hemmungen nicht hätte, sobald sie zu ihrer Kunde gelangten, beseitigen sollen. Unter Peter II. ward Münnich kräftig in seinem Werke gefördert und schon 1728 konnte die Schiffahrt auf dem Kanale eröffnet werden. Vollendet wurde er erst 1732, wo ihn die Kaiserin Anna auf einer acht Fuß tief gehenden Jacht seinem ganzen Laufe nach hin und zurück befuhr. Schon dieses gewaltige Werk gab Münnich dauernden Anspruch auf ein ehrendes und dankbares Andenken in Rußland. Bereits Katharina I. zeichnete ihn denn auch durch Verleihung des Alexander-Newski-Ordens aus, und Peter II. ernannte ihn 7. Mai 1727 zum Chefgeneral und 25. Febr. 1728 zum russischen

Grafen. Diese Beförderungen blieben nicht ohne Nachwirkung auf ihn. In der letzten Zeit des Kaisers Peter II. soll Münnich zuerst, nachdem er sich bis dahin lediglich mit seinem nächsten Berufe beschäftigt, angefangen haben, sich auch in die Politik zu mischen, und schon damals soll sich bei Ostermann Eifersucht darüber gezeigt haben. — 1727 verlor er seine treue Gemahlin, die ihn auf allen seinen Zügen begleitet und ihm 13 Kinder geboren geboren hatte, am 10. Februar jenes Jahres aber starb. Gegen Ende des nächsten Jahres verschritt er zu einer zweiten Ehe, die er am 29. Sept. (nach Andern am 27. Dec.) [1]) 1728 mit Barbara Eleonore, Freiin v. Malzahn, aus dem Hause Walde schloß, die sich in erster Ehe (27. Dec. 1708) mit Heinrich Leopold Freiherrn v. Malzahn auf Pezlin und, nachdem sie diesen (3. Febr. 1712) verloren, in zweiter mit Michael Alexiewicz Grafen v. Soltikoff vermählt gehabt. Sie brachte ihm zu seinen 13 Kindern noch aus erster Ehe zwei, aus zweiter eine Stieftochter mit. Von diesen Stieftöchtern wurde die älteste, Juliane Dorothea, an den preußischen General v. Winterfeld [2]), die zweite an den russischen General

---

1) Sie war eine Schwester der Mutter des Generals v. Fink (Bd. VII, 275).

2) Hans Karl v. Winterfeld auf Schmersow, Zusedom, Borschow, Borschütz und Behrlack, geb. 1709 in der Uckermark, ein Sohn Georg Friedrich's v. W. auf Woddow, Föhrenwalde, Schmersow &c. und der Christine Elisabeth v. Malzahn aus Walde, sodaß er schon durch seine Mutter mit seiner späteren Schwiegermutter verwandt war, besuchte als Knabe die Schule in Güstrow und kam im 14. Jahre zu seinem Vetter, dem Generalmajor Georg Levin v. Winterfeld auf Kugellack, Breitenstein &c. (geb. 1674 zu Kutzerow, † 21. Febr. 1728). In das preußische Heer eingetreten, diente er einige Monate als Reiter, ward dann Fahnenjunker, nach einem Jahre Cornet, kam bald darauf zum Leibregiment, ward bald Adjutant, 1740, mit Ueberspringung der Capitänsstufe, Major und

v. Wildemann vermählt. Die dritte, Anna v. Soltikoff, starb 1734 im 16. Jahre, wie das einzige Kind, das ihre Mutter dem Grafen Münnich geboren, Beate, 1738 im 9. Jahre an den Pocken starb.[1]) So gingen überhaupt, während der Thaten, des Glanzes und des Sturzes des großen Feldherrn, häusliche, der Geschichte unbemerkt bleibende, den innern Menschen, wenn er den Menschen nicht über der Welt vergessen hat, vielleicht tiefer, als alles Gedränge des öffentlichen Lebens, ergreifende Freuden und Leiden einher. Von den 13 Kindern, die ihm seine erste Gemahlin geboren, sind ihm neun in der Kindheit gestorben. Nur vier wuchsen zu reiferen Jahren auf: 1) Ernst, geb. 30. Dec. 1707 a. St., der bei dem Sturze seines Vaters mit seiner 1739 heimgeführten Gemahlin, der Freiin Anna Dorothea v. Mengden[2]),

---

Flügeladjutant, bei Molwitz verwundet, 1741 sogleich Oberst und Generaladjutant, und nach St. Petersburg gesendet. Zurückgekehrt, focht er mit bei Chotusitz, ward 1743 Generalmajor, 1745 Amtshauptmann, 1756 Generallieutenant, Ritter des Schwarzen Adlerordens und Gouverneur von Kolberg, und an August III. gesendet, als die Preußen schon in Sachsen waren. Bei Prag verwundet, fiel er 7. Sept. 1757 am Moysberg. Seine Gegner beschuldigten ihn, daß er ehrgeizig, unverträglich, eitel, nachtragend, neugierig gewesen sei, Klatsch und Servilität begünstigt, und gewollt habe, daß alles durch ihn gehe. Dagegen wird ihm zugestanden, daß er überaus talentvoll, tapfer, großmüthig, dankbar und unermüdlich gewesen sei. Er soll viel Antheil an dem Entschluß zum Kriege und namentlich große Entwürfe auf Ungarn gehabt, im Anfange die Feinde zu sehr verachtet haben, nach Prag aber nicht mehr der Alte gewesen sein und zuletzt am Ausgange verzweifelt haben. Seine Gemahlin hatte ihm vier Kinder geboren, die aber vor ihm starben. — Sein Bruder, Rudolf Heinrich (geb. 25. April 1720), ein kenntnißreicher, diensteifriger, besonders auf die Bildung der Offiziere nützlich wirkender Mann, † zu Neiße im März 1788 als Oberst und Chef des schlesischen Artilleriecorps.

1) S. Bd. V, 376. Es muß hier S. 377, Z. 2, „Johann Wilhelm" statt: „Johann Michael" heißen.

2) Sie gebar ihm sieben Kinder: 1) Johann Gottlieb, geb.

nach Wologda verwiesen, unter Peter III. wirklicher Geheimrath, unter Katharina II. Generaldirector der Zölle ward; 2) Sophie Anna Luise, geb. 21. Febr. 1709, vermählt 1. August 1729 mit einem Verwandten ihrer Stiefmutter, Albrecht Hermann Freiherrn v. Malzahn; 3) Christine Elisabeth, geb. 30. Oct. 1711, die sich 9. März 1729 gleichfalls mit einem Mengden, dem Präsidenten Freiherrn Johann Heinrich v. Mengden († 1768) verband; 4) Luise Dorothea, geb. 30. Sept. 1713, die sich in erster Ehe, 13. Oct. 1730, mit Johann Wilhelm v. Schaumberg auf Altenburg und Strösendorf, onoldsbachischem Geheimrath, Oberstallmeister und Oberamtmann (geb. 28. Oct. 1681, † 30. Nov. 1737 kinderlos), in zweiter aber, 14. Dec. 1739, mit jenem Grafen Friedrich Ludwig v. Solms, von dem im fünften Bande gehandelt worden, verehelichte und 23. Dec. 1775 gestorben ist. Es gehört sonach die Geburt der Kinder, die dem Grafen Münnich erhalten blieben, bei allen noch

---

9. Mai 1740, der um 1770 russischer Rittmeister und mit einer v. Vietinghof vermählt war, von der er zwei Töchter besaß; 2) Anna Ulrike, geb. 4. Mai 1741, mit dem Geheimrath v. Vietinghof vermählt; 3) Ernst Gustav, geb. 6. Nov. 1744, der um 1770 russischer Kapitän war und 1812 als Generalmajor starb; 4) Dorothea, geb. 9. Jan. 1746, mit einem Herrn v. Berg vermählt; 5) Burkhardt Christoph, geb. 1. Jan. 1747; 6) Ludwig Anton, geb. 5. Jan. 1748, der um 1770 mit einer Tschoglogoff verlobt war; 7) Juliane Eleonore, geb. 1749, vermählt mit Graf Zöge v. Manteufel. Nur Ernst Gustav pflanzte den Mannsstamm fort. Sein noch lebender ältester Sohn, Graf Friedrich Franz, geb. 1. Oct. 1788, ist oldenburgischer Oberhofmarschall und hat sich 14. Oct. 1811 mit Christine Luise v. Plessen (geb. 21. April 1791) vermählt, aus welcher Ehe sechs Töchter geboren wurden. Der zweite Sohn, Graf Peter Christoph, der als russischer Oberstlieutenant gestorben ist, hat aus seiner Ehe mit Henriette Karoline Freiin Clodt v. Jürgensburg einen Sohn, Graf Christoph (geb. 1825), beider Rechte Doctor, hinterlassen. Von drei Schwestern dieser Brüder sind zwei in Rußland verheirathet.

der Zeit an, wo er in Deutschland lebte, oder in Italien und den Niederlanden focht, und es mögen leicht an dem frühen Tode der neun andern Kinder die Ungunst des polnisch-russischen Klimas und sonstige dortige Verhältnisse theilgehabt haben.

Wenn Münnich schon unter Peter II. angefangen hatte, einen Antheil an der politischen Leitung zu erstreben, was wir übrigens nicht blosem Ehrgeiz, sondern wesentlich auch seinem überaus großen, rastlosen Thätigkeitstrieb und seinem steten Verdruß über das vielfache Unwesen in der russischen Verwaltung zuschreiben wollen, so konnte dieses Streben unter der Kaiserin Anna durch die besondere Gunst, welche ihm diese Monarchin bewies und bewahrte, nur ermuntert werden. Es gereicht dieser Fürstin unleugbar zur Ehre, daß sie die hohe Begabung Münnich's vollständig erkannte und ihn gegen die Gegenwirkungen der Neidischen und Eifersüchtigen, selbst wenn diese zu dem Kreise ihrer Vertrautesten und ihrer persönlichen Günstlinge gehörten, aufrecht hielt. Allerdings mag auch die nahe Verwandtschaft, in die er durch zwei Ehen seiner Kinder mit den Mengdens trat, die seit Kurland zu dem Vertrautenkreise der Kaiserin gehörten, das Ihrige dazu beigetragen haben, ihn zu halten. Darauf aber kam es eben an, daß er gehalten und in den Fächern, für die er in der That einen vorragenden Beruf besaß, nicht allzu sehr beengt und behindert ward. Das Uebergreifen in andere Fächer, wozu er allerdings geneigt war, gelang ihm damals nicht, und das war auch um so besser, als er selbst später (1763), in seiner Ebauche pour donner une idée du gouvernement de l'Empire de Russie, gestand, daß er zu jener Zeit von den äußeren und inneren Angelegenheiten Rußlands keine hinlängliche Kenntniß gehabt habe.

Es war nicht schwer für die Kaiserin, zwischen Münnich und Ostermann das Gleichgewicht zu halten. Denn hier waren es weniger persönliche Differenzen, als die Verschiedenheit der Gesichtspunkte, was da trennte, und die Kaiserin konnte vertrauen, daß jeder nach seiner treuen Ueberzeugung sprach und handelte, und nur Ostermann von dem Standpunkte des Diplomaten, Münnich von dem des Militärs aus urtheilte. Auch hatte man damals noch nicht, wie unter Iwan II., zwischen Oesterreich und Preußen zu wählen. In der That erzählt Münnich selbst, daß Ostermann, der das große Vertrauen, das die Kaiserin zu Münnich hegte, gekannt habe, ihn 1730 veranlaßt hätte, derselben ein Cabinet vorzuschlagen, das jedoch nur aus Ostermann und Czerkaski bestehen solle. Er habe es gethan und die Kaiserin habe den Vorschlag genehmigt, jedoch mit der Erweiterung, daß auch Münnich ein Mitglied des Cabinets werde. In letzterer Beziehung mag wol Münnich seine Wünsche mit der Thatsache verwechselt haben, und jedenfalls wurde Münnich kein regelmäßiges Mitglied des Cabinets, sondern nur bei wichtigen Kriegsangelegenheiten zu den Berathungen gezogen.

Gefährlicher, als Ostermann, war Biron, der eigentliche persönliche Günstling der Kaiserin, dem an keinem Mitbewerber gelegen war, der einen andern Einfluß beanspruchte, als in dem Wesen seines Amtes lag. Ob Münnich's Angabe begründet ist, wonach Ostermann und Löwenwolde die Eifersucht Biron's gegen Münnich geschürt haben sollen, lassen wir dahingestellt sein; jedenfalls bedurfte es keines solchen Einflusses, um zu erklären, daß das anfangs sehr vertrauensvolle Verhältniß zwischen Biron und Münnich allmählich erkaltete und Biron mehrfach beflissen war, den letzteren von dem Sitze des

Hofes zu entfernen. Dies immer noch ein günstiger Ausweg; denn er wies ihn auf das Feld seiner Thaten.

Aeußerlich ward er vielfach begünstigt. Unter dem 7. Febr. 1731 wurde er von der Kaiserin zum Generalfeldzeugmeister, 24. Jan. 1732 zum Präsidenten des Reichskriegscollegiums und 24. Febr. 1732 zum Generalfeldmarschall ernannt. In diesen Stellungen entwarf er neue Etats für die Garden, die Feld- und Garnisonregimenter, die ukrainische Miliz, die Artillerie und das Ingenieurcorps, welches letztere erst von ihm errichtet wurde. So organisirte er auch 1732 das adelige Landcadettencorps zu St. Petersburg und ward zum Chef desselben, wie auch zum Chef des gleichfalls damals von ihm errichteten ersten russischen Kürassierregiments ernannt, und erhielt das Generalcommando in St. Petersburg und Ingermanland. — Das erste Zeichen von Biron's Grolle und zugleich der Anlaß zu einem förmlichen, nur scheinbar wieder ausgeglichenen Bruche zwischen ihm und Münnich war es aber, daß letzterer unerwartet Befehl erhielt, das von ihm bewohnte Palais der Prinzessin Anna von Mecklenburg zu überlassen und seinen Wohnsitz auf der andern Seite der Newa, auf Wassilij Ostroff zu nehmen, daß dieser Befehl plötzlich erschien, augenblicklich ausgeführt werden sollte und der Aufschub, wegen dessen Münnich, zu bequemerer Fortschaffung seiner Mobilien, Biron anging, abgeschlagen ward. Ebenso floß es aus Biron's Absicht, Münnich aus der Nähe der Kaiserin zu entfernen und vielleicht auch, ihm eine Aufgabe zu stellen, die ihm fehl schlagen konnte, daß er 1734, nachdem er mit dem St. Andreasorden geschmückt worden, zum Befehlshaber der Truppen in Polen ernannt wurde und Befehl erhielt, Danzig zu belagern, das sich bekanntlich damals für die Sache des

Stanislaus Lescynski erklärt und diesem eine Zuflucht verstattet hatte. Es ist nicht unsere Absicht, diese Belagerung, wie überhaupt alle Kriegsbegebenheiten, bei denen Münnich betheiligt war, näher zu schildern. Wir bemerken nur, daß die Belagerung, ohne Münnich's Schuld, viel langsamer von statten ging, als man erwartet hatte. Er fand zu wenig Truppen vor der Stadt. Als er den General Luberas, der einen Theil der in Warschau lagernden Russen commandirte, mit seinen Regimentern zu sich berief, ließ dieser, unter allerlei Vorwänden, deren letzter Grund in seinem Behagen an den warschauer Quartieren lag, die desfallsigen Befehle so lange unbefolgt, bis der Feldmarschall ihn in Haft nehmen ließ und das Commando dem nächstfolgenden Offizier gab. Die Gunst des Grafen Löwenwolde, welche den Luberas bei seinem Ungehorsam ermuntert haben mag, verschaffte ihm in der That auch sehr bald wieder die Freiheit und machte sein Vergehen übersehen. Längere Zeit fehlte es auch an grobem Belagerungsgeschütz, zumal der König von Preußen anfangs nicht gestatten wollte, daß dergleichen durch seine Lande vor Danzig geführt würde, und endlich doch nur zugab, daß es zu Pillau ausgeladen und zu Wasser zur Armee geschafft würde. Damals sind aus Sachsen Mörser mit Postpferden, auf bedeckten Wagen, von denen man in den preußischen Landen vorgab, sie enthielten die Equipage des Herzogs von Sachsen-Weißenfels, nach dem Lager vor Danzig geschafft worden. Denn diese Belagerung wurde von Russen und Sachsen gemeinsam betrieben, und der Herzog von Sachsen-Weißenfels [1]) befehligte die

1) Johann Adolf II., geb. 4. Sept. 1685, † 11. Mai 1746, als der letzte von seiner Linie.

acht Bataillone und 22 Schwadronen der letztern. Die Sachsen trafen aber erst am 25. Mai in dem Lager der Russen ein, die schon seit dem März die Belagerung betrieben und am 9. Mai einen starken Verlust bei der vergeblich versuchten Erstürmung des Hagelsberges erlitten, dagegen am 20. April, mit nur 3200 Dragonern und 1000 Kosacken, 10000 der Stadt, unter Graf Turlo, zu Hilfe heranrückende Polen auseinandergesprengt hatten. Eine bessere, nur zu spät und in zu schwacher Anzahl kommende Hilfe waren die drei französischen Fußregimenter, welche am 24. Mai bei Weichselmünde landeten, am 27. Mai einen muthigen, durch einen heftigen Ausfall aus der Stadt unterstützten Angriff auf die russischen Verschanzungen machten und dann, zurückgeschlagen, unter den Kanonen des Forts auf der Platte, einer kleinen Insel, lagerten. Erst als am 12. Juni die russische Flotte ankam, konnten sie so heftig beschossen werden, daß sie sich 22. Juni ergeben mußten, worauf am 24. auch Weichselmünde und, nachdem während der weiteren Unterhandlungen Stanislaus glücklich entkommen war, am 27. auch Danzig capitulirte. Die Belagerung hatte 135 Tage gedauert und den Russen über 8000 Mann gekostet. Die Stadt mußte dafür an Rußland eine Million Reichsthaler zahlen, wovon jedoch manches in die Hände der russischen Großen geflossen sein mag, wie denn aus jener Summe ein namhafter Beitrag zu den Geldern gekommen sein soll, mit denen Biron dem Grafen Dohna die Herrschaft Wartenberg abkaufte. [1])

---

1) Biron bezahlte 370000 Thlr. und die Hälfte davon soll, nach Büsching (Magazin, Bd. III, 414), aus der danziger Contribution geflossen sein.

Nach beendigter Belagerung ging Münnich nach St. Petersburg, um die Anschwärzungen zu entkräften, zu denen seine Neider und Feinde seine Abwesenheit und einzelne bei der Belagerung erlittene Unfälle benutzt hatten. Es gelang ihm dies leicht, und er wurde darauf nach Warschau gesendet, um die Ruhe in Polen vollends herzustellen. König August II. belohnte ihn für seine Verdienste um ihn mit dem Weißen Adlerorden. Von Warschau ging er 1735 nach der Ukraine, um das Commando der dortigen Truppen gegen die Türken zu übernehmen. Rußland hatte es niemals aufgegeben, den festen Fuß am Schwarzen Meere, den es durch das Unglück am Pruth verloren, zurückzuerobern, und wenn auch innere Händel und Verwirrungen es, nach Peter des Großen Tode, an directen Schritten zu diesem Ziele behindert hatten, so war doch mancherlei Vorbereitendes geschehen und so hatte man doch in den fortwährenden Verletzungen des russischen Gebietes, welche die räuberischen Tataren sich erlaubten, und die von der Pforte bald zugelassen, bald selbst veranlaßt wurden, einen stets bereiten Grund zum Kriege. Nachdem die Regierung der Kaiserin Anna sich befestigt hatte, hielt man den Zeitpunkt für günstig, den Handschuh aufzunehmen, den die Pforte hinwarf, als sie den Tatarkhan, den alten Kaplan Garai, mit 53000 Mann über russisches Gebiet gegen Persien sendete. Dennoch sollen die russischen Minister, wenn sie auch sämmtlich den Krieg für zweckmäßig, nöthig, aussichtsreich erkannten, so ängstlich in Betreff der Verantwortlichkeit dafür gewesen sein, daß jeder die Sache danach einrichtete, die Schuld auf andere schieben zu können.[1] Namentlich habe dies Oster-

---

1) So heißt es wenigstens in der interessanten Relation des

mann gethan, sowie auch Biron, kurz bevor die Sache zum Schlusse kam, ein Augenleiden benutzt habe, sich von der Theilnahme an den Cabinetsberathungen dispensiren zu lassen. Alle waren einig darüber, daß Münnich der Mann sei, von dem sich die beste Führung des Krieges erwarten lasse; aber dennoch beschloß man, angeblich auf Ostermann's Betrieb, demselben nur die Belagerung von Asoff zu übertragen, und dagegen die Unternehmung auf die Krim dem General Grafen Weißbach zu vertrauen, der obendrein mit Münnich persönlich verfeindet war. In der That kamen sie schon in neuen, für den Krieg hinderlichen Zwist, als Münnich durch die Ukraine zu der Armee reiste. Weißbach hatte einige für Münnich bestimmte Regimenter an sich gezogen und wollte sie, auf Münnich's Reclamation, unter mancherlei Vorwänden nicht zurückstellen. Auch sonst fand Münnich bei seiner Ankunft in Pauloff, daß gar viele Anordnungen, die er, als Präsident des Kriegscollegiums, in Voraussicht einer derartigen Unternehmung getroffen hatte, um Kriegsbedarf an Ort und Stelle bereit zu wissen, nicht oder mangelhaft ausgeführt worden waren. Auch waren kurz vor seiner Ankunft der Vicegouverneur zu Veronicz, Merinin, der Viceadmiral

---

Kammeraths Juncker über diesen Feldzug, welche Prof. Hermann aus dem sächsischen Staatsarchive geschöpft und in seinen „Beiträgen zur Geschichte des russischen Reichs" (Leipzig, 1843) veröffentlicht hat. Der Bericht ist auf die eigenen Mittheilungen Münnich's begründet, und daher in vielen Punkten zuverlässig, in andern dagegen für Münnich parteiisch gefärbt. Auch stimmt er nicht in allen Punkten mit dem überein, was Münnich lange nachher Büsching über dieselben Dinge erzählt hat. Man wird aber in der Regel die Juncker'sche Relation vorziehen können, weil sie den Ereignissen ungleich näher steht und Münnich zu jener Zeit wol auch unbefangener und rückhaltsloser erzählt hat.

Schmegewitz und der Obercommandant zu St. Anna, Schuwaloff, welche gemeinsam die Anstalten auf dem Don zu betreiben hatten, gestorben und damit alles ins Stocken gerathen. Rechtzeitiger kam ein anderer Todesfall: der des General Grafen Weißbach, welcher Münnich bestimmte, sofort nach Pultawa zurückzueilen, um auch in Betreff der Krimexpedition die Störungen zu beseitigen, die der plötzliche Tod des bestimmten Befehlshabers um so mehr hervorzurufen drohte, als auch die Generallieutenats Douglas und Leonczef erkrankt waren. Doch auch Münnich selbst ward in Pultawa vom Fieber befallen und konnte drei Wochen lang das Bett nicht verlassen. Auf der Reise nach Pultawa hatte er, durch ein eigenhändiges Schreiben der Kaiserin, seine, in Folge des Ablebens des Grafen Weißbach nun doch bewirkte Ernennung zum Oberbefehlshaber über sämmtliche Armeen am Dnieper und Don und an den südlichen Grenzen des Reichs erfahren. Selbst den Truppen in Polen und am Rhein sollte er in allen den Türkenkrieg betreffenden Angelegenheiten Befehle zuschicken können, und mit Recht hebt es Juncker (a. a. O. S. 137) als etwas für jene Zeit Beispielloses hervor, daß Münnich's Autorität sich damals über 400000 Mann regulärer und irregulärer Truppen, und zwar vom Rheinstrom bis an die Grenzen von China, erstreckt habe.

Die Kaiserin hatte Münnich zur Erwägung gegeben, ob es, mit Rücksicht auf die Stärke der Armeen und die vorgerückte Jahreszeit, angemessen sei, die beiden Unternehmungen, auf die Krim und auf Asoff, gleichzeitig zu betreiben, und er hatte gerathen, die Belagerung Asoffs bis zum Frühjahr auszusetzen, den Marsch nach der Krim aber vorzunehmen, da zu diesem die Armee schon völlig bereit stehe und die Herbst- und Winterzeit

günstig scheine, auch sonst gerade mancherlei günstige Umstände zusammenträfen. Der Kalmückenfürst Donduk Ombo, der sich vor vier Jahren unter türkischen Schutz gestellt hatte, war von dem donischen Starschin Daniel Jefremoff vermocht worden, mit seiner, aus 40000 Kibitken (Familien) und 70000 streitbaren Männern bestehenden Horde wieder unter die russische Oberhoheit zurückzukehren. Man machte sich Hoffnung, daß auch die Tataren der kleinen Nogai zu demselben Schritte zu bringen sein würden. Die Perser hatten der türkischen Armee eine neue Niederlage beigebracht, und die Pforte war so mit dem persischen Kriege beschäftigt, daß sie Rußland darüber aus den Augen ließ. Ueberhaupt erwartete man in der Krim, wegen der späten Jahreszeit, keinen Angriff, und die bereits eingebrachte Ernte versprach den Leuten Beute und Unterhalt. So setzte sich denn am 12. Oct. 1735 ein Corps von 40000 Mann regulärer und irregulärer Truppen [1]), unter dem Befehl des Generallieutenant Leonczeff, welchen Jaghuschinski zu dieser Unternehmung vorgeschlagen, in Marsch nach der Krim. Sie stießen auf mehrere Horden der Nogaier, tödteten an 4000 und erbeuteten zahlreiches Vieh, besonders Schafe. In der Nacht des 24. Oct. aber, wo man an das Flüßchen Varonne gekommen war, brachte ein starker Nordwind große Kälte und Schnee mit, sodaß über 1000 Pferde auf einmal fielen und der Kriegsrath, bei fortdauernder Ungunst der Witterung und da die Armee durch Krankheit und Mangel litt, den Rückmarsch beschloß, der die Truppen gegen Ende November in sehr

---

1) Juncker gibt 40595 Mann mit 50000 Pferden an. Büsching hat nur 20000 Mann regulärer Truppen, meist Dragoner und 8000 Kosacken.

mislichem Zustande in die Ukraine zurückbrachte, nachdem sie über 9000 Mann und wol ebenso viel Pferde verloren. Leonczeff wurde zur Verantwortung gezogen, rechtfertigte sich aber genügend. Auch der Tatarkhan, der, sobald er von dem Einfall der Russen Kunde erhalten, trotz aller Gegenbefehle der Pforte, umgekehrt war, soll beträchtliche Verluste an Menschen und Pferden erlitten haben.

In St. Petersburg hatte dieser erfolglose Anfang des factisch begonnenen, wenn auch nicht förmlich erklärten Krieges die Muthlosigkeit, mit welcher ein Theil der dortigen Staatslenker überhaupt diesen Krieg betrachtet hatte, verstärkt, und wenn nicht Münnich durch Biron, mit dem er in geheimer Correspondenz blieb und der jedenfalls Einsicht und Charakter genug besaß, die Bedeutung eines großen öffentlichen Interesses zu würdigen, die Entschlossenheit der Kaiserin befestigt hätte, so würde man sich beeilt haben, den noch nicht formell gebrochenen Frieden wieder festzuknüpfen. Dies geschah nun zwar nicht; indeß versuchte Ostermann doch, den Münnich'schen Feldzugsplan, wonach der Feldmarschall zuvörderst die Belagerung von Asoff einleiten und dann selbst die Armee zur Eroberung der Krim führen wollte, durch einen anderweiten Vorschlag zu durchkreuzen, nach welchem Münnich sich auf die Belagerung von Asoff beschränken und daneben Friedensverhandlungen mit der Pforte, durch Vermittelung des wiener Hofes und der Seemächte, angeknüpft werden sollten, während man in Betreff der Krim blos (sic) eine gänzliche Verheerung und Verwüstung ins Auge fassen solle. Beide Theile suchten, ihre Ansicht in ausführlichen Denkschriften zu begründen. Münnich kam es dabei zu statten, daß er rechtzeitig von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch ge-

macht, die Operationen, bevor noch der Ostermann'sche Plan zu seiner Kenntniß gebracht worden, begonnen, durch Generalmajor Speerreuter [1]) die Kalantschi, zwei oberhalb Asoffs am Don gelegene Forts, genommen, die Uebergabe des festen Schlosses Luttik bewirkt, die Mündung des Don und die freie Verbindung mit dem Asoffschen Meere gesichert und die Belagerung des Platzes selbst eingeleitet hatte. Die Einnahme der Forts war durch Ueberrumpelung erfolgt und hatte nur wenig Blut gekostet. Ueberhaupt hatte Münnich die Türken in Sicherheit gewiegt, indem er bei seiner Ankunft zu St. Anna den zu Asoff befehligenden Pascha in gewöhnlicher Weise höflichst begrüßen und ihn versichern ließ, daß er zur Besichtigung der am Don liegenden Regimenter gekommen sei. Er wurde denn auch in dessen Folge mit Ehrensalven von der Festung empfangen, und der Pascha schrieb ihm, daß er einen Offizier zu seiner Bewillkommnung absenden werde. Um nun zu verhüten, daß dieser Offizier nach St. Anna komme und die dortigen kriegerischen Anstalten bemerke, benachrichtigte Münnich den Pascha, daß er zum 14. (25.) März in Czirkaskoi, dem Hauptorte der donischen Kosacken, sein und dann jenen Offizier, der Gewohnheit gemäß, durch einige Abgeordnete von den Kalantschi abholen lassen werde. Dabei benutzte er letztere Gelegenheit, den Ingenieurlieutenant Mogilyn, als Kosacken verkleidet, zur näheren Erkundung des Forts mitzusenden. Den Janitscharenhauptmann, den die russischen Abgeordneten, nebst

1) Er war Generalmajor der Artillerie. Juncker bezeichnet ihn als einen „dem äußerlichen Ansehen nach marktschreierischen, in der That aber soliden, ordentlichen und herzhaften alten Mann.“ Er hatte schon bei der früheren Belagerung Asoffs als Artilleriemajor gedient.

sechs andern Türken zurückbrachten, hielt er unter allerlei plausibeln Vorwänden auf [1]), bis am 20. März der Ueberfall auf die Kalantschi erfolgt und um so leichter geglückt war, als man auf dem einen Kalantschifort die Garnison in tiefem Schlafe fand, worauf es in einer Viertelstunde, ohne Verlust eines einzigen Russen, genommen ward, und das andere Fort sich auch nach wenigen Schüssen ergab. Ein in derselben Nacht beabsichtigter Ueberfall auf die Vorstädte von Asoff selbst mislang durch falsche Wegweisung und überhaupt noch ungenügende Kenntniß der Lokalität. Ungeachtet es ihm übrigens zu einer ernstlichen Belagerung noch an Truppen, Schiffen und Geschütz fehlte, führte er doch am 21. sein ganzes Corps, in Einer Linie, mit fliegender Fahne und klingendem Spiele, in Person bis vor die alte Verschanzung, die bei seiner Annäherung von den Türken geräumt wurde, worauf dieselben aus der Festung zu kanoniren anfingen. Mit Rücksicht auf den Schutz, den die alten Schanzen gewährten, hatte Münnich mit Recht vorausgesetzt, daß die Kugeln des Feindes wenig oder keinen Schaden thun würden, und so diente die kriegerische Ceremonie dazu, seine Leute an das Feuer zu gewöhnen und zugleich die Tragweite der feindlichen Geschütze zu ermessen. Münnich schlug hierauf sein Lager auf und ließ, nach einer Recognoscirung, die erste Redoute aufwerfen, was die Kosacken rasch und willig bewirkten, da er ihnen die Arbeit gegen Geld verdungen hatte. In Luttik hatte der türkische Commandant, sobald er den General Speerreuter

---

1) Der Hauptmann und zwei andere Türken ließen sich überdem durch Bestechung zu dem Versprechen vermögen, bei der Belagerung gute Dienste leisten zu wollen, wenn man nach Uebergabe der Stadt den bei derselben liegenden Garten des Hauptmanns bezahlen, oder sonst seinen Schaden vergüten wolle.

mit seinen auf Fahrzeuge gesetzten Truppen herankommen sah, sofort mit der Besatzung die Flucht ergriffen, ungeachtet er 20 Kanonen und einen ziemlichen Vorrath von Munition und Lebensmitteln besaß. Er wurde aber von den Kosacken eingeholt und mit Frau und Kind und 50 Janitscharen gefangen genommen, wobei ihn denn die Kosacken natürlich rein ausplünderten. Als der Feldmarschall ihn fragte, warum er seinen Posten verlassen hätte, da er sich doch noch so weit hätte vertheidigen können, daß ihm eine ehrenvolle Capitulation zu bewilligen gewesen wäre, gab er lächelnd zur Antwort: es hätte ihm unbillig geschienen, das Leben des geringsten der Seinigen zu wagen, da er gewiß gewußt hätte, daß er sich nicht halten könne. Juncker bemerkt dabei spöttisch: aus dieser und andern Antworten hätte man leicht schließen können, daß er mehr Eigenschaften besitze, einen ehrlichen Hausvater, als einen Commandanten abzugeben, und Münnich und seine Offiziere werden dasselbe gedacht und den ehrlichen Türken verachtet haben, der das Leben eines Menschen für wichtiger hielt, als einen Punkt der militärischen Etikette.

Der so unerwartete Angriff hatte große Verwirrung in der Stadt hervorgerufen und Münnich und seine Freunde sind der Meinung gewesen, daß, wenn man fortgefahren hätte, dem Feinde in seiner Bestürzung immer heftiger zuzusetzen, der Platz, trotz der geringen Anzahl der Belagerungstruppen, in kurzer Zeit und ohne großes Blutvergießen übergegangen sein dürfte. Indeß Münnich mußte zu der Armee am Dnieper, übergab daher dem General Lewascheff das Commando und reiste am 26. März ab. Lewascheff war zwar, nach Juncker, ein alter, versuchter General und hatte sich namentlich in Persien ausgezeichnet, wo er freilich auch seine Koffer sehr stark

gefüllt hatte, verstand aber wenig vom Ingenieurwesen und ließ sich durch die geringe Zahl seiner Truppen abhalten, weiter auf die Stadt zu drängen. Er wußte zudem, daß er das Commando nicht behalten sollte, das vielmehr Lascy bestimmt war, und hatte keine Lust, die Ernte eines andern zu bestellen. So blieb er unthätig und ließ die Feinde sich von ihrer Bestürzung erholen.

Lascy, der bis dahin das in Mähren stehende Hilfscorps commandirt hatte, war nach Rußland zurückberufen, zum Feldmarschall ernannt und nun angewiesen worden, die Belagerung von Asoff zu leiten. Auch hier mischte sich die Ränkesucht und Unaufrichtigkeit der damaligen Großen des russischen Hofes, zum Aerger der Betheiligten und zum Nachtheil der Sache, ein. Münnich war amtlich erklärt worden, daß Lascy, trotz des nunmehr gleichen Ranges, von seinen Befehlen abhängen solle und angewiesen worden sei, sich zunächst zu ihm nach Czariczinka zu begeben, um seine Absichten in Betreff des Feldzuges und der Belagerung zu vernehmen. Letzteres war schon wahr; aber man hatte Lascy in den Glauben versetzt, daß ihm ein unabhängiges Commando bestimmt sei. Es war beiden nicht wenig verdrießlich, als der Widerspruch zu Tage kam, und wenn sie auch ihren Verdruß nicht hervortreten ließen und Münnich verständig genug war, die Form einer collegialischen Berathung zu wählen, in welcher der Operationsplan festgestellt ward, auch seine Kanzlei anwies, in allen Ausfertigungen an Lascy die sorgfältigste Rücksicht zu beobachten, so war die Herzlichkeit des Zusammenwirkens doch von Anfang an gestört. Die Freunde Münnich's legten in der That die verspätete Einnahme Asoffs, die übrigens doch am 1. Juli 1736 erfolgte, dem Umstande zur

Last, daß Lascy sich habe von dem Generalquartiermeister de Brigny [1]) bestimmen lassen, von dem mit Münnich verabredeten Operationsplane abzugehen. Indeß erklärte sich die Verzögerung auch dadurch, daß eine ziemliche Anzahl Kanonen bei dem Gebrauche zersprungen war, wie bekanntlich dergleichen Fatalitäten bei dem Kriegsmaterial in Rußland nichts Seltenes waren. Drollig war es dabei, daß, als Lascy den Umstand einberichtet hatte, Ostermann die Sache dem Grafen Münnich zur Last legen wollte, der, wie die Kanonen gegossen worden, Generalfeldzeugmeister gewesen sei, sich aber herausstellte, wie diese Kanonen von der Admiralität geliefert worden, deren nomineller Vorsteher Ostermann selbst war. Lascy hatte übrigens schon vor Antritt seines Commandos einen Unfall erfahren, der ihn beinahe um die Ehre dieser Eroberung gebracht hätte. Als er nämlich von der Conferenz mit Münnich längs der Linie nach Asoff zu reiste, ging er, weil die kleinen Gewässer ausgetreten waren, um einen Umweg zu vermeiden, aus der Linie heraus auf einen Weg, den Münnich für den bequemern Marsch der Armee hatte anlegen lassen. Nur von einer schwachen Bedeckung von Landmiliz begleitet, wurde er plötzlich von einigen tausend Tataren überfallen, die ihm kaum noch die Zeit ließen, sich und seine Offiziere und Diener auf den von den Strängen losgeschnittenen Wagenpferden in die Linie zu retten, während die Landmilizdragoner seine Flucht deckten und dabei niedergehauen wurden. Auch einer seiner Diener kam dabei um und Lascy verlor an 10000 Rubel Werth in den geplünderten Wagen. Dabei bemerkt Juncker, der diesen Vorgang

---

1) Zwei Brüder dieses Namens standen in russischen Diensten. Dies war der jüngere.

berichtet, naiv: es sei noch ein Glück gewesen, daß sich das Porträt des römischen Kaisers und die 5000 Dukaten nicht dabei befunden, „wovon man ihm zwar in Wien nach seiner Rückkunft vom Rhein ein Präsent gemacht, ihn aber auch die Dukaten an die kaiserliche Kammer wieder zurückzuborgen persuadirt hatte." Ein noch größeres Glück aber war es, daß der Major Güldenfalk, der zwischen jenem Platze und Isum mit einigen Compagnien Dragoner auf Vorposten stand, und den Tataren nachsetzte, den Operationsplan, nebst den dazu gehörigen Rissen, und die übrigen Schriften des Feldmarschalls Lascy wiederfand, die die Tataren, als ihnen gänzlich unnütz, auf die Erde geworfen hatten.

Bei der Musterung zu Czariczinka fand Münnich an dienstbarer Mannschaft etwa 25000 Mann reguläre Feldtruppen, 10000 Mann reguläre Landmiliz, 20000 Kosacken und etwa 1000 nicht eingetheilte leichte Reiter, die auf Sold, oder auch nur auf Beute dienten. Die Infanterie war in ziemlich gutem Stande, die meisten Felddragonerregimenter aber schwach, und in Betreff des Materials von Seiten des Kriegscommissariats mit der gewöhnlichen Nachlässigkeit und Untreue verfahren worden. Hätte Münnich nicht aus eigener Sorgfalt und mit Benutzung particulärer Kriegskassen für 25000 Rubel Zwieback backen lassen, so würde er gar nicht haben marschiren können. Der Generalproviantmeister, den er unter Wache zu sich bringen ließ, hatte die Frechheit, sich mit der Ausrede entschuldigen zu wollen, daß er nicht gewußt habe, wo die Armee eigentlich zusammenkommen würde. Münnich richtete sich nun mit jenem Vorrath und mit dem, was die Regimenter an Zwieback bei sich hatten, so ein, daß die Armee zur Noth auf drei Monate versorgt war, traf aber Veranstaltung, daß eine

große Masse frischer Zwieback gebacken und der Armee von Zeit zu Zeit durch Convois und einige noch auf dem Marsche begriffene Regimenter nachgeführt werden sollte, und ließ den Generalmajor Trubetzkoi zurück, der den Generalproviantmeister anzutreiben und zu unterstützen, sowie für den Transport der Nachlieferungen zu sorgen hatte. Da der Feldmarschall dem Generalproviantmeister überdem gedroht hatte, er würde ihn, auf eigene Verantwortung und ohne Anfrage, aufhängen lassen, wenn er die vorgeschriebene Quantität nicht zur bestimmten Zeit liefern werde, so soll der Generalproviantmeister damals in der That fast Wunder gethan haben. Weniger leistete Fürst Trubetzkoi, welchen Münnich nicht so bedrohen konnte. Er schickte keineswegs ausreichend nach und der Transport war noch nicht geendigt, als die Armee schon wieder zurückkam. Selbst bei den Kosacken hatte sich der Feldmarschall über den nachtheiligen Einfluß der Corruption zu beklagen. Der im vorhergehenden Jahre verstorbene General Schukoffskoi, unter dem die Kosacken von Kleinrußland und die slabodischen Regimenter standen, war ein habsüchtiger Mann gewesen, infolge dessen fast alle Obersten der kosackischen Regimenter es durch Bestechung dahin gebracht hatten, daß er sie nicht in die Campagne commandirte. Der dadurch veranlaßten Ausgabe kamen sie dadurch wieder bei, daß sie von den vermögenden Hauptleuten, welche auch lieber zu Hause blieben, ihrerseits Geld nahmen, und diese entschädigten sich wieder bei den gemeinen Kosacken, von denen sie auch die Elite, gegen Bezahlung, zu Hause ließen. Ungeachtet Münnich, dessen Operationsplan Schukoffskoi auch sonst aus Eigennutz durchkreuzt hatte [1],

1) Hermann, Beiträge, S. 175.

sich über ihn beschwerte, wurde Schukoffskoi dennoch, nach Weißbach's Tode, zum Generallieutenant ernannt, starb aber bald darauf, worauf sich die Wahrheit der von Münnich über ihn erhobenen Beschwerden, für die Sache freilich zu spät, auswies.

Unter Münnich stand, bei diesem Armeecorps, zunächst der Prinz Ludwig von Hessen-Homburg (Bd. IV, 477 ff.), seit 1735 Generalfeldzeugmeister. Generallieutenant Ismailoff führte die Rückhut, Generallieutenant Leonczeff die Vorhut. Vor der letzteren marschirte noch ein starkes Commando der auserlesensten Leute, unter den Generalmajors v. Spiegel und v. Stoffeln [1]), welcher letztere zugleich als Generalquartiermeister fungirte. Die übrigen Generalmajors waren Fürst Repnin, Magnus, Graf Biron, Hein, Tarakanoff, Leslie, Struethoeff. Unterwegs wurden an bequemen Orten Redouten, Schanzen, Forts, Magazine, das Hauptmagazin aber am Ausfluß der Samara angelegt. Bei Kameni-Sadon stießen die saporogischen Kosacken, jedoch nur 3000 Reiter und 1500 Fußgänger stark, unter dem alten Koschewoi Maloczewicz zur Armee.

Von dem weiteren Marsche erwähnen wir nur, daß am 8. Mai der Oberst Witten mit etwa 4000 Mann, die zur Hälfte aus regulären Truppen, zur Hälfte aus Kosacken bestanden, mit der gesammten Macht der Ta-

---

1) Er wurde später Generallieutenant und Commandant von Oczakoff und starb im März 1746, stammte übrigens aus Franken. Sein Sohn war jener Christoph v. Stoffeln, der 1748 Generalquartiermeister bei dem russischen Hilfscorps in Deutschland war, 1757 die russische Avantgarde in Preußen führte, unter Peter III. Generallieutenant ward, 1764 in Polen, 1769 unter Golizyn gegen die Türken focht, commandirender General in der Moldau ward und im Juni 1770 in der Walachei starb.

taren in Conflict kam. Der Generalmajor Spiegel, der mit 340 Dragonern zu ihm sollte, um das Commando zu übernehmen, ward durch 15000 Tataren von ihm abgeschnitten. Da nun Münnich keine Nachricht erhielt, so ritt er, bevor noch das zur Hilfsleistung bestimmte Corps zum Abmarsch bereit war, mit seinem Adjutanten, dem Generalmajor v. Stoffeln, und dem Professor Juncker, nur von 82 Dragonern und 100 Kosacken bedeckt, voraus, versuchte vergeblich, die ihm entgegenkommenden flüchtigen Kosacken zum Stehen zu bringen, sah vielmehr auch seine eigenen Kosacken verschwinden und kam in dieser Verwirrung allmählich bis zu Spiegel. Ehe er diesen noch erreicht hatte, sah er die lange Linie Tataren, war aber ungewiß, ob es Freunde oder Feinde seien. Der Flügeladjutant Uliz und der Ingenieuradjutant Zimmermann ritten, um die Sache zu erkunden, an Spiegel vorbei und auf den Feind zu, wurden aber plötzlich von Tataren umringt, wobei Zimmermann niedergehauen, Uliz aber glücklich noch durch sein Pferd gerettet ward. Der Feldmarschall war inzwischen zu Spiegel gekommen, der ihm, auf die Frage, wie es stehe, mit seiner gewohnten Gemüthsruhe lächelnd antwortete: „Gnädiger Herr, hier liegen wir vor Anker," ihm aber rieth, sich in Zeiten zur Armee zurückzuziehen. Münnich traf noch einige Anordnungen und ließ seine eigene Dragonerbedeckung zur Verstärkung zurück, worauf er mit seinen Offizieren umkehrte. Stoffeln hatte er schon vorher zurückgeschickt, um den Marsch des Hilfscorps zu beschleunigen und einen Theil desselben sofort herbeizuführen. Als Münnich aber eine Strecke Weges von den Spiegel'schen Truppen entfernt war, sah er, daß 4—500 Tataren sich von ihrer Horde abtrennten und ihm seitwärts nachsetzten. Er befahl darauf seinem

Adjutanten Mengden, auf der andern Seite zu Spiegel zurückzukehren und die Escorte zu holen. Schon schwenkten die Tataren auf ihn ein, als die Escorte noch zur rechten Zeit in vollem Trabe herbeikam. Ihr Capitän, Namens Neumark, ließ sie zwischen den Feldmarschall und die Tataren reiten, sich in zwei Gliedern formiren und gegen die Tataren Front machen, worauf diese sich eilends zu den Ihrigen zurückbegaben. Eine ziemliche Strecke weiter kamen Leonczeff und Stoffeln mit dem Succurs und Münnich befahl ihnen, alle fünf Minuten drei Kanonenschüsse zu thun, was denn auch die Folge hatte, daß die Tataren, welche unaufhörliche, aber immer vergebliche Angriffe auf Witten und Spiegel gemacht hatten, gegen 7 Uhr abends plötzlich abließen und sich nach Perekop zu zogen. Spiegel hatte eine schwere Wunde im Unterleib durch einen Pfeilschuß davongetragen und Oberst Weißbach hatte drei Wunden erhalten. Sonst war der Verlust der Russen nicht beträchtlich.

Münnich war darauf gefaßt, noch eine Schlacht mit den Tataren bestehen zu müssen, bevor er vor Perekop anlangte. Der Khan hatte ein allgemeines Aufgebot der männlichen Bevölkerung vom 17. bis 70. Jahre verfügt, und den Männern waren noch einige hundert mit Säbel und Spieß bewaffnete Weiber gefolgt, die aber nicht die angenehmsten Amazonen vorgestellt haben sollen. Es waren zwar, außer den krimschen Tataren, nur die klein-nogaischen erschienen; indeß wurde die Zahl zum mindesten auf 100000, in den Aussagen der Gefangenen aber sogar auf 200000 geschätzt. Münnich marschirte vom 10. Mai an beständig im Quarré mit den Kosacken auf den vier Flügeln, und wunderte sich, daß der Feind ihm den letzten Brunnen vor Perekop, zu Czornoja-Delina, wohin er am 13. gelangte, unbestritten

ließ. Als er aber am 15. von da aufbrach und aus dem Thale aufwärts marschiren wollte, kamen die Tataren hinter der Höhe in ungeheurer Anzahl hervor und umzingelten die Armee. Münnich ließ diese sogleich Halt machen und sich in Positur setzen. Er besetzte jetzt das Quarré mit Geschützen und zog die Kosacken herein, wo sie hinter den Regimentern auf den Bagagewagen mit ihren gezogenen Röhren dem Feinde aufzulauern hatten. Es war strengste Ordre gegeben, das kleine Gewehr nicht eher abzufeuern, bis der Feind völlig zum Schuß und zum Eindringen nahe genug gekommen wäre. Die Tataren hatten zu allen Gegenanstalten reichliche Zeit gelassen, bevor sie zum Angriff schritten, den sie, nach ihrer Weise, mittels einzelner Haufen vornahmen, die sich von dem Hauptcorps abtrennten und auf die Russen losstürzten, immer aber durch die Wirkung der Kanonen und Haubitzen zurückgehalten wurden. In einen Haufen, der außer Kanonenschußweite hielt, ließ der Prinz von Hessen-Homburg durch den Hauptmann Tolstoy eine Bombe werfen, die mitten hinein auf einen leeren Platz fiel. Die Tataren bildeten einen Kreis um die Bombe und sahen neugierig zu, wie sie in der Erde wühlte, fuhren aber nicht garstig auseinander, als sie plötzlich platzte und die Stücke umherflogen. So hatte man dieses Spiel an zwei Stunden getrieben, ohne daß die Russen einen Flintenschuß gethan, oder einen Mann verloren hätten. Dann ließ der Feldmarschall Marsch schlagen und auf die Tataren losrücken, worauf diese sich sofort zusammenzogen und eilends nach Perekop zu zurückwichen. Noch an demselben Abend lagerte Münnich im Angesicht von Perekop und rückte am 17. unter die Kanonen. Ein Ausfall wurde von den donischen Kosacken zurückgeschlagen.

In der Krim hatte man den russischen Angriff so wenig erwartet, als zu Konstantinopel. Die Pforte hatte gewünscht, daß der Khan mit seiner Horde zum Entsatze von Asoff ziehen möchte, und er war eben im Begriff gewesen, zu einem in Konstantinopel deshalb abzuhaltenden Kriegsrath zu reisen, als ihn die Nachricht von der Annäherung der Russen aus Balaklava nach Perekop zurückrief. Münnich fand die Festung stärker, als er erwartet hatte, und die Umstände für eine lange Belagerung wenig günstig. Er beschloß daher, nachdem er durch seine Anstalten die Türken in den Wahn versetzt, daß er die rechte, kürzere Seite mit förmlichen Belagerungsarbeiten anzugreifen beabsichtige, plötzlich einen allgemeinen Sturm auf die linke, längere Seite zu unternehmen. Nachdem er am 19. diese Absicht einem Kriegsrath eröffnet, befahl er dem Prinzen von Hessen-Homburg, die Armee sofort in Bereitschaft zu setzen, sodaß sie in der Nacht nach rechts marschiren und mit anbrechendem Tage an dem zu bestimmenden Platze vor der Linie stehen solle. Der Prinz und die übrigen Generale verlangten noch einen Tag Zeit dazu, was aber der Feldmarschall mit der Bemerkung abschlug, daß ein Deserteur nur eine Werst zu laufen habe, um das Vorhaben zu verrathen. Dann schickte er Stoffeln zur Recognoscirung der Linie und Auswählung des vortheilhaftesten Platzes ab, der auch abends 6 Uhr zurückkehrte und seinen Rapport erstattete. Durch ihn erfuhr der Feldmarschall zuerst die ungewöhnliche Tiefe des Grabens, während es an Leitern und allen anderen Sturmgeräthschaften mangelte. Münnich sagte aber: „Gott und unserer braven Leute Herzhaftigkeit und geschickte Art, sich in allem zu helfen, wird uns glücklich hinaufbringen;

führen Sie uns nur so, Herr Generalmajor, daß wir in der Nacht den rechten Platz nicht verfehlen.

Nach 8 Uhr rückte die Armee aus, und nur Fürst Repnin der jüngere blieb mit 4000 Mann zur Deckung des Lagers zurück, von wo er mit Lösung des Geschützes einen falschen Lärm zu machen hatte, während dessen und die ganze Nacht hindurch die Armee, in drei Heersäulen, in der größten Stille marschirte und am 20. Mai früh gegen 8 Uhr an dem bestimmten Orte, welchen Stoffeln sehr geschickt gewählt hatte, auf dem Glacis der Linie stand, ohne daß der Feind das Geringste von ihrem Marsche wahrgenommen. Die Tataren waren in vollem Schlafe und der Khan in seinem ersten Morgengebete begriffen, als der Angriff anhob, daher alles bei ihnen in der größten Bestürzung und der meiste Theil mehr auf Flucht, als auf Gegenwehr bedacht. Wer sich widersetzen wollte, wurde von den ersten Regimentern, die die Brustwehr erstiegen und sich hinter derselben formirt hatten, niedergehauen oder gefangen genommen, und in weniger als einer Stunde war die ganze Armee innerhalb der feindlichen Werke. Die erste Fahne pflanzte ein deutscher Fähnrich, Rosenberg, auf die Brustwehr. Ein Regimentspriester, der gleichfalls mit unter den Ersten war, die die Brustwehr erstiegen, rief fortwährend den Soldaten, unter Vorhalten des Kreuzes zu: sie sollten sich nicht scheuen; die Sache sei Gottes und der Kaiserin. Die Mittel, durch welche die Soldaten den Mangel der Sturmgeräthschaften ersetzten, waren ebenso mannichfaltig, als seltsam. Ein Theil machte mit den Flintenkolben und Beilen Stufen in die Erde; ein anderer steckte die Schweinsfedern von den spanischen Reitern in den Wall und stieg so hinauf. Viele legten ganze spanische Reiter als Leitern an. Die meisten steckten die Köpfe zwischen

die Beine ihrer Vormänner, halfen ihnen so hinauf und wurden von den Nachfolgenden in gleicher Weise hinaufgehoben. Dabei zogen alle Infanterieregimenter auch noch ihre Kanonen, deren jedes zwei führte, mit hinauf. Bei dem ganzen Angriff hatten die Russen nur 7 Todte und etwas über 170 Verwundete, und ohne folgenden Vorgang würden sie nicht einmal soviel Verlust gehabt haben. In einem Castell, in welchem der Khan selbst geschlafen hatte, lagen 40—50 Türken und einige vornehme Tataren, die sich nicht ergeben wollten, sondern fortwährend mit Kanonen und Flinten schossen. Der Feldmarschall rief dem nächsten Regimente zu: es solle ein Offizier mit einiger Mannschaft die Treppe hinaufsteigen, die Thüre aufschlagen lassen und hineindringen. Zu diesem Geschäfte meldete sich der Hauptmann v. Manstein und nahm 20 Grenadiere mit. Die Türken schossen durch die Thüre und verwundeten einige. Als aber die Thüre aufgestoßen war, fielen sie dem Hauptmann zu Füßen und baten um Pardon. Manstein hielt nun auch die Seinigen von dem Gemetzel ab und nahm bereits die Waffen der Gefangenen in Empfang, als ein Dragonergrenadier hereinkam, in voller Wuth zu dem Hauptmann sagte: „Herr Capitän, was machen Sie? wir müssen die Canaillen nur bewachen, wenn sie zu Gefangenen gemacht werden; sterben müssen sie, damit sie keinen von uns ferner zum Sklaven machen," und darauf dem nächsten Gefangenen das Bajonnet durch den Leib stieß. Nun vertheidigten die Türken ihr Leben. Dem Capitän wurde der Zopf glatt vom Kopfe weggehauen; ein Hieb prallte von dem Ringkragen ab; zwei andere bekam er über die linke Hand. Zuletzt wurden aber die Türken sämmtlich niedergehauen. Während man darauf mit dem Beutemachen beschäftigt war, explodirte das

Pulver im Keller, zum Glück aber nicht nach oben, sondern auf die Seite, sodaß nur zwei Mann dabei umkamen, und der Hauptmann mit seinen übrigen Leuten sich noch davonmachen konnte, bevor das Gewölbe einfiel.

Der Khan war noch zur rechten Zeit auf ein Pferd gesetzt und fortgeschafft worden, hatte aber seine Sachen zurücklassen müssen, unter denen man, außer einigen Säcken Dukaten, auch ein langes englisches Perspectiv fand, das ihm Peter der Große geschenkt hatte und dessen sich Münnich dann den Feldzug über bediente. Nach Einnahme des Platzes fand man auch, daß die Befestigungen desselben doch nicht geeignet gewesen wären, eine lange Belagerung auszuhalten, sowie es auch sonst an rechten Vertheidigungsanstalten gemangelt hatte. Die Thürme und Castelle flankirten die Linie nicht gehörig; die Schießlöcher waren zu enge, sodaß die Kanonen nicht nach unten gerichtet werden konnten, und die Tataren ihre Feinde nur mit Pfeilen und kleinem Gewehr, oder mit dem Säbel abzuwehren versuchen konnten. Die neue Brustwehr war noch nicht zur Hälfte in die Höhe geführt und das ältere Mauerwerk völlig morsch. Mit der Flucht des Khan war auch im Commando allgemeine Verwirrung ausgebrochen. Der größte Theil der Tataren hatte sich auf der andern Seite befunden und war, statt den Angegriffenen zu Hilfe zu eilen, geflüchtet. Als der Feldmarschall auf die andere Seite rückte, was noch an demselben Vormittage geschah, fand er nur noch das letzte Castell von Janitscharen besetzt, die sich anfangs vertheidigen wollten, aber, als einige Regimenter mit Artillerie herankamen, gleichfalls, unter Zurücklassung von vier Kanonen und beträchtlicher Munition, die Flucht ergriffen. Nachdem Münnich sein Lager im Angesicht des Feindes aufgeschlagen, gab er die Stadt der

Plünderung preis, bei der man eine ungeheuere Menge von Kaufmannsgütern erbeutet haben soll. Inzwischen wurde die Citadelle aufgefordert, die sich auch 21. Mai mittels Capitulation ergab. Früh nach 8 Uhr dieses Tages rückte die in 2554 Janitscharen und Spahis bestehende Garnison, unter der sich 500 Mann von der Garde des Kapudan-Pascha befanden, aus der Citadelle. Bei Ankunft des Feldmarschalls beglückwünschte ihn der zeitherige türkische Commandant der Festung und der Linie, der alte Janitscharenaga Ibrahim, im Namen der Besatzung wegen Einnahme dieses wichtigen Platzes. Es wurden ihm, nebst den Schlüsseln der Stadt, Verzeichnisse der Kanonen, deren man, außer den eisernen, 84 metallene fand, und der beträchtlichen Munition übergeben. Die Garnison streckte das Gewehr; der Feldmarschall ließ sie die Revue passiren und zählen, zog dann unter Abfeuerung der Kanonen in die Stadt und speiste daselbst mit der sämmtlichen Generalität zu Mittag. Nach der Capitulation hätten der Besatzung die Waffen zurückgegeben und hätte sie nach Kosloff oder Oczakoff convoyirt werden sollen. Münnich hielt sich jedoch für berechtigt, die Erfüllung der Capitulation in diesem Punkte zu suspendiren, bis der Khan die bei Ausbruch des Krieges angehaltenen russischen Kaufleute freigelassen haben würde, wie die Russen hinsichtlich der krimschen Kaufleute gethan hatten. — Am 23. Mai feierte Münnich ein Dankfest für die Eroberung Perekops, davon er die Nachricht durch Fermor nach St. Petersburg bringen ließ.

Er war nicht gemeint, sich mit diesem Erfolge zu begnügen, sondern beschloß, weiter zu dringen, ungeachtet man nicht nur großen Verlust an Pferden erlitten, sondern auch die Hälfte des keineswegs reichlichen Pro-

viants aufgezehrt hatte und ein guter Theil des Restes durch das Regenwetter verdorben war. Nur insofern ließ er sich durch diese Umstände zu einiger Aenderung seines Planes bestimmen, als er jetzt nicht mehr, um die Verbindung mit Asoff zu gewinnen, nach links auf Jenikale und Kertsch, sondern nach rechts auf Kosloff marschiren wollte, wo er Unterhalt und Beute für die Armee zu finden erwartete und durch welchen Marsch er zugleich die Tataren vollends zu ruiniren gedachte. Die Generale und namentlich der Prinz von Hessen-Homburg, der die Strapazen nicht geliebt haben soll, waren anderer Meinung; aber Münnich bestand auf seinem Sinne, und von der damaligen Differenz datirt man die Spannung zwischen Münnich und dem Prinzen, welche später für ersteren verhängnißvoll werden sollte, während er sie zunächst für bedeutungslos halten konnte und in der That den mehrfachen Schritten zur Aussöhnung, die der Prinz gethan habe, nicht entsprochen haben soll. — Münnich besetzte Orkazi und die Linie mit einem Regiment Dragoner und einem Fußregiment, unter Oberst v. Dewitz, der in nur drei Jahren Commandant von Derbent, von Thorn und von Orkazi war, noch in demselben Jahre 1736 Commandant von Riga, bald darauf aber Generalmajor und wieder zur Armee geschickt wurde. Leonczeff und Stoffel wurden mit 7000 Mann und einem Theil der Feldartillerie, nebst 500 gefangenen Türken, zunächst zur Arbeit vor der Linie und, als Generalmajor Tarakanoff mit 5000 Mann Landmiliz zu ihnen gestoßen, gegen Kinburn geschickt. Münnich selbst brach am 24. Mai mit der Hauptarmee auf und drang tiefer in die Krim ein, wobei jedoch die Truppen großen Mangel litten. Man warf Münnich vor, daß er, in Verfolgung seiner militärischen Zwecke, auf die

Beschwerden der Soldaten allzuwenig Rücksicht genommen, und wenn man auch über den politisch-militärischen Gehalt dieses Vorwurfs verschiedener Meinung sein kann [1]), so kann doch jener Umstand dazu beigetragen haben, daß Münnich die Liebe und Anhänglichkeit der Truppen nicht in dem Maße zu Theil ward, wie er es später vielleicht zu wünschen Veranlassung bekam. Uebrigens mag in dem damaligen Rußland die größere Schonung der Soldaten von Seiten anderer Generale auch weniger aus Humanitätsgefühl, als aus eigener Bequemlichkeitsliebe geflossen sein. — Münnich übersah sonst die Leiden der Soldaten nicht und suchte, ihnen Muth einzusprechen. Als er am 26. früh, nachdem das Zeichen zum Aufbruch gegeben, die im Quarrée en parade stehende Armee, seiner Gewohnheit nach, umritt, rief er den Soldaten zu: „Kinder, seid guten Muthes, wir werden bald an Fleisch und gutes Wasser kommen", worauf die nächststehenden antworteten: „Gott gebe es! es ist nöthig, Vater." — Der Feind that der Armee wenig Schaden. Zwar fielen bei dem Uebersetzen über die kleinen Flüsse, Meerbusen und Thäler verschiedene Scharmützel zwischen den russischen Kosacken und Husaren und den Tataren vor, aber sobald die regulären Truppen anrückten und die erste Kanone Feuer gab, ergriffen die Tataren allemal die Flucht. Am 27. Mai gegen Mittag versuchte der Sultan Galgan, d. h. der tatarische Erbprinz, einen Hauptangriff, hielt aber nach abgewarteter Kanonade nicht lange Stand und verlor einige Fahnen und eine ziemliche Anzahl Verwundeter. Man

---

1) Ein entschiedener Fehler scheint es gewesen zu sein, wenn es wahr ist, daß er den Marsch regelmäßig erst einige Stunden nach Tagesanbruch antreten ließ, statt die Nachtkühle zu benutzen.

hatte bei dem Feinde Spahis und einige Kanonen wahrgenommen, weshalb man die Gefangenen befragte, bei welcher Gelegenheit man erfährt, daß man zu jener Zeit noch barbarisch genug war, wenn die Gefangenen nicht gutwillig die Ihrigen verrathen wollten, die Folter anzuwenden! Erst nach peinlicher Befragung gestanden sie, daß der Kapudan-Pascha, da es ihm nicht gelungen, einen Succurs nach Asoff zu werfen, einige tausend Mann bei Kaffa ans Land gesetzt hätte. War diese Kenntniß so wichtig, daß man sie durch unmenschliche Grausamkeit erkaufen mußte? Und sagte man sich nicht, daß ein solches Verfahren auch dem Feinde das Recht gebe, ebenso zu handeln?

Am 28. marschirte die Armee bis zu dem schmalen Meerbusen Baltschika, wo der Feind sich wieder sehen ließ und die Passage streitig machen wollte. Bei dieser Gelegenheit entstand bei dem Uebergang eine Oeffnung in einem Quarré und ein paar hundert Tataren stürzten sich hinein. Die Kosacken, die auf den Bagagewagen standen und für einen solchen Fall zu feuern beauftragt waren, krochen statt dessen unter die Wagen, und die Sache hätte immerhin nachtheilig werden können, wenn die Tataren der Versuchung hätten widerstehen können, die Bagage zu plündern. Während sie sich dabei aufhielten, gewann man Zeit, die Ordnung herzustellen und die Tataren, soweit sie nicht wieder zu entkommen vermochten, theils niederzuhauen, theils gefangenzunehmen. [1]) — Am 29. erhielt der Feldmarschall Nachricht, daß die Tataren bei einem Süßwasserpfuhl

---

[1]) So stellt sich der Vorgang, nach einer Combinirung der Berichte Juncker's (Hermann, Beiträge, S. 200) und Büsching's (Magazin, Bd. III, 427) dar.

Namens Czotczambak lagerten, den Russen dieses Wasser streitig zu machen vorhätten, übrigens aber, in gänzlicher Ermüdung, sich festem Schlaf überlassen hätten. Er detachirte daher sofort den Generalmajor Hein, mit einer hinlänglichen Anzahl leichter Reiter und einigen Kanonen, und befahl ihm, während der Nacht auf das feindliche Lager loszureiten und es bei anbrechendem Tage anzugreifen, wobei er sich zum Angriffe nur regulärer Truppen zu bedienen und die irregulären zur Verfolgung des Feindes bereit zu halten hatte. Man glaubte, hier endlich eine Gelegenheit zu haben, den Feind zu fassen und ihm einen tüchtigen Schlag beizubringen. Zum Unglück verhielt sich Hein aber ängstlich und unentschlossen, und übernahm, in zu schwerem Gefühle seiner Verantwortlichkeit, die viel schwerere Verantwortlichkeit, von seinen Ordres abzugehen. Er marschirte theils nur langsam; theils machte er, etwa 11 Werste von dem Feinde, Halt, berathschlagte mit den Stabsoffizieren und ließ sich, namentlich durch den Obersten v. Boy, den Schwiegersohn des Feldmarschalls Lascy, bestimmen, die Leute absitzen zu lassen und Quarré zu formiren. Vergebens stellte ihm der Oberst v. Stockmann von der Landmiliz vor, daß das Quarré unnöthig sei, da man keine Bagage bei sich führe, und so nur den Marsch und den Angriff ohne Noth erschwere. Vergebens sagte ihm der Starschin der donischen Kosacken, Iwan Basiljowicz Froloff: „Herr Generalmajor, wenn Sie das thun, so handeln Sie weder als ein rechtschaffener Soldat, noch als ein treuer Diener Ihrer Majestät, und ich gebe keine Pfeife Taback für Ihren Kopf; wenn Sie nicht Ordre pariren, so will ich zeigen, daß mein Säbel nicht so fest steckt, wie Ihr Degen." Hein blieb bei seinem Vorsatz, während Froloff mit den doni-

schen Kosacken, denen auch die saporoger und die Husaren folgten, vorrückte und in der That am frühen Morgen des 30. die Vorposten des Feindes überrumpelte, niederhieb, in das Lager eindrang, nach allen Seiten hin die in tiefen Schlaf begrabenen Tataren metzelte und bis an das Zelt des Sultan Galgan gelangte, der nur eben noch die Zeit gewann, sich auf ein Pferd zu schwingen, während sein Gefolge niedergehauen, sein Roßschweif und die Hauptfahne, nebst fünf andern und dem ganzen Gepäck, erbeutet wurden. Wäre jetzt Hein zur Stelle gewesen, so hätte man einen entscheidenden Sieg erfechten können. So aber ermannten sich die Tataren, als sie sahen, daß sie es nur mit Kosacken zu thun hatten, und Froloff mußte sich zurückziehen, was er zwar mit Erhaltung der Beute, aber doch mit Verlust von mehr als 100 Mann bewerkstelligte. Münnich ließ dem General Hein den Degen abfordern und er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihm, nach Juncker, den Kopf abgesprochen haben soll, worauf er mit Sibirien begnadigt worden wäre. Nach Büsching wurde er verurtheilt, Rang und Adel zu verlieren und als gemeiner Dragoner unter der Miliz zu dienen.

Die Tataren hatten bei dem Anrücken des Succurses das Weite gesucht, und die Armee marschirte ungehindert auf Kosloff zu, in dessen Nähe sie am 4/15. Juni ankam, und das sie von allen Feinden verlassen fand, sodaß sie ohne Widerstand einzog. Sie fand hier eine Anzahl Kanonen, viel Getreide, brachte an 20000 Schafe zusammen, und machte in einer Stadt, die eine lebhafte Handlung trieb und seit mehr als 500 Jahren keinen Feind gesehen hatte, so viel Beute, daß man gar nicht alles mit fortbringen konnte. — Am 6./17. Juni hörte man eine Kanonade. Es war Generalmajor Leslie, der

mit nur 300 Mann und 2 Kanonen zur Armee marschirte, etwa anderthalb Meilen davon aber von großer Uebermacht angefallen ward. Man schickte ihm Fürst Repnin mit 3000 Mann zur Hilfe; er hatte aber den Feind, nach einem mehrstündigen Gefechte, bereits zurückgetrieben, und u. a. einem vornehmen Tataren, der etwa 20 Schritt vor der Fronte gestanden, persönlich mit dem Degen niedergestoßen und ihm einen schönen Panzer und einen kostbaren Säbel abgenommen. Von Kosloff marschirte man, unter geringen Anfechtungen von Seiten der Tataren, bis gegen Bakczisarei, das man am 17./28. Juni ins Gesicht bekam. Auch hier waren alle Einwohner ins Gebirge geflüchtet. Drei Linien der Russen blieben unter Gewehr stehen; die vierte wurde in die Stadt geschickt, um Beute zu machen, während man den Feind durch leichte Reiter beobachten ließ. Gegen Mittag, als die Russen in voller Plünderung der Stadt begriffen waren, kamen die Tataren plötzlich aus dem Gebirge hervor, und nachdem sie die Janitscharen, die sie hinter sich auf den Pferden sitzen gehabt, abgesetzt und so zwischen sich eingestellt hatten, daß allemal zwischen zwei Tataren oder Spahis ein Janitschar stand, fielen sie mit großer Wuth auf die Husaren und Kosacken ein, die sich jedoch lange genug hielten, um die fünf Regimenter herankommen zu lassen, welche Münnich selbst mit Leslie herbeiführte. Der Feind hielt die ersten Kanonenschüsse aus. Als aber der Feldmarschall mit der Infanterie in Sturmschritt vordrang und mit dem kleinen Gewehr pelotonweise feuern ließ, setzten sich die Janitscharen wieder hinter die Tataren zu Pferde und eilten in die Berge zurück. Bei dem ersten Angriff hatten sie den Kosacken eine Kanone genommen, deren Fortführung ihnen schwerfiel. Ein

russischer Lieutenant, der dies bemerkte, bat den Feldmarschall, sie ihnen abnehmen zu dürfen, und bewerkstelligte dies rasch und muthvoll, worauf er sofort zum Hauptmann ernannt ward. Glücklicher waren die Tataren bei einem gleichzeitigen Angriff gewesen, den sie auf die Troßknechte machten, welche die Pferde nach einigen etwas abliegenden Brunnen zur Tränke geritten hatten, und deren Bedeckung zu schwach war, die Feinde abzuwehren. Hier wurden viele theils getödtet, theils gefangen, auch eine Kanone genommen, und General Spiegel kam zu spät, den Tataren den Rückzug zu versperren. Es war dies aber der einzige Vortheil, den sie in der ganzen Campagne davongetragen.

Nachdem der Feldmarschall den Palast des Khans besichtigt und die vergoldeten Thurmknöpfe und Halbmonde von der Moschee hatte abbrechen lassen, wurde die Stadt in Brand geschossen. — An demselben Tage kamen Adam Eworka, ein Ungar, der vormals in Ragozi's Diensten gestanden und als französischer Consul bei dem Khan gewesen war, und Andreas Butowski, ein Pole, den der polnische Kronfeldherr Potocki, angeblich wegen Grenzbeschwerden, an den Khan geschickt gehabt. Sie hatten sich in die Gebirge geflüchtet gehabt und begaben sich jetzt unter russischen Schutz. — Die Mittheilungen, die sie über die Lage der Feinde machten, hätten den Wunsch des Feldmarschalls, nach Kaffa zu dringen, nur verstärken können. Indeß nöthigte ihn der starke Abgang an Pferden und die in der Armee ausbrechenden, wol hauptsächlich durch das schlechte Trinkwasser hervorgerufenen Epidemien, denn doch, den Rückweg nach Perekop zu suchen. Um jedoch diese Absicht zu verdecken und zugleich noch weitere Gegenden der Krim zu verheeren, richtete er den seit dem 18./29.

Juni angetretenen Marsch so ein, daß die Feinde immer noch in der Meinung blieben, es gehe auf Kaffa los, weshalb sie denn ihre Operationen auf Deckung dieser Richtung berechneten, zumal in derselben die eigenen Besitzungen des Galga-Sultan lagen, der, bei dem hohen Alter des Khans, der eigentliche Kriegsführer war. Indeß ging es auch bei diesem Zuge wie gewöhnlich: die Tataren machten von Zeit zu Zeit an einem geeigneten Punkte, wo eine andere Truppe ihrem Feinde gar bedenkliche Schwierigkeiten bereitet haben würde, Halt, ließen es aber nie zu einem ernsten Gefecht kommen, sondern zogen sich stets sogleich zurück, sobald die Russen ihnen nahe kamen. An dem Salgyra traf man wieder einmal die ganze Macht der Tataren, und hier blieben sie auch solange stehen, bis sie die Russen, die einen Berg herabrückten, mit ihren vier Kanonen bestreichen konnten. Münnich kümmerte sich nicht im geringsten um sie, sondern ließ ruhig den Marsch fortsetzen. Der Prinz von Hessen-Homburg, der mit all diesen Zügen nicht einverstanden war, weil er wahrscheinlich gern so rasch als möglich in guten Quartieren gewesen wäre, machte aber Vorstellungen gegen das Beharren auf einer dem feindlichen Feuer so ausgesetzten Marschrichtung. Münnich erwiderte: der Prinz möge nur die Gnade haben und seine Artillerie gleichfalls anrücken lassen, worauf der Feind auf die erste Salve das Weite suchte.

Es gehörte dieser Vorgang in die Reihe der Mishelligkeiten, die sich zwischen Münnich und dem hessischen Prinzen schon seit jenem Kriegsrath in Perekop entsponnen hatten. Nach Juncker's nicht unwahrscheinlicher Vermuthung waren es übrigens eigentlich die Russen, namentlich General Ismailoff, welche die Bolzen drehten,

die der Prinz, dem sie überdies wegen seines wohlversehenen Küchen- und Weinwagens schmeichelten, verschoß. Schon auf dem Marsche nach Bakczisarei hatte er 28 Remonstrationspunkte gegen die Art der zeitherigen Operationen übergeben, worauf ihm der Feldmarschall durch den Adjutanten, der die Schrift überbrachte, sagen ließ: er lasse Sr. Durchlaucht sein Compliment machen, habe aber jetzt weder Zeit, die ihm überschickte Schrift zu lesen, noch, sie zu beantworten. Bei Bakczisarei soll er so weit gegangen sein, seinen Freunden vorzuschlagen, daß sie, falls der Feldmarschall weiter marschiren wolle, sich widersetzen und im Nothfalle den Feldmarschall gefangen nehmen wollten. Die Rathgeber des Prinzen mochten aber doch besorgen, daß sie dabei leicht ihre Köpfe verlieren könnten, und brachten ihn davon ab. [1]) — Bald nach dem Vorgange am Salgyra versuchte der Prinz, dem Feldmarschall dadurch eine Verlegenheit zu bereiten, daß er ihm eine Liste vorlegte, wonach er zum Transport der Geschütze und der Munition noch 2000 Pferde verlangte. Münnich ließ ihm darauf zunächst antworten: da der Prinz Generalfeldzeugmeister sei, so werde es ihm hoffentlich nicht an Vorschlägen fehlen, wie man sich in der Sache helfen könne. Der Prinz, in der Meinung, daß Münnich in der That keinen Rath wisse, erklärte, daß er nichts vorzuschlagen habe, worauf ihm der Feldmarschall zurücksagen ließ, wenn Sr. Durchlaucht kein Rath bekannt wäre, so wolle er selbst Rath schaffen, und nun den hetmanschen

---

1) Nach Büsching's Darstellung (a. a. O. S. 435) beschwichtigten sie ihn dadurch, daß sie dafür die schriftliche Vorstellung in Vorschlag brachten. Es stimmt dies aber hinsichtlich des Ortes und der Zeit nicht mit Juncker's Angabe (a. a. S. 219).

Kosacken, von denen ohnedies, nach ihrem zeitherigen schlechten Verhalten, keine sonderlichen Dienste zu erwarten waren, den Befehl ertheilte, ihre Reitpferde anzuspannen und, gegen das gewöhnliche Postgeld, die Artillerie damit fortzuschaffen, was auch glücklich von statten ging, bis man den General Leonczeff traf, welcher frische Pferde hatte.

Nachdem man noch am 22. Juni (3. Juli), durch Generallieutenant Ismailoff und Generalmajor Biron, mit 1000 Mann und 10 Kanonen, die 3 Werst vom Lager entfernte Residenz des Galgan-Sultan, Achmed-Schet oder Sultan-Serey geheißen, hatte überfallen und in Brand stecken, die umliegenden Dörfer aber ausfouragiren lassen, lenkte man am 25. Juni (6. Juli) nach Perekop um, auf welchem Wege man nur kleine feindliche Haufen fand, die man leicht verjagte. Am 3./14. Juli brachte ein Kurier die Nachricht, daß Asoff übergegangen sei, sowie man auch ungefähr gleichzeitig die Einnahme Kinburns erfuhr. Der Feldmarschall ließ daher am 4./15. die Armee Halt machen und unter gewaltigen Freudesalven das Tedeum singen, zugleich aber die Türken durch zwei Gefangene, die bei dieser Gelegenheit wieder in Freiheit kamen, von den Anlässen dieser Feierlichkeit benachrichtigen, worauf sie sich vollends von der russischen Armee entfernten, welche am 6./17. Juli wieder bei Perekop anlangte. Münnich hatte die Absicht gehabt, hier nur die Armee sich ausruhen zu lassen, Verstärkungen an sich zu ziehen, Proviant zu beschaffen und dann nochmals gegen den Feind aufzubrechen. Bei seiner Ankunft fand er aber alles anders, als er für diesen Plan vorausgesetzt hatte. Lascy war zu lange vor Asoff beschäftigt gewesen, als daß er ihm rechtzeitig hätte Truppen und Proviant zuführen können, und als

er sich endlich, auf durch Münnich erwirkten unmittelbaren Befehl der Kaiserin, auf den Weg machte, erfuhr er unterwegs, daß die Armee schon auf dem Rückweg nach Perekop sei, und kehrte in die Ukraine zurück. Schlimmer noch war, daß ein ansehnliches Convoi, dessen Führung man einem jungen, unverständigen Capitän vertraut hatte, der noch vor kurzem Page bei der Prinzessin Elisabeth gewesen war, und dessen Unvorsichtigkeit weit genug ging, um den Soldaten zu gestatten, ihre Flinten auf Wagen zu packen und sich nachfahren zu lassen, von den Tataren überfallen worden war, welche die Mannschaft niedermetzelten und den Proviant, soweit sie ihn nicht mitnehmen konnten, zerstörten. Nur General Arekczef hatte mit zwei Regimentern Dragoner auf 15 Tage Brot für die Armee herbeigeschafft und mit dieser Gelegenheit waren auch viele Marketender mit Wein und andern Lebensmitteln gekommen. Ebenso brachte Oberst Wedel am 7./18. Juli, mit drei Dragonerregimentern, einen Transport Lebensmittel, was aber alles nur ausreichte, den Truppen einige Erholung zu verschaffen, nicht aber, sie für einen neuen Zug in die verwüstete Krim auszurüsten. So erwirkte denn Münnich die Erlaubniß, die Armee in die Ukraine zurückzuführen.

Vorher hatte er auch mit dem Generalmajor Karl Magnus v. Biron, einem Vetter des Oberkammerherrn, einen Streithandel gehabt, bei dem sich aber der letztere anständig und taktvoll verhielt. Da die Pferde in Massen fielen und Münnich besorgte, es möchten durch den Gestank der verwesenden Thiere neue Krankheiten entstehen, so traf er Anstalten, sie einscharren zu lassen, und beauftragte Biron mit der Ertheilung der desfallsigen Anordnung. Dieser aber fand diesen Auftrag beleidigend, er-

klärte, daß sein Vater „kein Racker“ gewesen, und wurde so anzüglich, daß Münnich ihn zunächst, um ihn loszuwerden, mit Convoyirung der Kranken, die der Armee voraus in die Ukraine zurückgehen sollten, beauftragte, und dann dem Oberkammerherrn über das Benehmen seines Vetters schrieb, der denn auch dem letztern dasselbe nachdrücklich verwies und ihm den Strafbrief offen durch Münnich zukommen ließ.

Bevor man den Rückmarsch antrat, wurden die Linie und die Befestigungen von Perekop zum großen Theile geschleift und gesprengt. Die Tataren belästigten die heimkehrenden Russen, zu denen am 9./20. August auch General Leonczeff, nachdem er Kinburn gesprengt hatte, stieß, wenig oder gar nicht. Um sie zu beobachten und zugleich ihre Schleifwege und Furten genauer zu erkunden, war General Spiegel mit fünf Regimentern und 2000 Kosacken detachirt worden und noch nicht zurück, als die Armee ihren Rückmarsch antreten mußte. Münnich schickte ihm den Obersten Stockmann mit einer kleinen Verstärkung nach, die sich auch glücklich zu ihm durchschlug und mit ihm vereint über Bachmuth wieder zur Armee gelangte. Sie hatten glücklich die, bisher den Tataren allein bekannt gewesene, später den Russen gar dienliche Furt durch die Faule See entdeckt. Als man am 4./15. Sept. an dem Samara ankam, zählte keines der Regimenter, die beim Beginne des Feldzuges jedes 1500 Mann stark gewesen waren, noch 600 diensttüchtige Leute. Während der Feind nicht 2000 Mann getödtet oder gefangen genommen hatte, waren an 28000 durch Mangel und Krankheiten umgekommen. Nur Leonczeff's Corps hatte wenig Verlust gehabt, da es nach der Uebergabe Kinburns ruhig bei dieser Stadt stehen geblieben war und sich gepflegt hatte.

Nach der Rückkehr hatte Münnich noch mit den Nachwirkungen der gegen ihn betriebenen Machinationen der misgünstigen Generale zu kämpfen. Der Prinz von Homburg hatte heimlich an den Oberkammerherrn Biron geschrieben und das Verfahren des Feldmarschalls in dem ungünstigsten Lichte dargestellt. Obwol nun Biron auch diesmal so ehrenhaft gewesen sein soll, Münnich den Denunciationsbrief des Prinzen zu übersenden, so hatte dieser Brief doch am Hofe Eindruck gemacht und mag auch von den sonstigen Gegnern des Feldmarschalls benutzt worden sein. Münnich ward nach St. Petersburg berufen, und sollte sich vor einem Kriegsgericht verantworten, an dessen Spitze der Feldmarschall Lascy gestellt ward, von dem man wußte, daß er mit Münnich gespannt war. War er nun dies auch wirklich, so war er doch auch durch und durch ein echter Soldat, folglich ein Ehrenmann, der auch Gegner und Nebenbuhler nur mit ehrenhaften Waffen bekämpfen konnte, und dabei selbst ein so ausgezeichneter Militär, daß er die Verdienste Münnich's vollständig zu würdigen wußte. Er hat, sei es nun daß er den ihm angetragenen Vorsitz ablehnte und damit die ganze Sache ins Stocken brachte, oder daß er in dem Kriegsgericht als Vertheidiger Münnich's auftrat, jedenfalls die Grundlosigkeit der gegen Münnich erhobenen Anklagen darthun helfen und das Weitere bewirkte Münnich's persönliches Erscheinen, sodaß er, statt einer Verantwortung zu unterliegen, vielmehr mit Gnadenbezeigungen belohnt zur Armee zurückkehrte. Die Kaiserin schenkte ihm die Güter in der Ukraine, die Graf Weißbach, auch ein Gegner und Nebenbuhler von ihm, besessen hatte und die nach dessen Tode an die Krone zurückgefallen waren.

Münnich kam gegen Ende des Februars 1737 in

sein Hauptquartier Kiew zurück, wo er zunächst mit ganzem Eifer an Vollendung der Rüstungen zum nächsten Feldzuge arbeitete. Wie die Regimenter durch 40000 Rekruten wieder vollzählig gemacht wurden, so wußte Münnich auch ihre Ausrüstung und Verproviantirung mit solcher Kraft und Sorgfalt zu betreiben, daß die Uebelstände und Entbehrungen des vorigen Jahres soweit möglich vermieden wurden. Um die Mitte des März bekamen alle Regimenter Befehl, sich marschfertig zu halten, und zu Anfang des April verließ die ganze Armee ihre Quartiere, worauf sie zu Ende desselben an drei Punkten über den Dnieper ging. Sie bestand aus 63 Bataillonen Fußvolk, zwei Gardeschwadronen, einer Schwadron Kürassiere, 145 Schwadronen Dragoner, 1500 Husaren, 13000 Kosacken, 3000 Mann vom Artillerie- und Ingenieurcorps mit zahlreichen Geschützen. Die Gesammtstärke ward auf 60—70000 Mann geschätzt. Unter dem Feldmarschall fungirte auch diesmal der Prinz von Homburg als Generalfeldzeugmeister. Außer Leonczeff nahmen diesmal auch der General Rumänzoff (Bd. VI, S. 358) und die Generallieutenants Keith, Karl Biron und Löwendahl (Bd. III, S. 195 fg.) an dem Feldzug theil. Auch Stoffeln, Waliji Repnin, Magnus Biron, Arakczeff, Tarakanoff begegnen wir wieder. Als Freiwilliger wohnte dem Feldzuge der einer anscheinend so glänzenden und nachmals doch so unglücklichen Laufbahn bestimmte Prinz Anton Ulrich von Braunschweig bei, und hat sich als eine gute Stütze für Münnich erwiesen, da er sich ebenso bescheiden, als unverdrossen zeigte und treu zu dem Feldherrn hielt.

Gegen Ende des Juni ging die Armee über den Bug, wo verschiedene ausländische Offiziere zu ihr stießen, die den Feldzug als Freiwillige mitmachen wollten. Auch

kamen hier mehr als 28000 Proviantwagen und 2000 Kameele zu ihr, von welchen letzteren jede Compagnie zwei bekam. Wie die Armee den Bug verließ (2. Juli), begann sie im Quarré, nämlich in drei Vierecken, die einander unterstützten, zu marschiren. Der Marsch war auf Bender gerichtet, indem der Feldmarschall die Feinde durch diese Scheinbewegung zu verleiten hoffte, von Oczakoff Truppen nach Bender wegzuziehen. Ob sie das wirklich gethan, darüber lauten die Nachrichten verschieden; jedenfalls aber fand man Oczakoff, vor dem man am 10. ankam, stark besetzt und befestigt. Um den Russen die Fourage zu entziehen, hatten die Türken alles Gras von Janczikra an bis Oczakoff und vier Meilen umher verbrannt. Kurz vor Ankunft der Russen erhielt die bereits an 15000 Mann starke Besatzung noch eine Verstärkung von 7000 auserlesenen Bosniaken und Arnauten. Wie die Russen sich vor dem Platze lagerten, nachdem sie ein vierstündiges Reitergefecht bestanden, ließ der Gouverneur, Mustafa Pascha, die Vorstadt in Brand stecken.

Das Schlimmste für die Belagerer war, daß die Flotte, welche derselbe Fürst Trubetzkoi, dessen Anstalten zur Versorgung der Armee schon im vorigen Jahre so saumselig gewesen waren, den Dnieper herabführen sollte, und die mit einem Theile des schweren Geschützes und andern Belagerungserfordernissen beladen war, wider Verabredung und Erwartung nicht zur Stelle war. Ungünstige Winde und niedriger Wasserstand dienten als Entschuldigung, während die Anhänger Münnich's allerdings argwöhnten, daß auf Seiten Trubetzkoi's schuldbares Ungeschick, wo nicht böse Absicht, gewaltet habe. Hätten sie recht gehabt, so hätte freilich Münnich sich selbst anklagen müssen, daß er einem Mann, der sich

schon im vorhergehenden Feldzuge unzuverlässig erwiesen, abermals einen so wichtigen Auftrag vertraut hatte. Er selbst muß wenigstens an bösen Willen auf Seite des Fürsten nicht geglaubt haben, denn er soll ihn sowol damals vor jeder Ahndung geschützt, wie auch später ihn mehrfach gefördert haben, wofür er in der Folgezeit freilich mit schwerem Undank belohnt ward. Wie es sich aber auch mit dieser Sache verhalten habe, die Verlegenheit, die das Ausbleiben der Flotte hervorrief, war groß. Die Festung erwies sich stärker und besser bemannt, als man gedacht hatte; zu einer regelmäßigen Belagerung gebrach es an Mitteln, und außerdem mußte man eilen, um den Türken nicht die Zeit zu lassen, neue Verstärkungen oder ein Entsatzheer herbeizuführen. In einem großen, am 11. Juli gehaltenen Kriegsrath, der noch versammelt war, als die Feinde einen heftigen Ausfall aus der Stadt machten, welchen Löwendahl zurücktrieb, ward beschlossen, die Stadt mit stürmender Hand anzugreifen. In den nächsten Tagen beschäftigte man sich jedoch mit Arbeiten an Redouten und Laufgräben, die nur da von statten gingen, wo man ältere Werke und Gärten benutzen konnte, sonst aber durch die Härte des Bodens sehr behindert wurden, bestand Vorpostengefechte und warf unaufhörlich Bomben in die Stadt. Als diese denn doch eine größere Feuersbrunst entzündet hatten, ließ Münnich die Truppen (am 13. vor Tagesanbruch) bis an den Fuß des Glacis dringen und die Wälle mit dem kleinen Gewehr beschießen, damit die Besatzung auf den Wällen festgehalten und dadurch behindert werde, an den Löscharbeiten theilzunehmen. Die Russen hätten gern versucht, in die Stadt zu dringen, aber ein breiter äußerer Graben am Fuß des Glacis,

zu dessen Ueberschreitung sie kein Mittel hatten, hielt sie auf, und sie zogen sich, nach zweistündigen fruchtlosen Versuchen, endlich in ziemlicher Verwirrung und nach verhältnißmäßig nicht unbedeutendem Verluste zurück. Namentlich wurden viele Verwundete, die nicht schnell genug mit fortkonnten, von den Türken, die, nur in zu schwacher Anzahl, einen Ausfall machten, getödtet, und man meinte, daß ein kräftiger Ausfall des Gros der Besatzung in diesem Augenblicke die Russen wol hätte zwingen können, die Belagerung aufzuheben. Selbst die Freunde Münnich's gestehen ein, daß er bei dieser Belagerung den Hauptfehler begangen, den Angriff zu unternehmen, ohne irgend eine nähere Kenntniß von den Festungswerken zu haben. Deshalb hatte er sie gerade an dem festesten Punkte angegriffen, während sich bald zeigte, daß sie von der Seeseite aus leicht zugänglich gewesen wären. Von der Existenz des Grabens, der so vielen Russen das Leben kostete und leicht so verhängnißvoll hätte werden können, hatte man keine Ahnung gehabt. Das Schlimmste war, daß Münnich, in dem ersten Verdrusse über das Mislingen und bei noch fortdauernder Ungewißheit über den Ausgang, geneigt war, die Schuld auf Keith zu schieben, der nur den Befehlen des Feldmarschalls gehorcht und, nachdem er seine Bedenken über dieselben vorgestellt, sie treu und muthvoll auszuführen versucht hatte. Münnich nahm auch nächsten Tages seine unbilligen Aeußerungen zurück.

Das Glück hatte ihm doch den Sieg zugedacht, und benutzte dazu die Schwächen und Verwirrungen der Feinde. Schon glaubte Münnich alles verloren und verfiel in tiefe Niedergeschlagenheit. Prinz Anton Ulrich, der keinen Schritt von ihm wich und dem an seiner

Seite ein Pferd unter dem Leibe getödtet ward [1]), rief ihm zu: „Lassen nur Ew. Excellenz den Muth nicht sinken, sonst wird der ganzen Armee das Herz entfallen.“ Eine schwache Hoffnung setzte Münnich noch auf die fortdauernde Feuersbrunst, und diese sollte sich in der That in einer Weise bewähren, die man kaum hätte ahnen können. Gegen 3 Uhr des Morgens flog das große Pulvermagazin in die Luft, zerstörte einen Theil der Stadt und verschüttete über 6000 Mann. Die Türken geriethen darüber in so große Verwirrung, daß der Gouverneur, um nur die russischen Angriffe zu verhüten, die Fahnen, mit denen die Wälle und das Glacis bedeckt waren, abnehmen und die weiße Fahne aufstecken ließ. Gleichzeitig schickte er seinen Generaladjutanten an den Feldmarschall, und ließ um eine Waffenruhe von 24 Stunden bitten. Das ward natürlich abgeschlagen und vielmehr verlangt, daß die Besatzung sich binnen einer Stunde als kriegsgefangen ergeben sollte, widrigenfalls sie keinen Pardon zu hoffen habe. In der Zwischenzeit erfuhr man, daß die Husaren und donischen Kosacken [2]), die in der Stadt herrschende Verwirrung benutzend, von der Seeseite her, wo die Stadt nur durch eine gewöhnliche, an mehreren Stellen schadhafte Mauer vertheidigt war, bereits in den Platz eingedrungen waren, indem sie den Seraskier, der sich mit einem Theile der Besatzung auf die Schiffe hatte flüchten wollen, zurückgetrieben hatten und ihm in die Stadt gefolgt waren. Der Seraskier, um sein Leben bangend, beschickte jetzt

---

1) Auch der ihn begleitende Oberstlieutenant Heimburg (Bd. VIII, S. 362) wurde an seiner Seite verwundet, ebenso ein Page, und ein anderer Page getödtet.

2) Diese thaten sich überhaupt bei dieser Belagerung vor. Sie fochten freiwillig zu Fuß und liefen mit Sturm.

den Feldmarschall auch seinerseits und ergab sich auf Gnade und Ungnade. Es wurde ein Thurm in Besitz genommen und seine Besatzung entwaffnet und ins Lager gebracht. Die Verwirrung erreichte den höchsten Grad. Eine Anzahl Russen ging auf eigene Hand in die Stadt, um zu metzeln und zu plündern. Die erschreckten Einwohner entkamen zum Theil auf die Schiffe; viele kamen auch bei dem Versuche, dieselben durch Schwimmen zu erreichen, ums Leben, und als die Schiffsführer sahen, daß die Stadt erobert war, lichteten sie die Anker und stachen in See. Unter diesen Verwirrungen wüthete die Feuersbrunst fort und es sprangen noch zwei Pulvermagazine in die Luft, wobei eine Anzahl Russen, die des Plünderns halber in die Stadt gegangen waren, mitten in ihrem rohen Treiben ums Leben kamen. Den Russen hatte diese Belagerung an Todten 10 Stabsoffiziere, 58 andere Offiziere und 987 Unteroffiziere und Soldaten, an Verwundeten 39 Stabsoffiziere, gegen 100 andere Offiziere und 2703 Unteroffiziere und Soldaten gekostet. Unter den Verwundeten befanden sich die Generallieutenants Keith und Löwendahl, die Generalmajore Chruczeff und Arakczeff, die Brigadiers Lieven und Hagk. Dem Feldmarschall war ein Pferd unter dem Leibe getödtet und ein anderes verwundet. Der Prinz von Homburg hatte sich am ersten Tage der Belagerung ins Krankenbette gelegt und stand erst am Tage ihrer Beendigung wieder auf. War diese Krankheit Verstellung, so wird man den Grund nicht in Mangel an Muth, wol aber in dem Wunsche zu suchen haben, die Verantwortlichkeit des Feldmarschalls bei der anfangs sehr zweifelhaft erscheinenden Unternehmung nicht zu theilen. An Gefangenen machte man den Seraskier Jagia Pascha, den Gouverneur Mustafa Pascha, 30

höhere, 60 subalterne Offiziere, 3174 Soldaten, 200 Bediente, 1200 Weiber und Kinder. 54 Griechen nahmen Dienste bei den Husaren. Einige hundert Christensklaven wurden befreit. Der übrige Theil der Besatzung und Einwohnerschaft war umgekommen, oder entflohen. Wie groß aber die Zahl der Umgekommenen war, ergibt sich daraus, daß man am 20. schon 17000 Türken begraben hatte, während noch viele unter dem Schutte lagen. So viele Menschen waren umgekommen, damit ein Platz aus den Händen der einen Nation in die einer andern übergehe, ein Platz, den man schon 1739 verließ und schleifte! Auf den Wällen fand man 82 metallene und 6 eiserne Kanonen, 7 Mörser und eine Haubitze. An Ehrentrophäen erbeutete man 9 Roßschweife, 8 Commandostäbe und an 300 Fahnen.

Die eroberte Stadt ward am 14. Juli vom Generalmajor Bachmetoff (Bd. V, S. 371) und Ingenieuroberst Bratke mit 2 Regimentern Dragoner, 12 Bataillonen Fußvolk und 2000 Kosacken besetzt, von welchen Mannschaften jedoch zwei Regimenter, unter Oberst v. Wedel, nach Kinburn gehen sollten. Der Feldmarschall ließ viel Artillerie und mehrere Ingenieurs zurück, welche die Festungswerke herstellen und erweitern sollten, damit aber noch lange nicht zu Stande waren, als die Türken den Versuch machten, den Platz wiederzuerobern. Münnich trat am 17. mit dem Gros der Armee, das jedoch durch die erlittenen Verluste und die zu Oczakoff zurückgelassene Besatzung wesentlich geschwächt war, den Marsch an, bei dem man zunächst nur den Zweck hatte, die Türken von Oczakoff abzuziehen, und so der Besatzung Zeit zu schaffen, sich für das Weitere einzurichten. Am 23. wurde man von 5000 Türken und 10000 Tataren, die von Bender gekommen waren, überfallen, wobei

man zwar den Feind mannhaft zurückschlug, aber doch 50 Mann an Todten und Verwundeten, gegen 100 an Gefangenen und einiges Gepäck verlor. Die Generalquartiermeister Oberst Fermor und Oberstlieutenant Lieven hatten sich mit den Quartiermeistern und Fouriers, zusammen nur 350 Mann stark, gegen einige Tausende Türken und Tataren so lange gehalten, bis sie Succurs erhielten. — Am 26. lagerte man sich bei Andrejewska, wo der Feldmarschall die Eroberung des Forts St. Andreas anordnete, wo ein Theil der Artillerie, von zwei Fußregimentern unter dem Prinzen von Homburg beschützt, bleiben sollte, bis die Flotte die Geschütze nach Oczakoff bringen könne. Von dieser Flotte kam erst 15 Tage nach der Eroberung Oczakoffs die erste Abtheilung daselbst an. Die zweite erschien erst am Ende Augusts, die dritte Mitte Septembers. Die Armee ging der Fourage halber über den Bug, wobei jedoch die Feinde theils die Fourage durch Anzünden des Grases und Gesträuches schmälerten, theils die Unvorsichtigkeit der Fouragirenden durch Ueberfälle straften. Nachdem der Feldmarschall noch eine Reise nach Oczakoff gemacht hatte, um sich von dem Fortgang der Arbeiten zu überzeugen, ging die Armee in die Ukraine zurück, um die Winterquartiere zu beziehen. Sie hatte 11000 Mann regulärer Truppen und 5000 Kosacken verloren, deren wieder die meisten an Krankheiten gestorben waren. Das Commando von Oczakoff wurde, da Bachmetoff wegen Kränklichkeit um Abberufung gebeten, dem General v. Stoffeln übertragen, der im October und November, bei noch unvollendeten Werken und mit einer durch Krankheiten sehr geschmolzenen Besatzung [1]), einen sehr

---

1) Bei Aufhebung der Belagerung waren nur noch 2000 Mann

heftigen Angriff feindlicher Uebermacht mannhaft abschlug. [1])

Während des Winters machte Münnich eine Reise nach St. Petersburg, um, was ihm auch gelang, die Absichten des österreichischen Hofes zu hintertreiben, welcher gewünscht hätte, daß ein starkes russisches Hilfscorps durch die Walachei nach Ungarn gerückt wäre, um die dortigen österreichischen Unternehmungen gegen die Türken zu unterstützen. Münnich war stets mit dem wiener Cabinete gespannt und war jetzt besonders erbittert, da der Oberst Bärenclau, der als österreichischer Commissär bei der russischen Armee war und die Vorgänge vor Oczakoff beobachtet, sich zwar sehr rühmend über die Bravour der russischen Soldaten, aber sehr bitter über ihre Befehlshaber ausgesprochen hatte, und das Schreiben in Münnich's Hände gefallen war. [2]) Es ist auch richtig, daß Rußland den österreichischen Unternehmungen schon durch Beschäftigung der Türken auf seiner Seite sehr wesentliche Dienste leistete, und daß, wenn die österreichische Armee so gut im Stand erhalten und verwendet worden wäre, wie die russische denn doch ward, der Ausgang des Krieges ein ganz anderer gewesen sein dürfte, als er sich im belgrader Frieden für Oesterreich ergab. Auf der andern Seite aber hatten die beiden Kaiserhöfe doch sicher ein großes

---

Kampftüchtige übrig. Oberst v. Wedel war während derselben mit 800 Mann von Kinburn eingetroffen. Die Türken hatten über 20000 Mann verloren.

1) Die Kaiserin ernannte ihn dafür zum Generallieutenant und schenkte ihm ansehnliche Güter in der Ukraine. Bratke ward Generalmajor.

2) Bärenclau ward abberufen und durch den Oberst Freiherrn v. Raisky ersetzt.

gemeinsames Interesse, und wie die Dinge einmal lagen, dürfte die Theilnahme eines gut ausgerüsteten, mit einem tüchtigen Befehlshaber versehenen, starken russischen Hilfscorps an den Operationen der Oesterreicher doch das nächste Mittel gewesen sein, von dem sich damals ein besserer Ausgang des Krieges erwarten ließ. Münnich scheint, bei seinem Streben, Rußland und Oesterreich zu trennen, mehr persönlichen, als politischen Motiven gefolgt zu sein, weshalb es ihm auch später wesentlichen Schaden gebracht hat. Damals aber drang er wenigstens soweit damit durch, daß die Russen an dem Plane ausschließlicher Separatoperationen festhielten.

Während seiner Abwesenheit in St. Petersburg machten die Tataren einen Versuch, die Russen in ihren Winterquartieren zu beunruhigen und, wo möglich, die Verwüstung der Krim durch Verwüstung der Ukraine zu rächen. Der Khan selbst kam im Februar 1738 an der Spitze von 40000 Mann, wagte aber schließlich doch keinen Gesammtangriff, sondern schickte nur starke Streifparteien ab, welche viele Dörfer in Brand steckten und viel Landvolk in die Sklaverei schleppten, zum Theil aber auch von den in Eile zusammengezogenen russischen Grenztruppen auf dem Rückwege abgeschnitten und ihres Raubes wieder verlustig wurden. Der Khan selbst wartete den Angriff nicht ab, und auch Münnich, der eben damals zurückkam und die Tataren einige Märsche weit in die Steppe verfolgte, konnte sie nicht einholen.

In den ersten Tagen des Mai überschritt die Armee, für deren gute Ausrüstung Münnich wieder eifrig gesorgt hatte, den Dnieper. Der Prinz von Hessen-Homburg, der sich inzwischen vermählt hatte, nahm weder an diesem, noch an dem folgenden Feldzuge theil. Dasselbe war mit Keith der Fall, aber aus einer andern

Ursache. Seine bei Oczakoff erhaltenen Wunden behinderten ihn, sich den Beschwerden einer Campagne zu unterziehen. Er blieb jedoch zu Pultawa und führte das Commando über die in der Ukraine zurückbleibenden Truppen. Mit Münnich zogen: der Chefgeneral Rumänzoff, die Generallieutenants Sagraiski, Karl und Gustav Biron, Löwendahl, die Generalmajore Prinz Anton Ulrich von Braunschweig, Prinz Peter August Friedrich von Holstein-Beck, Butturlin, Lieven, Kayserlingk, Fermor, Magnus Biron, Philosofoff, Chruczeff, Stockmann, Arakczeff, Wasilji Repnin. Die Artillerie stand diesmal unter Löwendahl. Die Armee war, mit Einschluß der Kosacken, nur 50000 Mann stark und der Feldzug nicht zu großen Unternehmungen bestimmt. Weder Lascy, der von Perekop aus auf Kaffa dringen sollte, sich aber in dem verwüsteten Lande und bei dem Ausbleiben der durch Stürme zerstreuten Flotte nicht zu halten vermochte, noch Münnich, der einen Schlag auf Choczim oder Bender vorhatte, die Türken aber in besserer Verfassung fand, als man erwartet hatte, konnten etwas Bedeutendes ausrichten. Man bestand allerdings einige Gefechte siegreich. So, nachdem man den Bug und den Kodima überschritten und sich zwischen den beiden Flüssen gelagert hatte, am 11. Juli, wo sich die Generale Sagraiski, Löwendahl, Gustav Biron, Philosofoff und der Brigadier Schipoff auszeichneten, der Feind aber hauptsächlich durch die Artillerie zum Rückzug genöthigt ward. Am 19. Juli machten die Türken jenseit des Sawona, in welche Gegend sie die russische Armee nachgezogen hatten, mehrere heftige Angriffe, wurden aber gleichfalls durch die Artillerie zurückgeschlagen und ließen mehr als 1000 Todte auf dem Schlachtfelde. Nach mehreren kleineren Gefechten erreichte man den Dniester und lagerte hier,

durch den Strom von dem Feinde getrennt, einem türkischen Heere von 60000 Mann gegenüber, während man auch auf dem diesseitigen Ufer von den Tataren des Sultans von Bielogorod beunruhigt wurde. Die Oertlichkeit war nicht danach, zum Versuch eines Ueberganges unter solchen Umständen zu ermuthigen; das Beschießen des feindlichen Lagers fruchtete nichts, und der Mangel an Fourage nöthigte (9. August) zum Rückzug, auf dem man von den Türken und Tataren lebhaft verfolgt wurde. So ging es überall. Man zog in einem Lande, wo nichts zu finden war, den Türken hierhin und dorthin nach, blieb außer Stande, sie zu fassen, siegte zwar bei den einzelnen Fällen, wo man mit Abtheilungen derselben handgemein wurde, konnte es aber zu nichts Entscheidendem bringen und ward fortwährend von den Streifparteien der Feinde belästigt. Am 1. September ging die Armee über den Bug zurück. Hier, wo man sich um so sicherer wähnte, als man schon seit einiger Zeit nicht mehr viel vom Feinde gehört hatte, ließ Sagraiski eine Fouragirung vornehmen, die durch einen Oberst Tuczef und einen Major mit 800 Mann Fußvolk und Dragonern gedeckt werden sollte, hatte es aber unterlassen, den Feldmarschall davon zu benachrichtigen und den Obersten gehörig zu instruiren, und dieser wieder hatte die ganze Sache ungebührlich leicht genommen, und war mit seinen Leuten zwei Meilen hinter den Fouragirern zurückgeblieben. Er hatte nicht geahnt, daß ein Feind bereits darauf lauerte, sich die Sicherheit der Russen zunutze zu machen. Der Sultan von Bielogorod war mit seinen Tataren nächtlich herangekommen und hatte sich in einem tiefen Grunde verborgen. Jetzt brach er plötzlich hervor, hieb 4—500 Soldaten und Knechte nieder, führte ebenso viele

in die Gefangenschaft und erbeutete über 2000 Pferde und Ochsen. Dieser Vorgang zog für die Betheiligten strenge Ahndung nach sich. Der Feldmarschall ordnete ein Kriegsgericht an, nach dessen Aussprüchen Tuczeff enthauptet, Sagraiski und der Brigadier du jour, ein Kantakuzeno, zu gemeinen Dragonern degradirt wurden, als welche sie den ganzen weitern Feldzug dienen mußten. Erst nach dem Frieden wurden sie begnadigt. Der Major war auch degradirt worden, jedoch nur auf einige Monate.

Gegen Ende September bezog die Armee ihre Winterquartiere wieder in der Ukraine, und Münnich schlug das seine zu Kieff auf. Trotz der Thatenlosigkeit des Feldzugs hatte er doch, infolge des Mangels, der Strapazen und Krankheiten, nicht weniger Verluste gebracht, als der vorjährige, und als die so geschwächte Armee bereits auf dem Rückweg war, erhielt Münnich plötzlich peremtorische Befehle, noch in diesem Feldzuge Bender oder Choczim zu nehmen. Es war dies eine Folge des unablässigen, mit Beschwerden gegen Münnich verbundenen österreichischen Andringens. Münnich versammelte einen großen Kriegsrath, worin alle Generale einstimmig erklärten, daß die Vollziehung jenes Befehls eine Unmöglichkeit sei, selbst wenn man die ganze Armee aufopfern wolle. Auf diese Erklärung hin gab man die Sache in St. Petersburg auf, und als Münnich dann selbst dahin kam, vereitelte er, im Verein mit Biron, abermals den von Oesterreich betriebenen Vorschlag, ein russisches Hilfscorps nach Ungarn gehen zu lassen.

Während des Winters wurden die Truppen in der Ukraine theils durch versuchte Streifzüge der Tataren beunruhigt, die jedoch solchen Widerstand fanden, daß sie sich lieber auf Polen warfen, ungeachtet dieses in

Frieden und Freundschaft mit der Pforte stand, theils auch von der Pest heimgesucht, deren Ausbreitung indeß durch Münnich's gute Anstalten verhindert ward. Gegen Ende des März kam Münnich vom Hofe zurück und erließ Befehl zur Marschbereitschaft. Am 26. April sollte die Armee beisammen sein. Da jedoch Kieff zum Sammelpunkt bestimmt war, wohin manche Regimenter über 200 Meilen zu marschiren hatten, auch über den ausgetretenen Dnieper erst Brücken geschlagen werden mußten, so waren erst am 4. Juni die sämmtlichen Truppen jenseit des Dnieper vereinigt. Münnich war ziemlich von denselben Generalen umgeben, die ihn auf dem vorjährigen Feldzuge begleitet hatten. Der Prinz von Braunschweig wohnte jedoch diesem Feldzuge nicht bei; Sagraiski war degradirt, und statt der Generalmajore Butturlin, Magnus Biron und Arakczeff finden wir Schipoff und Apraxin aufgeführt. Die Armee war 60—65000 Mann stark und bestand aus 49 Bataillonen Infanterie, worunter drei Gardebataillone waren, 3 Gardeschwadronen, 100 Schwadronen Dragoner, 6 Husarenschwadronen, 6 Schwadronen Walachen, 4 Schwadronen Georgier, 13000 Kosacken, 3000 Mann Artillerie mit zahlreichen Geschützen.

Der Feldzug sollte ein ruhm- und thatenreicher werden. Polen hatte bittere Beschwerden geführt, daß im vorjährigen Feldzuge, allerdings nach dem Vorgange der Türken, sein Gebiet mehrfach verletzt worden war. Rußland nahm aber so wenig Rücksicht darauf, daß es diesmal von vornherein anordnete, den Marsch, der Abkürzung und besseren Verpflegung halber, durch Polen zu führen, und die Polen konnten nichts thun, als die durchziehenden Russen von dem Aufgebote des Adels begleiten zu lassen, ohne damit auch nur die Excesse der

irregulären Truppen vollständig verhüten zu können. Auch diesmal suchte Münnich, die Türken zu täuschen, und ließ ein starkes Detachement Kosacken nach der Seite von Soroka marschiren, um die Türken zu dem Glauben zu verleiten, Münnich's Plan sei auf Bender gerichtet, wo denn der Seraskier Veli Pascha, infolge jenes Manövers, in der That zwei Wochen lang nutzlos stehen blieb. Ebenso gelang es dem Feldmarschall, durch trügerische Scheinmärsche einen ungefährdeten Uebergang über den Dniester zu bewerkstelligen. Der Ungeschicklichkeit seiner Gegner verdankte er den noch wichtigeren Vortheil, daß die Defilés von Perekop, wo eine kleine Zahl die größte Uebermacht aufhalten konnte, unbesetzt blieben.

Allerdings glaubten die Türken, ganz klug damit gehandelt zu haben, indem sie die Russen in eine Falle gelockt zu haben meinten. Als die Russen auf das stark befestigte Lager zurückten, das der Seraskier bei Stawuczane bezogen hatte, fanden sie sich von allen Seiten eingeschlossen, von hinten namentlich von den Tataren bedrängt, und die Lage schien der Peter's des Großen am Pruth zu ähneln. Einige Tage vorher war Generalmajor Stockmann, der sich mit zu geringer Bedeckung vom Lager entfernt gehabt, überfallen, verwundet und gefangen genommen worden. — Nachdem der Feldmarschall die feindlichen Stellungen wiederholt sorgfältig recognoscirt hatte, suchte er, die Feinde durch Scheinbewegungen über die wahre Stelle des von ihm beabsichtigten Angriffs zu täuschen, was ihm auch gelang, und füllte dann das Flüßchen Schulanez und die dasselbe umgebenden Moräste dergestalt mit Faschinen und Bretern an, daß die Armee, unter dem Schutze eines starken Geschützfeuers, diese Hemmnisse überschreiten und

das feindliche Lager auf einer Stelle angreifen konnte, wo die Türken nichts weniger erwartet hatten. Nach einem etwa vierstündigen, von Seiten der Janitscharen mit Tapferkeit geführten Kampfe (28. August) zündeten die Türken ihr Lager an und ergriffen die Flucht. Sie ließen 1000 Todte auf dem Schlachtfelde zurück, während die Russen an Todten und Verwundeten nur 70 gehabt haben sollen. Man erbeutete 42 metallene Kanonen, 6 Mörser, über 1000 aufgeschlagene Zelte, viel Gepäck und Provisionen. Die wichtigste Frucht des Sieges aber war die Einnahme von Choczim.

Der Feldmarschall hatte nichts versäumt, diese Frucht seines Sieges zu gewinnen. Er ging am Morgen nach der Schlacht mit 30000 Mann und der schweren Artillerie auf den Platz los, dem man an diesem Tage bis auf wenige Meilen nahekam, worauf am 30. ein starkes Detachement leichter Truppen zur Recognoscirung ausgeschickt ward. Dieses fand die mit einem Walle und einem breiten Graben umgebene Vorstadt verlassen, und man erfuhr, daß der Gouverneur von Choczim, Ilias Kaltschak Pascha, der bei der Schlacht, mit 6000 berittenen Janitscharen, den linken Flügel gebildet hatte, am Abend nach der Schlacht nach Choczim zurückgekehrt sei, daß aber seine Truppen nicht hätten bleiben wollen, sondern sich dem flüchtenden Hauptheere angeschlossen hätten. Der zur Uebergabe aufgeforderte Gouverneur verlangte eine ehrenvolle Capitulation, worauf jedoch nicht eingegangen, sondern unbedingte Ergebung verlangt ward. Nach einigen Unterhandlungen bewilligte man, daß die Packwagen der Besatzung nicht durchsucht werden und daß sie ihre Weiber nach der Türkei sollte schicken dürfen. Von letzterem Zugeständniß machte nur der Pascha Gebrauch. Zwei Stunden nach Mittag

ergab sich die Besatzung. Der Gouverneur und der Janitscharenaga Chasek Mohamed schickten dem Feldmarschall die Schlüssel der Stadt; die Thore wurden von den Gardesoldaten besetzt; der Pascha kam zu dem Feldmarschall in die Vorstadt und überreichte ihm seinen Säbel. Am 31. August zog die auf 763 Mann geschmolzene Besatzung, die zu Anfang des Feldzuges aus 10000 Mann bestanden haben soll, von der aber der größte Theil geflüchtet war, aus und überlieferte Waffen und Fahnen. Die Russen besetzten die Stadt, zu deren Obercommandanten Generalmajor Chruczeff, wie der Artillerieoberst Prinz Dedian zum Untercommandanten ernannt wurde. Man fand den Platz stark und gut befestigt, 157 metallene Kanonen, 22 Mörser, gefüllte Magazine und große Vorräthe von Munition. Der von den Türken gefangene Generalmajor Stockmann, der zum Glück nach Choczim gebracht worden war, ward durch die Einnahme dieses Platzes befreit. Ilias Kaltschak Pascha schob das Unglück des Feldzuges auf die Fehler des Seraskiers, der sich zu lange bei Bender aufgehalten und, wider das Abmahnen des Ilias Kaltschak Pascha, die Pässe von Perekop unvertheidigt gelassen habe. Freilich hatte Veli Pascha auch seine Gründe gehabt, die nur den Erfolg nicht für sich hatten. Er war bei Bender geblieben, weil er in dem immerhin erklärbaren Irrthum geschwebt hatte, daß die Absicht der Russen auf dieses gerichtet sei, und der Aufenthalt daselbst würde nicht wesentlich geschadet haben, wenn, wozu immer noch Zeit war, die Pässe von Perekop besetzt wurden, oder wenn man bei Stawuczan gesiegt hätte. Die Nichtbesetzung jener Pässe anlangend, so hatte Veli Pascha in der Absicht gehandelt, die Russen damit noch sicherer ins Verderben zu locken, und seine

Stellung am Schulanez war so fest, daß man wol annehmen kann, die Truppen, die sich dort nicht zu halten vermochten, würden auch jene Pässe nicht behauptet haben. Siegten aber die Türken bei Perekop, so hätte das nur die Folge gehabt, daß die Russen eben dort nicht durchkonnten und einige Verluste erlitten, ohne, bei ihrer Disciplin und einem Feldherrn wie Münnich, in solche Auflösung zu gerathen, wie die Türken bei Stawuczan. Siegten die Türken dagegen hier, so war das ganze russische Heer verloren. Der Fehler lag also weniger in den Maßregeln des Seraskiers, als darin, daß die Türken und Tataren, weder in taktischer Verwendbarkeit, oder kriegerischer Disciplin, noch in ausdauerndem Widerstandsmuthe den Russen mehr gewachsen waren. Auch würde das russische Artilleriefeuer, über dessen Lebhaftigkeit Ilias Kaltschak Pascha gleichfalls seine Verwunderung ausdrückte, und das, nach seinen Aussagen, in allen Gefechten die größte Niederlage unter den Türken angerichtet hatte, auch bei Perekop seine Wirkung nicht verfehlt haben. Es war annäherungsweise doch ein Kampf disciplinirter Truppen gegen, vergleichungsweise, wilde, und da helfen nicht Massen, noch feste Stellungen.

Am 2. September ward Generallieutenant Gustav Biron beordert, die Gefangenen, welche aus 2121 Personen beiderlei Geschlechts bestanden, mit den drei Gardebataillonen in die Ukraine zu schaffen. Am 4. rückte der Feldmarschall mit der Armee ab, um weiter in die Moldau zu dringen. Denn er hatte noch große Dinge für diesen Feldzug im Sinne. Am 8. erreichte die Armee den Pruth, den sie am 9. und 10. auf drei Brücken überschritt, und am 11. auf Jassy rückte, wo die Bojaren der Moldau versammelt waren und durch

eine Deputation ihre Unterwerfung erklärten. Der Hospodar Gregor Ghika hatte am 10. so eilig die Flucht ergriffen, daß er alle seine Roßschweife und Fahnen zurückgelassen hatte, wie denn den Russen, die überhaupt in der Moldau einen Ueberfluß von Lebensmitteln fanden, auch in Jassy viel Getreide, sowie Kanonen und Pulver, in die Hände fiel. Am 14. ging der Feldmarschall selbst nach Jassy, das bereits von dem Prinzen Cantemir besetzt war, und kam mit den Bojaren über die Beisteuern, die sie zum Unterhalt der russischen Armee leisten sollten, und über die Zahl der zu Befestigungswerken zu stellenden Arbeiter überein. Generalmajor Schipoff und Oberst Karkuttel erhielten das Commando der Stadt, die mit drei Regimentern Infanterie, einem Regimente Husaren und dem Corps Walachen besetzt ward. Man erfuhr, daß der Seraskier in Gefahr gewesen war, von den eigenen Truppen umgebracht zu werden, die, wie bei den Türken und andern Barbaren gewöhnlich, die eigenen Fehler und die des Systems an dem Führer zu rächen Lust trugen, und daß er sich zwei Tage lang in einem kleinen Dorfe am Pruth habe verbergen müssen. Die türkische Armee sei, bis auf 3000 Mann, die sich nach Bender gewendet hätten, über die Donau gegangen. Am 21. kehrte der Feldmarschall zu der Armee zurück, von der er den Brigadier Trolof mit den donischen Kosacken zu einem Streifzuge gegen die Donau detachirte, bis zu der er alles Land verwüsten sollte. (Derselbe hat nachmals, da er auf der Rückkehr in Gefahr kam, abgeschnitten zu werden, unter vielen Schwierigkeiten, durch Siebenbürgen und Polen heimziehen müssen.)

Münnich wollte nun noch gegen die budschakischen Tataren und gegen Bender ziehen, und hoffte, wenn der

Krieg noch ein Jahr dauere, die Donau überschreiten und tief in das unmittelbare Pfortengebiet eindringen zu dürfen. Er rechnete zugleich darauf, daß der in Siebenbürgen commandirende Fürst Lobkowitz [1]), der Verabredung zwischen den beiden Kaiserhöfen gemäß, einen Einfall in die Walachei machen und dadurch die russischen Operationen unterstützen würde. Da erhielt er am 24. Sept. durch denselben Fürsten Lobkowitz die ebenso unerwartete als unwillkommene Nachricht, daß Oesterreich zu Belgrad (18. Sept. 1739) den bekannten ungünstigen und noch heute in seinen letzten Gründen unerklärten Frieden geschlossen habe, worauf er denn auch bald die Gewißheit erhielt, daß man auch in St. Petersburg ernstlich an Frieden denke. Er war heftig erzürnt auf die österreichischen Kriegsführer, hätte aber eigentlich sich selbst zürnen sollen, daß er die Theilnahme der Russen an den österreichischen Operationen hintertrieben hatte, während er doch verlangte, daß die Oesterreicher ihn unterstützen sollten.

Münnich war schon bei Eröffnung des Feldzuges von 1738 zum Plenipotentiär für bei günstiger Gelegenheit zu bewirkende Abschließung eines Friedens mit der Pforte ernannt und mit den nöthigen Vollmachten ausgerüstet worden. Man hat dabei wahrscheinlich an den Fall gedacht, wo er durch große Siege in die Lage versetzt würde, ohne langwierige Unterhandlungen einen Frieden dictiren zu können; denn er hat mit dem Friedensgeschäfte nichts weiter zu thun bekommen. Am russischen Hofe war man des Krieges müde — wir wollen hoffen, auch der Menschen und nicht blos der Summen, die er kostete, halber — und die Kaiserin

---

1) Georg Christian; s. Bd. I, S. 238.

Anna war mehr für Ruhe und Vergnügen, als für Geschäfte und Ehrgeiz gestimmt. Auch drängten die europäischen Mächte zum Frieden und, wenn auch Rußland den Krieg hätte fortsetzen können, ohne unter den damaligen Umständen besorgen zu müssen, daß sich andere Mächte zu seinem Nachtheil einmischten, so mochte es doch nicht die Eifersucht und das Mistrauen der westlichen Staaten allzusehr aufregen. Daß man bei solcher Stimmung zu einem Frieden geneigt war, ist erklärlich. Ebenso, daß man die Abschließung dieses Friedens nicht Münnich übertrug, von dem man wohl wußte, daß er den Krieg zu verlängern gewillt war, und jedenfalls nur mit den glänzendsten Vortheilen aus demselben würde hervorgehen wollen. Daß man aber die Abschließung dieses Friedens in die Hände des französischen Gesandten bei der Pforte, des Marquis de Villeneuve, legte, der schon den belgrader Frieden mit Oesterreich zuwegegebracht hatte, und von dem man sich sagen konnte, er würde die Türken auf die wohlfeilste Weise davonkommen lassen, scheint doch nur durch die Annahme zu erklären, daß man den Frieden rasch und um jeden Preis gewollt habe. Dafür aber erscheint es uns wieder als die glaublichste Erklärung, daß Münnich's Neider, Gegner und Nebenbuhler am Hofe gefürchtet haben, jede Verlängerung des Krieges möchte zur Erhöhung seines Ruhmes, Ansehens und Einflusses und damit seiner Macht dienen. An Ostermann denken wir hier nicht, zumal Münnich selbst von diesem Gegner versicherte, daß derselbe nicht für die Uebertragung an Villeneuve gewesen sei. Auch spricht für die Annahme, daß hier kein regelmäßiger, amtlicher Einfluß waltete, der Umstand, daß die Verhandlungen zwischen dem St. Petersburger Hofe und Villeneuve insgeheim mittels

eines Commercienraths oder Kanzleiraths Cangioni gepflogen worden sein sollen. Dieser soll jenem französischen Gesandten heimlich, im Auftrag der Kaiserin, einen kostbaren St. Andreasorden, sowie Juwelen für seine Gemahlin und einen ansehnlichen Wechsel [1]) für ihn selbst überbracht haben, welchen letzteren er gebührend abgelehnt habe. Wegen des Ordens berichtete er an seinen Hof, der die Annahme desselben verbot. Am Schlusse der Unterhandlungen schickte ihm die Kaiserin, durch ihren Gesandten bei der Pforte, kostbares Pelzwerk und indische Stoffe, wovon Villeneuve nur einige Pelze für seine Freunde annahm.

Der Friede wurde am 18. Sept. 1739 geschlossen und entsprach nun freilich in keiner Weise den von Rußland erlangten Erfolgen. Rußland behielt von seinen Eroberungen nichts als Asoff, und auch dieses sollte geschleift und das Gebiet darum, als Grenzscheide, wüste gelassen werden, wobei die Grenzen von 1700 als Anhalt dienen sollten. Es durfte in der Nähe der Doninsel Czerkask eine neue Festung bauen, wie der Pforte der Bau einer solchen an der Kuban, gegen Asoff zu, gestattet wurde. Taganrog sollte nicht wieder befestigt werden. Rußland sollte weder auf dem Zabachischen, noch auf dem Schwarzen Meere Schiffe halten, und auf dem Schwarzen Meere nur mittels türkischer Fahrzeuge Handel treiben dürfen. Die große und kleine Kabardei sollten als Grenzscheide frei und unabhängig bleiben, wobei Rußland, wie der Pforte, überlassen blieb, sich von den Kabarden Geißeln für ruhiges Verhalten stellen

1) Nach Flassan (Histoire de la Diplomatie, V, 9) waren es 25,000 Rubel baar.

zu lassen. Münnich konnte wol, im Interesse seines neuen Vaterlandes, einen patriotischen Kummer darüber empfinden, daß die mit so vielem Blute begossenen Früchte solcher Anstrengungen und Erfolge dergestalt hingegeben wurden, und außerdem machte ihm dieser Friede auch glänzende persönliche Entwürfe zunichte. Es ist nicht wohl zu verkennen, daß Münnich, mindestens bis zur Zeit seines Exils, nach welcher er auch nicht wieder in besondere Versuchungen geführt worden ist, eine Geneigtheit zeigte, im Glücke schwindelnd zu werden. Er soll mit dem Gedanken umgegangen sein, nach Eroberung der Moldau sich diese als einen russischen Vasallenstaat verleihen zu lassen, wie ja Biron, für blose Hof- und Frauendienste, das Herzogthum Kurland davongetragen hatte, und man kann sich mancherlei Phantasien darüber überlassen, was ein bedeutender Mann an dieser Stelle für die Lösung der schon damals sich vorbereitenden „orientalischen Frage" zu wirken vermocht hätte. Da nun aber von einer dauernden Behauptung der Moldau keine Rede war, so soll er wenigstens den Titel eines Herzogs der Ukraine begehrt haben, welches Gesuch die Kaiserin mit den Worten bei Seite gelegt habe[1]: „ich dachte, Herr v. Münnich würde mich bitten, ihn zum Großfürsten von Rußland zu erklären." Er mußte sich mit seinem Ruhme und mit etwas mäßigern Gnadenbezeigungen begnügen. Sein

1) Nach Büsching (a. a. O. S. 534) hätte nicht die Kaiserin, sondern Biron, der das Gesuch in Münnich's Auftrag übergeben, diese Worte gesprochen, die Kaiserin aber gar nichts gesagt. Derselbe Schriftsteller versichert, daß Münnich sein Gesuch bei Biron's Sturze erneuert habe, wo es aber selbst durch seinen Sohn, der viele gute Eigenschaften und keinen einzigen Fehler des Feldmarschalls getheilt habe, hintertrieben worden sei.

Ruhm war, in einer Zeit, wo der alte Nimbus der türkischen Waffen doch noch nicht ganz verblichen, vielmehr durch ihre Erfolge gegen Oesterreich wieder aufgefrischt war, groß. Kaiser Karl VI. soll öffentlich gesagt haben: wenn er den Grafen Münnich an der Spitze seiner Armeen gehabt hätte, so hätte er den Krieg fortsetzen können. Die Türken sollen gesagt haben: einem Seraskier wie Münnich würden sie die Hälfte des osmanischen Reiches überlassen. Cardinal Fleury, dem er den Bericht über den Feldzug geschickt hatte, dankte ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die Kaiserin Anna überreichte ihrem Feldmarschall, der am 13./24. Februar, dem Tage vor der feierlichen Bekanntmachung des Friedens, nach St. Petersburg kam, eigenhändig einen mit Brillanten reichbesetzten Degen, sowie ein diamantenes Ordenskreuz mit Stern, übertrug ihm die lange gesuchte, wichtige Stelle eines Oberstlieutenants der Preobraczenskoigarde und erhöhte seinen Gehalt.

Es folgen nun die schon in dem Aufsatze über Graf Ostermann (Bd. IX, S. 394 fg.) besprochenen Vorgänge bei der Erhebung des Herzogs von Kurland zur Regentschaft des russischen Reichs, bei dem durch Münnich bewirkten Sturze jenes Herzogs, bei der eigenen Entlassung Münnich's aus dem Dienste der neuen Regierung, bei der Thronrevolution zu Gunsten der Kaiserin Elisabeth und bei der Verurtheilung der bis dahin leitenden Staatsmänner. Gegen Münnich konnte man, außer den schon dort erörterten politischen Vorwürfen, nichts vorbringen, als daß er bei seiner Kriegführung die Mannschaften nicht genug geschont, die Generalität nicht befragt, sondern immer nach eigener Ansicht gehandelt, die russischen Offiziere mit überstrengen Strafen

belegt, seine Freunde, Verwandten und Anhänger ohne Verdienst befördert und sich große Einkünfte und eine außerordentliche Pension [1]) ausgewirkt habe. Der erste Vorwurf war wol nicht unbegründet, ist aber wol noch bei keinem siegreichen Feldherrn als ein strafbares Verbrechen behandelt worden. Daß er bei Befolgung seiner eigenen Ansicht gut gefahren, hatte der Erfolg gelehrt. Die Strenge gegen die russischen Offiziere war eine nur zu entschiedene Nothwendigkeit, wenn nicht alles an der Fahrlässigkeit und Habsucht derselben scheitern sollte. Freunde, Verwandte und Anhänger beförderten alle Mächtige, und Männern wie Manstein und Graf Solms waren Verdienste nicht abzusprechen. Die Beschuldigung wegen der Einkünfte und der Pension beweist nur, was man alles zusammensuchte, um das Klaglibell zu füllen. Am meisten hat ihm wol geschadet, daß die Kaiserin Elisabeth wußte oder glaubte, er habe gegen sie gewirkt, sie mit Kundschaftern umgeben, ihr Nachtheiliges Biron zugetragen, ja diesem gerathen, sie ins Kloster zu stecken. Ueberhaupt scheinen ihm die Aussagen Biron's sowol bei der Großfürstin Anna, wie bei der Kaiserin Elisabeth, wesentlich geschadet zu haben, welche wol beide nicht bedachten, wie natürlich es ist, daß ein Angeklagter soviel als möglich auf andere schiebt, und daß Biron am wenigsten geneigt sein konnte, Münnich zu schonen, der ihn gestürzt hatte.

Kurz vor seiner ersten Entlassung war er vom König-Kurfürsten von Polen und Sachsen, Friedrich August, als damaligem Reichsvicar, in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben worden. Das vom 4. Febr. 1741 datirte

1) Seine Einkünfte sollen sich auch nach der Entlassung, mit Einschluß der Pension, auf 70000 Rubel jährlich belaufen haben.

Diplom war aber noch nicht abgeschickt, als sein Sturz erfolgte, worauf sein Schwiegersohn, Graf Solms, das Diplom in Verwahrung nahm. Münnich hat es erst mehr als zwanzig Jahre nachher, nach seiner Rückkehr aus Sibirien, zu sehen bekommen, wo sein ältester Enkel, Graf Johann Gottlieb v. Münnich, es ihm (1762) aus Deutschland mitbrachte. Der ganze Vorgang spricht aber auch gegen die unchronologische Annahme Büsching's, als wäre auch der polnisch-sächsische Hof, der doch zu jener Zeit nicht auf österreichischer Seite stand, damals gegen Münnich gewesen, und als hätte derselbe durch seinen Gesandten, den allerdings am Hofe der Regentin überaus einflußreichen Grafen Lynar, zu seinem Sturze geholfen.

Bei seiner Abführung nach Sibirien ward auch ihm, wie den andern Gefangenen, von der Kaiserin gestattet, sich eine Gnade auszubitten, die sie, da möglich, gewähren wolle. Münnich bat um die Erlaubniß, seinen Hausprediger Martens mitzunehmen, was ihm denn auch bewilligt ward. Er bezeichnete damit im voraus die religiöse Richtung, welche einen vorwaltenden Zug in seinem ferneren Leben bilden sollte. Zu seinem Verbannungsorte wählte die raffinirte Bosheit seiner Feinde dasselbe Städtchen Pelim, wohin Biron verbannt worden war. Für diesen soll es, nach Münnich's Versicherung, Czerkaskoi, der ehemals Gouverneur von Sibirien gewesen war, ausgesucht haben. Das Wohnhaus, dessen Riß von Münnich's eigener Hand für Biron entworfen worden, war aber nicht mehr vorhanden, indem es vor kurzem abgebrannt war. Biron war erst am 5. Nov. 1741 in Pelim angekommen, und schon am 20. Dec. kam ein Courier mit der Nachricht, daß er in ein milderes Exil versetzt werden solle. Er verließ Pelim, wo

er zuletzt bei dem Woiwoden gewohnt hatte, am 27. Febr. 1742, und kam, nach einer vierwöchentlichen Reise, in Jaroslaw an, während Münnich eben in Pelim eintraf. Für den allerdings ergreifenden Zug, daß beide Männer, die solange Mitträger hoher Gewalt, dann Nebenbuhler der Macht gewesen waren und von denen der eine durch den andern gestürzt worden war, ihn aber jetzt, seinerseits halb gerettet, von gleichem Sturze betroffen sah, unterweges an einem Haltpunkt sich begegnet wären, sich aber nur mit von Stolz, Haß und Trotz erfüllten Blicken gemessen hätten, habe ich keine sichere Bestätigung gefunden.

Pelim liegt im 60. Breitegrade, unweit des Zusammenflusses des Pelim und der Tawda, war der Sitz eines Woiwoden und einer Kanzlei und durch Palissaden und eine künstliche hölzerne Citadelle vertheidigt, bestand aber nur aus etwa 60 schlechten hölzernen Häusern, deren Bewohner sich nur von einigen Aeckern und dem Walde nährten. Die Flüsse frieren dort im October zu und thauen erst im Mai wieder auf. Hier lebte Münnich in einem kleinen, mit einem Gärtchen versehenen Hause. Zum Unterhalt wurde täglich ein Rubel für ihn, einer für seine Gemahlim, die ihm treulich gefolgt war, und einer für das Gesinde bezahlt, welches Geld aber durch den sie bewachenden Offizier verwaltet wurde. Der Feldmarschall beschäftigte sich in seiner Gefangenschaft viel mit religiösen Uebungen. Zweimal täglich wurden öffentliche Betstunden gehalten, denen der Hausprediger Martens und, als dieser 1749 gestorben war, der Feldmarschall selbst vorstand. Auch für sich betete der Graf, täglich und nach bestimmten Ordnungen, viel und sang und las fromme Lieder, versicherte aber auch, daß er in seiner vieljährigen Verbannung niemals traurig

und niedergeschlagen, sondern immer, im Vertrauen auf Gott, voll Hoffnung und eines gelassenen und fröhlichen Muthes gewesen sei. Die von ihm gebrauchten Lieder und Gebete trug er in ein Buch zusammen, dem er folgenden Titel gab: „Gebetsübungen des Herrn Generalfeldmarschalls Grafen von Münnich, welche er zu Pelim, seinem Verbannungsort, angestellet, und 1763 im 80. Jahr seines Alters dem Major Carl Heinrich von Wrangel von Wort zu Wort aus dem Gedächtniß zum Abschreiben vorgesaget hat." — Einen weitern Theil seiner Zeit füllte die Pflege seines kleinen Gärtchens und das Zeichnen von Festungsplänen aus. Letztere hatte er dem König von Preußen zum Geschenk zugedacht. Da es aber den Gefangenen verboten war, zu schreiben, und ein Soldat, den er wegen Diebstahls hatte verhaften lassen, angezeigt hatte, daß die Bedienten des Grafen demselben Feder und Tinte zugetragen hätten, so fürchtete er eine Durchsuchung seiner Papiere und daraus erwachsende Weiterungen, und verbrannte alles. Zum Glück fiel dies erst im letzten Jahre seiner Gefangenschaft vor, sodaß er bis dahin doch den Trost dieser Beschäftigung gehabt hatte. Weiter unterrichtete er einige junge Leute in Geometrie und Ingenieurwissenschaft, machte zahlreiche Entwürfe zur Verbesserung der russischen Staatsverwaltung, die er an den Senat einschickte, in dessen Archiven sie freilich ungenutzt vermodert sein werden, und controlirte, er, der Staatsgefangene, die Woiwoden der Umgegend dergestalt, daß sie ihn so gefürchtet haben sollen, als wenn er Generalgouverneur von Sibirien gewesen wäre. Sobald er etwas von ihren Unterschleifen erfuhr, bedrohte er sie, den Hof davon benachrichtigen zu wollen. Er mochte viel dergleichen erfahren haben; denn er schrieb am 12. Dec. 1763 an

Büsching u. a.: „Eine zwanzigjährige Erfahrung in einem Exilio hat mich gelehret, daß vom Woiwoden an bis zum letzten Kanzleibedienten in den woiwodischen Gerichten kein einziger ist, der auf das Interesse der Landesherrschaft, viel weniger des Reichs und auf die Erhaltung der Unterthanen bedacht wäre; denn ein jeder derselben denkt auf nichts anders, als nur seinen eigenen Nutzen zu befördern. Hieraus folgt das zweite Uebel, welches ist ein ungerechtes Gericht, da allemal der Ungerechte obsiegt, und der Gerechte beleidigt, übervortheilt, ruinirt und öfters schändlich gestraft wird. Es ist erstaunend und fast unglaublich, wie ungescheut und gottlos man hierunter zu Werke gehet. Es wäre zu wünschen, daß dieses Unheil nur allein in den Woiwodschaften herrschte; es sind aber die meisten Gouvernementskanzleien und andere Dikasteria nicht davon frei."

Endlich nach mehr als 20 Jahren schlug die Stunde der Befreiung. Es ist ein bezeichnender und gewiß sehr natürlich begründeter Zug, daß Münnich später erklärte, die wenigen Wochen, die zwischen der Nachricht von dem Tode der Kaiserin Elisabeth und von der Thronbesteigung Peter's III. und der Ankunft seines Freiheitsboten vergingen, seien ihm länger vorgekommen, als die vielen vorhergehenden Jahre der Gefangenschaft. Er hatte sich in das unausweichliche Schicksal finden können. Von dem Augenblicke an aber, wo eine begründete Hoffnung der Befreiung und Herstellung aufging, war ihm jeder Tag der verlängerten Ungewißheit und Entbehrung zuviel. Am 11. Febr. 1762 hielt er eben seine gewöhnliche Morgenhausandacht, als, ihm unbemerkt, ein Senatscourier ankam, der die befreiende Ukase brachte. Ein Bedienter wollte mit der frohen Botschaft hereinbrechen, ward aber von der Gräfin, die den Courier wohl be-

merkt hatte, zurückgewinkt, damit ihr Gemahl nicht im Gebete gestört werde. Erst als dieses beendigt war, berichtete man dem Grafen, daß ein Courier angekommen sei, und gleich darauf ließ der Wachoffizier, der bisher stets ohne Meldung und Anklopfen in das Zimmer getreten war, um Erlaubniß bitten, hereinkommen zu dürfen. Er überbrachte die kaiserliche Ukase, bei deren Empfang der Graf mit seiner Gemahlin sogleich auf die Knie sank und Gott demüthigst für ihre Befreiung dankte. Er wäre sofort abgereist, wenn nicht einige Leute von seiner Dienerschaft 340 Werste weit auf den Jobitscher Markt gereist wären, um nun unnöthig gewordene Vorräthe für ein weiteres Exiljahr einzukaufen. Sie wurden durch einen Eilboten zurückgerufen und am Abend des 19. Febr. trat Münnich seine Rückreise an, die er, auf elenden Schlitten, bei schon schlecht gewordenen Wegen, Tag und Nacht fortsetzte. Am 28. Febr. verließ er den Boden Sibiriens und traf am 16. März in Moskau, wo die verwitwete Feldmarschallin Apraxin in ihrem schön beleuchteten Palaste Empfangsanstalten für ihn hatte treffen lassen, und am 24. in St. Petersburg ein. Ueberall unterweges hatten sich Offiziere und Beamte, die früher unter seinem Befehl gestanden, eingefunden, ihm Glück zu wünschen; 30 Werste von St. Petersburg kam sein Sohn, der in der Zwischenzeit zwar keine Gunst, aber auch keine Verfolgung erfahren hatte, und dessen Tochter Anna Ulrike, mit ihrem Gemahl, dem Geheimrath v. Vietinghof, entgegen. Kaiser Peter III. ließ ihn durch einen Generaladjutanten begrüßen und ihm sagen, daß er sich zunächst einige Tage Ruhe gönnen möge. Am 30. März schickte er ihm, durch den Generaladjutanten Gudowicz, einen Degen und erklärte ihn zu seinem Feldmarschall, mit der Anciennetät, die er vom

25. Febr. 1732 an gehabt. Es wurde ihm jedoch das Patent darüber erst von der Kaiserin Katharina II., am 17. Sept. 1763, ausgestellt. Am 31. März hatte er seine erste Audienz bei dem Kaiser, wobei ihm dieser eigenhändig den St. Andreasorden umhängte und ihn fragte: ob sein Gesundheitszustand ihm bei seinen hohen Alter noch ferner zu dienen gestatte. Der Feldmarschall hielt darauf folgende charakteristische Rede:

Gott hat Ew. Kaiserliche Majestät zum Monarchen gesetzt über ein Reich, dessen Grenzen noch nicht gemessen, und über ein Volk, dessen Zahl noch nicht bestimmt worden, über ein Volk, welches in vielen Stücken den Vorzug vor allen europäischen Völkern hat. Denn ich selbst habe mit der glorieusen russischen Armee in den Feldzügen durch die Steppen, da man Mangel an Wasser und Lebensmitteln hat, und mit dem gemeinen Volk, an den schwersten Arbeiten, als am ladogaischen Canal, an Linien und Festungen, bei sehr geringer Verpflegung, dasjenige glücklich ausgeführet, was ich mit einer andern Nation zu unternehmen mich nicht getrauet. Und wo ist ein Volk, welches ganz Europa ohne Proviant durchziehen, und ohne Brücken alle Ströme, auch die breitesten, passiren könnte? das Pferdefleisch essen, das Blut derselben trinken, und sich mit wilden Aepfeln und dergleichen zu nähren wüßte, wie die donischen Kosacken und die Kalmücken, welche letztere keine Häuser haben, sondern in Kibitken oder Hütten wohnen, weder säen noch ernten, kein Heu machen, und an kein Brot gewöhnt sind, dabei aber die allerexactesten Truppen und besten Soldaten in der Disciplin und so vorsichtig sind, daß man sie weder im Lager noch auf dem Marsch überfallen kann. Gott hat aber auch zugleich auf Ew. Kaiserl. Maj. Schultern eine große Bürde gelegt. Wer an der Last, mit welcher die Regierung des russischen Reiches begleitet ist, zweifelt, der gehe in das Leben Peter's des Großen, Ihro Kais. Maj. Großvaters glorwürdigsten Andenkens, hinein, und betrachte dessen erstaunende Arbeit und Bemühungen. Wer dieselben nicht gesehen, dem sind sie unbegreiflich; wer aber ein Zeuge davon gewesen, wie ich, der kann sie nicht genug bewundern. In der Regierung war er der größte Staatsmann und Legislator, bei der Armee der größte General, bei der Flotte der erfahrenste Admiral, beim Schiffbau,

Canal und anderer gemeinen Arbeit ein gemeiner Mann, der selbst Hand anlegte. Was hat dieser unvergleichliche Monarch nicht eingerichtet und zu Stande gebracht? Alles was wir Großes in Rußland sehen, dazu hat er den Grund gelegt: aber wie viel ist nicht wegen seines gar zu frühzeitigen Ablebens unausgeführt und unvollkommen geblieben? Dieses alles hat er Ew. Kaiserl. Maj. weisester Regierung überlassen, und zu dessen Ausführung gehören treue und geschickte Männer. Ich Allerunterthänigster habe mein Vaterland verlassen, um das Glück zu haben, dem unvergleichlichen Monarchen Peter dem Großen zu dienen. Ich kann mich rühmen, daß ich sein Favorit und vertrautester General gewesen: aber sein unvermutheter Tod hat ihn mir zu früh entrissen. Da nunmehr Ew. Kaiserl. Majestät mich aus der Finsterniß wieder ans Licht gebracht, und aus Sibirien mich zu Dero Füßen zu legen und vor Dero hellleuchtendem Throne heute zu erscheinen allergnädigst befohlen haben: so bin ich bereit und willig, mein Blut und Leben in den glorreichen Diensten des allerhöchsten Beherrschers Rußlands aufzuopfern. Eine lange Entfernung von dem Thron der Majestäten so wenig, als die sibirische Kälte, hat das Feuer, welches in meinem treuen Herzen für das Interesse des russischen Reichs und für den Ruhm der Beherrscher desselben ehedessen so helle gebrannt, daß es jedermann durch meine geleisteten treuen Dienste in die Augen geleuchtet, im geringsten nicht dämpfen können.

Nachdem er diese Worte gesprochen, kniete der alte Mann nieder und dankte dem Kaiser für die ihm erwiesene Gnade, die doch nur das Unterlassen der Fortsetzung einer schreienden Ungerechtigkeit der vorhergehenden Regierung war. Der Kaiser hob ihn huldreich auf, unterhielt sich freundlich mit ihm und nahm ihn mit zur Parade. Am Abend desselben Tages erschien der Feldmarschall zum ersten Male wieder bei Hofe, und damals soll der Kaiser den Versuch gemacht haben, ihn mit Biron zu versöhnen, indem er beider Hände ineinander gelegt. Sie haben sich im Herzen wol fortwährend gegrollt, scheinen aber von da an wenigstens auf Hofmanier miteinander gelebt zu haben.

Im übrigen geschah in der kurzen Regierung Peter's III. wenig Weiteres für Münnich, und wenig oder nichts durch ihn. Der Kaiser bestimmte weder für ihn, noch für die übrigen aus Sibirien zurückberufenen Staatsmänner ein Einkommen. Eine Erstattung des confiscirten Vermögens war nur dann thunlich, wenn es in die Hände des Staats, oder solcher Personen gekommen war, die jetzt ihrerseits gestürzt wurden, und das letztere trat zu jener Zeit nicht ein. Der Kaiser schenkte jedoch dem Feldmarschall ein meublirtes steinernes Haus auf dem Stückhofe, das er zu diesem Zweck erkaufte, und der Gemahlin desselben 2000 Rubel, zu Arzneien, wie er sagte. Münnich hätte, in seinem unverwüstlichen Thätigkeitstriebe, gern seine gesammten Aemter wieder übernommen und mit Eifer verwaltet, ward aber nur zum Mitglied einer Commission mit unbestimmten Vollmachten ernannt, die allerdings allmählich ganz an die Stelle des ehemaligen Cabinets trat, in der aber die Günstlinge des Kaisers, Melgunoff, Gudowicz und besonders Wolkoff, die Oberhand hatten.

Münnich war am 28. Juni/9. Juli in Oranienbaum, als die Katastrophe eintrat, die dem Kaiser Thron und Leben kostete (Bd. I, S. 1 ff.). Er that alles, was Dankbarkeit und Treue von ihm fordern konnten; aber Peter III. war nicht zu rathen. Münnich forderte ihn auf, nach St.-Petersburg zu gehen und dem Aufstand persönlich entgegenzutreten, und erbot sich, ihn zu begleiten, misbilligte alle zu spät kommende Concessionen, und rief dem Kaiser zuletzt zu: er möge wenigstens als Kaiser zu sterben wissen, wenn er nicht als Kaiser zu leben verstehe. Es war alles fruchtlos. Die Kaiserin Katharina II. hatte keinen Grund, einem Mann zu zürnen, der zwar ihrem Gemahle die Treue der Pflicht be-

währt hatte, aber niemals ihr Feind gewesen war und dessen Verdienste sie zu würdigen verstand. Sie erhielt ihm die kaiserliche Gnade und wies ihm zugleich den Wirkungskreis an, für den er am besten geschaffen und dem er noch jetzt gewachsen war, indem sie ihn (21. Aug. 1762) zum Generaldirector des baltischen, revalschen und narvischen Seehafens und der Bauten daran, sowie an dem kronstädtischen und ladogaischen Canal und den bolchoffischen Wasserfällen ernannte. Die Thätigkeit, die er in dieser Function entfaltete, überstieg die Erwartung des Publikums und die Wünsche seiner Untergebenen weit. Er griff die Sache mit dem Feuer eines Jünglings an, ließ sich durch keine Ungunst der Witterung von seinen Inspectionsreisen abhalten, übte die strengste Controle und arbeitete rastlos für Fortschritt. Er wirkte den Befehl aus, daß an den Schleusen des Ladogacanals alles, was bis dahin von Holz gewesen war, von Stein erbaut wurde. In dem baltischen Hafen führte er, nach seinen eigenen Angaben, einen Bau aus, an dem man sich von 1721—1762 vergebens versucht hatte. Die Kaiserin, welche 1764 die genannten Häfen besichtigte, bezeigte ihre größte Befriedigung. Doch soll, wie Büsching (a. a. O. S. 523) erwähnt, der Neid, der also selbst die Verdienste des der Politik entfremdeten Greises noch verfolgt hätte, eine öffentliche Erwähnung Münnich's und seiner Werke in den amtlichen Zeitungsberichten verhindert haben. — Neben diesen Geschäften nahm Münnich sich damals, wie früher, mit besonderem Eifer der Angelegenheiten der lutherischen St.-Petrikirche und Schule zu Petersburg an. Er war von 1727—1741 und dann wieder von 1762—1766 Patron dieser Kirche und Gemeinde. Für sie erbat er 1728 von Peter II. einen schönen Bauplatz, entwarf den Plan der

Kirche selbst, legte (29. Juni 1728) den Grundstein, überwachte den Bau und überreichte, bei der Einweihung am 14./25. Juni 1730, dem Pastor Nazzias vor dem Altar die Schlüssel. 1764 schenkte er 1000 Rubel zur Verbesserung des Kirchengebäudes. Der von Büsching bei dieser Kirche begründeten und am 1. Oct. 1762 eröffneten Schule für Sprachen, Künste und Wissenschaften nahm er sich eifrigst an und wirkte ihr 1764 ein treffliches kaiserliches Privilegium aus, sowie eine Schenkung der Kaiserin von 3000 Rubel und des Großfürsten von 1000 und ansehnliche Beiträge von Privaten, gab auch seit 1765 jährlich 300 Rubel zum Schulfonds. Die Schule bezeigte ihre Dankbarkeit, indem sie 1764 sein lebensgroßes Bildniß im Schulsaale aufstellte. Als 1764 das kaiserliche Justizcollegium der lief-, esth- und finnländischen Sachen den Versuch machte, die Anstalten der evangelischen Gemeinden in St.-Petersburg und speciell die der St.-Petrigemeinde und ihrer Anstalten zu beeinträchtigen und dabei bis zur Verhaftung des Pastors Großkreuz schritt, wendete er in der Sache soviel Feuer, Muth und Fleiß auf, als er nur in einem Feldzuge hätte bewähren können, und that und wagte das Mögliche, bei der Kaiserin, dem Senate, den Ministern, sah auch zuletzt seine Bemühungen mit dem erwünschten Erfolge gekrönt. Mit Büsching kam er bald darauf in Zerwürfnisse, bei denen er jedenfalls den Eigensinn und die rechthaberische Starrheit gezeigt zu haben scheint, von denen er überhaupt nicht frei war und die mit Büsching's freiwilligem Rücktritt endigten.

Seit 1763 hatte er eine Reise nach Deutschland vor, schob sie aber immer von einer Zeit zur andern auf, bis sie zuletzt ganz unterblieb. Zum Theil lag dies an den Verhandlungen mit Biron über die schlesischen Güter.

Münnich verzichtete auf alle Ansprüche auf Wartenberg und Bralin und trat auch die von ihm gekauften Güter an den Herzog ab, wogegen ihm dieser gegen 100,000 Thlr. zu zahlen versprach. Um dieses Geld gewiß und nöthigenfalls mit Hilfe des Hofes zu bekommen, mochte der Feldmarschall Petersburg nicht verlassen. — Noch 1765 hatte er sich so kräftig gefühlt, daß er geschrieben: „ein ehrlicher Mann lebet wol hundert Jahre." Zu Ende des Jahres 1766 gab er das Patronat der St.-Petrikirche auf und 1767 empfand er die Abnahme seiner Kräfte so, daß er um seinen Abschied bat, den ihm die Kaiserin jedoch in der gnädigsten Weise abschlug, wol weil sie wußte, daß er ohne Arbeit nicht leben könne. Nach einer längeren Krankheit, dergleichen ihn in den letzten Jahren mehrfach heimsuchten, und die er mit christlich-frommer Geduld und Fassung ertrug, starb er am 16./27. Oct. 1767 im 85. Jahre. Seine Leiche wurde mit allen militärischen Ehren nach der St.-Petrikirche geleitet, ist aber später in das Erbbegräbniß zu Neu-Huntorf gebracht worden.

Büsching erzählt: ein Mann, der den Feldmarschall Münnich vor seiner Verbannung viele Jahre gekannt, habe behauptet: an dem Grafen Münnich sei nichts klein; seine guten und seine schlechten Eigenschaften seien groß. Er sei ein wahrer Contrast vom Guten und Bösen. Wenn hier Büsching beifügt: das könne man von allen Menschen sagen, so hat er insofern recht, als das Wesen aller Menschen aus einer Mischung guter und übler Eigenschaften besteht, insofern aber unrecht, als es, namentlich in den neueren Zeiten, doch nichts weniger als bei allen Menschen gilt, daß ihre guten und schlimmen Eigenschaften groß wären. Bei Münnich scheinen uns zudem die guten Eigenschaften doch die

bösen überwogen und auch in ihrer Intensität und Dauer übertroffen zu haben. Büsching selbst schildert den Feldmarschall, für den er, ungeachtet er sich zuletzt persönlich über denselben zu beklagen gehabt hatte, sichtliche Bewunderung empfand — ein Verhältniß, das beiden Theilen zur Ehre gereicht —, ungefähr in folgender Weise: „Er war wohlgewachsen und von einer ansehnlichen Leibesgestalt. Er hatte eine starke, lebhafte und feurige Natur. Seine Augen und Gesichtszüge kündigten einen scharfsinnigen, ernsten, muthvollen und standhaften, also auch ehrwürdigen, aber auch einen furchtbaren Mann an, und selbst seine größte Freundlichkeit hob diesen Eindruck nicht auf. Seine Stimme sowol als seine Haltung entsprach einem Feldherrn, und wie immer man ihn ansah, erkannte man leicht, daß er geboren und gemacht war, zu befehlen. Er schlief sehr wenig und dies nur einige Stunden des Nachts. Auf seinen Feldzügen ist er nur ein einziges mal durch Fermor geweckt worden, während er sonst stets der erste war, der aufstand. Bis an seinen Tod war er einer der fleißigsten und stärksten Arbeiter. Wenn er etwas unternahm, so dachte er unaufhörlich daran, und ruhete nicht eher, ließ auch andern Personen, vom höchsten bis zum niedrigsten Range, nicht eher Ruhe, als bis es ausgeführt war. Die größten Schwierigkeiten konnten ihn nicht schrecken; er wagte das Aeußerste, und weil ihm so oft die schwersten Unternehmungen gelungen waren, so versuchte er alles, was er für möglich hielt, mochte es kosten was es wolle. An das Schreiben war er so gewohnt, daß er selbst im hohen Alter fast nichts lieber that, als täglich eine Menge Briefe und andere Aufsätze in deutscher, französischer und russischer Sprache dictiren, und alle seine Secretäre eher ermüdete, als sich selbst.

In seiner Schreibweise übertraf er viele Gelehrte. Sie war, wie sein persönliches Benehmen, insinuant und dabei äußerst correct. Ordnung, Nettigkeit und Schmuck liebte er ungemein und bis an sein Ende, und beobachtete sie an seiner Person, in seinem Hause und bei allem, was von ihm abhing. Seine Neigung zum Bauen war sehr groß, und er wendete und verschwendete viel eigenes und fremdes Geld daran. Er selbst schrieb darüber einmal an Büsching: «Ich meines Orts bin zum Bauen und zur möglichsten Verbesserung unsers schönen Erdkreises sehr geneigt.» Man kann mit Recht behaupten, daß er einer der besten Ingenieurs seines Jahrhunderts gewesen ist. Er besaß noch viele andere Kenntnisse und Wissenschaften, und war so geschickt, wie geneigt, mit Künstlern und Gelehrten umzugehen. Wenn er wollte, verstand er Herzen zu gewinnen, und suchte und wußte insonderheit dem weiblichen Geschlechte zu gefallen." Weiter verbreitet sich Büsching über Münnich's Jähzorn und über anscheinend widersprechende Fälle, wo er sich versöhnlich und wo er sich nachtragend gezeigt habe, Fälle, die er zuletzt insoweit vereinigt und erklärt, als er meint: „Wenn er (Münnich) sich gegen Personen, die geringer als er waren, in Heftigkeit verging, so kam es ihm nicht schwer an, sich bei denselben zu entschuldigen und sie wieder zu begütigen. Hatte er aber mit solchen, die höher als er standen, oder mit seinesgleichen zu thun, so konnte er es nicht über sich bringen, ihnen die Hand zur Versöhnung zu reichen." Ehrgeizig sei er in hohem Grade gewesen, und nach den türkischen Feldzügen habe er seine Ansprüche ungemein gesteigert. Doch hat ein General von ihm gesagt: „Münnich betrug sich wie ein souveräner Fürst; aber er schaffte auch allen Offizieren

am Hofe Ansehen. Damals, als ich sein Adjutant war, glaubte ich mehr zu sein, als jetzt, wo ich Chefgeneral bin."

Seine Verdienste um Rußland wurden von der geistvollen Kaiserin Katharina II. so vollständig anerkannt, daß sie von ihm sagte: „Münnich ist zwar kein Sohn, aber ein Vater des russischen Reiches."

VII. Lord Camelford und Lord Digby.

Herrschend und mächtig steht die englische Aristokratie in einer Staatsverfassung da, die sie sich eigens für ihre Herrscherzwecke gebildet hat, und durch die sie doch wieder genöthigt wird, ihre Macht zum Besten des Volkes zu gebrauchen. Wer, der die lange Reihe der Staatsmänner überblickt, die sich aus jener Aristokratie heraus auf Minister- oder Oppositionsbänke gesetzt haben, könnte zweifeln, daß diese Aristokratie, nach Kraft und Willen, immer noch einen reichen Beruf zu ihrer Aufgabe dargelegt hat? Dem thut es keinen Eintrag, daß in gar manchen Einzelfällen die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse und der Erziehung, unter denen die englischen Erbgroßen aufwachsen, neben angebornen Richtungen, ebensoviel für die Bewährung jenes Berufes, wie auch für das Ausbrechen von mancherlei Excentricitäten gethan hat, die nicht immer blos das vorübergehende Aussäen des wilden Hafers, wie der Engländer es nennt, gewesen, oder durch entgegenstehende bessere Züge gutgemacht worden sind.

Sie wurden es, wenigstens in den Augen eines milden und billigen Richters, in dem Falle des Mannes, von dem wir unsern Lesern einige Züge berichten

wollen.[1]) Thomas Pitt Lord Camelford war der Urenkel jenes Gouverneurs von Madras, dem das Glück den berühmten Diamanten in die Hände führte, welchen der Herzog von Orleans für zwei Millionen Francs kaufte und der dafür noch jetzt den Namen des Regenten von Orleans trägt und zu den kostbarsten Kleinodien der französischen Krone gehört. Der glückliche Käufer und Verkäufer, Thomas Pitt, legte seine indischen Gewinne in englischen Landgütern und verrotteten Burgflecken an, die ihm die Verfügung über einige Stimmen im Parlamente sicherten, wie er denn selbst das berüchtigte Old Sarum im Hause der Gemeinen vertrat. Sein Sohn Robert folgte seinem Beispiele und saß, erst für Old Sarum, dann für Oakhampton im Parlamente. Von dessen zwei Söhnen erbte der ältere, Thomas, die Güter und den parlamentarischen Einfluß seines Vaters; der zweite hatte ein noch werthvolleres Besitzthum: ein vorragendes Talent und einen für große Dinge geschaffenen Charakter; es war der berühmte ältere Pitt[2]), der nachherige Earl von Chatham, der noch stolzer, als auf diesen von der Krone verliehenen Titel, auf den des großen Commoners war, den er sich bei dem Volke verdient hatte, und den er sich verdient hatte, indem er unverrückt seiner Ueberzeugung folgte und weder rechts noch links nach Gunst oder Abgunst sah. Auch er trat übrigens zuerst für Old Sarum ins Haus. Auch er vererbte seine Titel und ein Jahrgeld von 4000 Pfund, das der Familie des unbemittelt gestorbenen großen

---

1) Nach Burke, Anecdotes of the Aristocracy, II, 272 ff.

2) Wilhelm Pitt, Earl von Chatham, geb. 15. Nov. 1708, † 11. Mai 1778.

Staatsmannes ausgesetzt worden, seinem ältesten Sohne, seine Talente und seinen Ruhm einem jüngern Sohne hinterlassend.

Der Pitt, welchem der gegenwärtige Aufsatz gewidmet ist, war ein Enkel des Thomas Pitt, des älteren Bruders des großen Chatham. Sein Vater ward 1784 zur Peerschaft erhoben; seine Schwester Anna war mit Lord Grenville [1]) vermählt, einem Sohne des berühmten Georg Grenville (geb. 1712, 1763 Kanzler der Schatzkammer, † 1770), und der selbst ein gefeierter Redner und Staatsmann war. Er war am 26. Febr. 1775 geboren, und zeigte früh einen, zwar kräftigen und männlichen, aber eigenthümlichen und unlenksamen Geist. Den ersten Unterricht erhielt er zu Bern, kam dann auf die Charterhouseschule, und trat, seinem eigenen Wunsche zufolge, zeitig als Midshipman in die königliche Flotte. In dieser Eigenschaft machte er seine erste größere Seefahrt unter dem wackern Capitän Riou, 1789 in der Fregatte Guardian (Wächter), welche Vorräthe für die neue Strafcolonie zu Botanybai überführen sollte. Das Schiff hatte Unglück und kam in solche Gefahr, daß der Führer desselben der Mannschaft freistellte, auf den Booten ihre Rettung zu suchen, während er selbst entschlossen war, auf dem Schiffe auszuharren. Denselben Entschluß

---

1) Wilhelm Wyndham Grenville, geb. 1759, seit 25. Nov. 1790 Lord Grenville, † 1834. Den Namen Wyndham hatte er von seiner Mutter, Elisabeth, einer Tochter Sir Wilhelm Wyndham's, Baronets, die sich 1749 mit Georg Grenville vermählt hatte und 5. Dec. 1769 †. Sein ältester Bruder Thomas folgte seinem Oheim als Earl von Temple; der zweite Bruder, Thomas Grenville, vertrat die Grafschaft Buckingham im Parlamente. Er selbst vermählte sich 18. Juli 1792 mit Anna Pitt, der Schwester des Thomas letzten Lords Camelford, hinterließ aber keine Kinder.

theilten 90 wackere Seemänner und unter ihnen auch der junge Pitt. Ihr treuer Muth wurde belohnt. Sie brachten, nach einer fast wundergleichen Fahrt, das Schiff, das nur noch ein Wrack war, in den Hafen des Caps der guten Hoffnung, von wo dann der junge Pitt in dem Packetboot Prinz von Oranien nach der Heimat segelte und im September 1790 zu Harwich anlangte.

Weit entfernt, durch die bestandenen Drangsale und Gefahren abgeschreckt zu sein, suchte und erwirkte er, bald nach seiner Rückkehr, die Aufnahme auf das Schiff Discovery (Entdeckung), das soeben zu einer Entdeckungsreise unter dem berühmten Capitän Vancouver [1]) ausgerüstet wurde, zu einer Reise, die in Gegenden ging, welche ungleich mehr Beschwerden und Gefahren, als Genüsse versprachen. Er begleitete seinen Capitän jedoch nur auf dem ersten Theil seiner Reise und schied in einem sehr bedauerlichen, ja verhängnißvollen Unfrieden von ihm. Mag es sein, daß das widerspenstige und unlenksame Benehmen, das er sich zu Schulden kommen ließ, nicht aus verderbtem Herzen floß, sondern in den Besonderheiten seines Temperamentes wurzelte, möglich auch, daß Vancouver den jungen Menschen nicht auf der rechten Seite zu fassen wußte, unverständig war das Benehmen des letztern jedenfalls, und dem Capitän Vancouver gereicht es zur Ehre, daß er die unerläßliche Schiffsdisciplin auch gegen den Sohn eines Lords zur Geltung brachte. Dieser aber konnte die Strenge, mit

---

1) Geb. um 1750, mit Cook auf dessen zweiter und dritter Reise, ward 1790 Capitän, stellte 1791—95 Forschungen an der Nordwestküste von Amerika an, † 1798 zu Petersham. Siehe Vancouver's Entdeckungsreise in dem nördlichen stillen Ocean und um die Erde; London, 1798.

der man ihn an seine Pflicht gewöhnen wollte, nicht vertragen, verließ das Schiff in den indischen Meeren, und ging auf die Resistance (Widerstand) über, wo er von Sir Eduard Pakenham zum Lieutenant bestellt wurde. Während seiner Abwesenheit starb sein Vater, und als er im October 1796 nach Hause kehrte, war er Lord und Peer des Reichs und Besitzer der Güter, die seit dem alten Gouverneur von Madras in dem ältern Zweige der Pitt'schen Familie vererbt waren. Auch Vancouver war seit einem Jahre zurückgekehrt, und es ist wol der schlimmste Zug in dem Leben Lord Camelford's, den die inzwischen verflossenen Jahre noch nicht zu der Einsicht gebracht hatten, wie gewiß Vancouver in seinem Rechte gewesen und wie er selbst sich als ein übermüthiger, trotziger Junge gezeigt hatte, daß er seinem alten Capitän, der seit ihrem Zwiste vier beschwerdevolle Jahre im Dienste des Vaterlandes und der Wissenschaften verbracht hatte, die Strenge noch immer nachtrug, deren Anwendung gegen ihn er selbst durch sein unbotmäßiges Betragen provocirt hatte. Vancouver war keiner jener eigenmächtigen Seetyrannen, denen es Vergnügen machte, ihre Gewalt zur Peinigung ihrer Untergebenen zu misbrauchen, und für die es eine heilsame Lection sein konnte, wenn ein Opfer ihrer grausamen Laune sich ihnen nach der Rückkehr als Mann gegen Mann entgegenstellte. Dergleichen Leute pflegten ihren Uebermuth nicht an Lordssöhnen auszulassen, sondern waren in der Regel ebenso servil gegen Vornehme, wie tyrannisch gegen Arme und Schutzlose. Lord Camelford aber konnte es nicht vergessen, daß ihm die Rücksichten nicht gezollt worden, die er als der Nachkomme eines Mannes, der das Glück gehabt, einen kostbaren Edelstein wohlfeil einzukaufen und theuer zu verkaufen, von

einem Sohne seiner eigenen Thaten fordern zu können glaubte. Man kann ein rasches Aufbrausen nachsehen, wenn der Hitzige ebenso rasch zum Vergeben ist, und das Nachtragen ist einer der mislichsten Züge in der Menschennatur. Aber kaum fand Lord Camelford bei seiner Rückkehr, daß auch Vancouver zurückgekehrt sei, als er ihm eine Ausforderung zuschickte. Der Capitän erwiderte, daß das üble Benehmen Sr. Lordschaft ihn genöthigt hätte, zu den Maßregeln zu greifen, über die er sich beklagte, und daß sie zur Aufrechthaltung der Disciplin unerläßlich gewesen seien. Zugleich erbot er sich, die Angelegenheit dem Urtheil jedes beliebigen Flaggenoffiziers der königlichen Flotte anheimzugeben, und machte sich verbindlich, falls die Entscheidung wider ihn ausfiele, dem Lord die Genugthuung zu geben, die er begehrte. Es macht ihm Ehre, daß er ein Leben, das er oft im Dienste des Gemeinwohls aufs Spiel gesetzt, nicht dem Eigenwillen eines übermüthigen jungen Menschen preisgeben wollte. Lord Camelford nahm aber selbst jenen billigen Vorschlag nicht an, sondern bedrohte den Capitän mit persönlicher Mishandlung; ja, als sie sich bald darauf in der Bondstraße begegneten, wurde er nur durch die Dazwischenkunft seines Bruders verhindert, sich an Vancouver zu vergreifen. Es wird behauptet, daß der Aerger über diese Vorgänge und die Besorgniß, sie möchten doch einen Schatten auf seine Ehre werfen, den nicht sehr lange darauf erfolgenden Tod jenes verdienstvollen Offiziers beschleunigt hätten.

In demselben Jahre, in welchem Vancouver starb, gab Lord Camelford durch eine viel gewaltsamere Maßregel, als über die er sich so bitter beschwert hatte, den Beweis, daß er selbst sehr eifrig war, seine Autorität selbst in Fällen geltend zu machen, wo dieselbe wesentlich

zweifelhafter war, als die des Vancouver über ihn. Die jungen Hochadeligen in England avanciren im Staatsdienste rasch, und so wurde auch Lord Camelford bald nach seiner Rückkehr zum Capitän der Schalupe Favorite bestellt. Mit dieser segelte er nach den westindischen Gewässern, und lag im Januar 1798 in dem englischen Hafen auf Antigua. Neben ihm lag die Schalupe Perdrix, deren Capitän, Mr. Fichie, aber abwesend, zu St. Kitts, war, und den Befehl des Schiffs seinem Lieutenant, Mr. Peterson, übertragen hatte. Lord Camelford, der sich nun als den commandirenden Offizier im englischen Hafen betrachtete, erließ eine auf alle englischen Schiffe in diesem Hafen bezügliche Ordre. Dieser weigerte sich Mr. Peterson zu gehorchen, weil er von der Ansicht ausging, daß Lord Camelford, der ihm zwar im Dienstrange, aber nicht im Dienstalter vorausging, ihm nichts zu befehlen habe, daß vielmehr er, Peterson, als der älteste Offizier, den Befehl im englischen Hafen habe. Ohne mit den hier einschlagenden Punktiliositäten des englischen Schiffscomments genau bekannt zu sein, halten wir doch dafür, daß Mr. Peterson unrecht hatte. Indeß muß sich manches für seine Ansicht haben sagen lassen, da der sonst gerühmte Offizier sich außerdem schwerlich so widersetzlich gezeigt haben würde. Wie dem auch sei, es erwuchs ein bitterer Streit aus jener Frage. Die beiden Schiffe lagen dicht nebeneinander auf den Werften, um ausgebessert zu werden, und bei dem Beginn des Streites sammelten sich um jeden der zwistigen Offiziere Angehörige ihrer Mannschaften. Es fielen zornige Worte; der Lieutenant bestand auf seiner Weigerung, und bald darauf erschienen 12 Mann von der Mannschaft der Perdrix bewaffnet

auf dem Platze. Mr. Peterson stellte diese Leute in einer Reihe auf und trat mit gezogenem Degen an ihre Spitze. Lord Camelford rief sofort seine Marinesoldaten vor und stellte sie den Leuten des Lieutenants Peterson gegenüber auf. Dann entfernte er sich auf kurze Zeit, borgte sich von einem Offizier auf den Werften eine Pistole, kam zurück, ging auf den Lieutenant los, fragte ihn, ob er noch immer dabei verharre, seinen Befehlen nicht zu gehorchen, und als der Lieutenant erwiderte: „Ja, ich beharre dabei", setzte ihm Lord Camelford die Pistole auf die Brust und schoß ihm durch den Leib. Peterson stürzte sogleich und verschied lautlos und ohne Zucken. Die Mannschaften kehrten ruhig auf ihre Schiffe zurück und Lord Camelford überlieferte sich dem Capitän Watson von der Schalupe Beaver (Biber).

Die Autorität des Dienstes war gerettet; aber zunächst erregte der gewaltsame Schritt, durch den dies geschehen war, große Aufregung in dem Hafenplatze. Lieutenant Peterson war ein Eingeborner einer Nachbarinsel, aus achtbarer Familie und persönlich geschätzt. Nur die feierlichsten Versicherungen, daß eine gerichtliche Untersuchung angestellt werden solle, konnten das niedere Volk in St. Johns abhalten, sich an der Person Sr. Lordschaft zu vergreifen. Das Todtenschaugericht, welches über die Todesart des Lieutenants zu sprechen hatte, fällte den Wahrspruch: daß er sein Leben bei einer Meuterei verloren habe. Lord Camelford wurde in der Schalupe Beaver nach der Fort Royalbai auf Martinique gebracht, wo sich am Bord des Invincible ein Kriegsgericht versammelte und vom 20.—25. Jan. versammelt blieb, dann aber zu der Entscheidung kam: „daß der sehr außerordentliche und offenbare Ungehorsam

des Lieutenant Peterson gegen die rechtmäßigen Befehle des Lord Camelford, der zu jener Zeit der obere [1]) Offizier im englischen Hafen gewesen, und die gewaltsamen Maßregeln, welche Lieutenant Peterson ergriffen, um sich jenem zu widersetzen, indem er die Mannschaft des Schiffes Perdrix bewaffnet, für den Dienst Sr. Majestät höchst nachtheilige Handlungen der Meuterei gewesen seien, der Hof daher einstimmig erkenne, der genannte Lord Camelford sei ehrenvoll loszusprechen, und ihn demgemäß andurch einstimmig und ehrenvoll losspreche."

Der Lord übernahm nun den Befehl seines Schiffes wieder, gab aber bald darauf sowol diesen Befehl, als den ganzen Seemannsberuf auf. Solange er im Dienste gewesen, hatte auch sein persönliches Erscheinen die Zeichen der Wunderlichkeiten getragen, die ihm sein Leben lang eigen waren. Sein Anzug bestand aus einem schlichten Lieutenantsrock, ohne Epauletten und mit so spangrünen Knöpfen, wie der Boden des Schiffs. Der Kopf war kurz geschoren und er trug einen ungeheuern Dreimaster mit Goldtressen. Er soll streng auf Beobachtung der Disciplin gehalten haben, aber auch sehr sorgsam für die Pflege der Kranken gewesen sein.

Jetzt jedem regelmäßigen Berufe entzogen, führte ihn sein unstetes und ruheloses Temperament auf mancherlei wundersame Einfälle. Bald nach seiner Rückkehr nach England kam er auf den Gedanken, nach Paris zu gehen und die damaligen Beherrscher Frankreichs mitten in ihrer Hauptstadt anzugreifen. In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend, am 18. Jan. 1799, fuhr er in einer

---

1) Sie sagen allerdings: der ältere (senior), was aber in England in solchen Fällen den Vorrang bezeichnet.

Nachtkutsche nach Dover, wo er zeitig am folgenden Morgen ankam und in der City von London abstieg. Nach dem Frühstück ging er auf den Hafendamm und fragte nach einem Boote, das ihn nach Deal bringen könne, worauf sich ein Mann Namens Adams erbot, ihn für eine Guinee dorthin zu fahren. Lord Camelford nahm ihn bei Seite und sagte ihm, nach einigem Hin und Herreden, er glaube, Veranlassung zu bekommen, auf die andere Seite des Wassers zu gehen, und wünsche, zu Calais gelandet zu werden, da er einige Uhren und Musseline habe, die er in Frankreich anbringen möchte. Er handelte dann ziemlich genau über den Fahrpreis, wobei sie zuletzt über 12 Guineen übereinkamen. Im weitern Gespräche gedachte er eines gewissen Turnbull, der kurz vorher die Münze bestohlen hatte, aber ergriffen worden war, und äußerte, daß der Mensch seine Sache nicht verstanden habe, weil er sonst wol entkommen sein würde. Schließlich bestimmte er die Abfahrt auf Abends 6 Uhr, wo ihn Adams im Gasthofe abrufen sollte.

Adams war durch die ganze Verhandlung und wol namentlich durch die letzten Aeußerungen des Lords stutzig geworden, und zog seinen Bruder, der auch bei dem Boote betheiligt war, zu Rathe. Sie kamen überein, Mr. Newport, den Einnehmer, von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Dieser fand für das beste, die betreffende Person in das Boot treten zu lassen und dann festzunehmen. Zur bestimmten Zeit fand Adams sich in dem Gasthofe ein, rieth seinem Passagier, einen Ueberrock anzuziehen, da es kalt werden würde, und ging dann mit ihm an den Strand. Kaum hatte Lord Camelford das Boot, in dem sich vier Männer befanden, betreten und sich gesetzt, als Mr. Newport ihn mit den Worten

ergriff: „Sie sind mein Gefangener!" Er ergab sich ohne Widerstand und wurde sofort in das Zollhaus gebracht, wo er, auf die Frage nach seinem Namen, sich einfach Camelford nannte. Dieser Name war wol nicht so bekannt, daß dabei gleich an einen Lord gedacht worden wäre. Er wurde durchsucht, und man fand ein Paar Pistolen und einen etwa acht Zoll langen und etwas gebogenen zweispitzigen Dolch, sowie einen an jemand in Paris gerichteten französischen Brief bei ihm. Nachts um 11 Uhr (19. Jan.) ward er in eine Postchaise gebracht und von Mr. Newport und den beiden Adams nach London in das Bureau des Herzogs von Portland [1]) begleitet. Hier wurde er sogleich erkannt. Es wurde sofort ein Geheimrath zusammenberufen und Mr. Pitt, der Vetter des Lords, fertigte einen Boten an Lord Grenville ab, um diesen, der sich zu Dropmore befand, aufzufordern, sofort in die Stadt zu kommen. Der Geheimrath kam um 6 Uhr zusammen und vernahm die drei Leute von Dover. Um 10 Uhr traf auch Lord Grenville ein und hatte eine lange Unterredung mit Mr. Pitt, besuchte aber den jungen Lord, seinen Schwa-

1) Wilhelm Heinrich Cavendish, Herzog von Portland, ein Bentinck, ein Urenkel jenes treuen Freundes und Gefährten Wilhelm's III., Wilhelm Bentinck, Earls von Portland († 23. Nov. 1709), ein Enkel des ersten Herzogs von Portland aus dem Hause Bentinck, der 4. Juli 1726 als Gouverneur von Jamaica starb, ein Sohn des Herzogs Wilhelm von Portland († 1. Mai 1762) und der Lady Margareth Cavendish Harley, der Erbtochter Eduard Harley's, zweiten Earls von Oxford. Er war 14. April 1738 geboren, trat zuerst als Marquis von Titchfield ins Oberhaus, war 1765—1766 Oberkammerherr, 1782 Lord-Statthalter von Irland, 1783 erster Lord des Schatzes, 1794—1805 Staatssecretär des Innern, 1806—1809 erster Lord des Schatzes, trat aber dann wegen Steinleiden aus und starb bald darauf an den Folgen einer Operation (30. Oct. 1809). Er ist der Vater des jetzigen Herzogs.

ger, nicht, der inzwischen der Obhut eines Königsboten Johnson anvertraut ward. Bald jedoch wurde derselbe der Haft entlassen, da sich die Lords des Rathes in mehreren Vernehmungen überzeugten, daß der Lord in der That nur die von ihm angegebenen Absichten gehabt und seinem Vaterlande habe einen Dienst leisten wollen. Es war aber nöthig, daß eine Begnadigungsacte unter dem großen Siegel ausgefertigt wurde, da eine in der vorhergehenden Session erlassene Parlamentsacte schon den blosen Act der Einschiffung nach Frankreich für ein Capitalverbrechen erklärt hatte.

Man findet nicht, daß der Lord den somit vereitelten Versuch irgendwie wieder aufgenommen hätte, und auch hieraus zeigt sich, daß es eben nur ein flüchtiger Einfall gewesen, wenn er nicht überhaupt bei der ganzen Sache sich blos mit den guten Leuten in Dover einen Spaß nach seiner Weise gemacht hat. Die nächste Gelegenheit, bei der er sich wieder der öffentlichen Aufmerksamkeit preisgab, war jedenfalls nicht patriotischer Natur, sondern einfach in dem Geschmacke der Streiche des tollen Uebermuthes, in denen sich einzelne junge Herren der englischen haute volée gefallen. In der Nacht des 2. April 1799 entstand im Drurylanetheater, während der Aufführung einer Posse, ein Exceß in dem Logengange, der durch den Eintritt einiger Herren veranlaßt wurde, welche etwas angestochen zu sein schienen und ihre muntere Laune in jungenhafter Weise an den Tag legten, indem sie die Fenster in den Logenthüren einzuschlagen anfingen. Dieses Manöver machte ihnen soviel Vergnügen, daß sie eben auch zu den Armleuchtern übergehen wollten, als der Rädelsführer von einem der zu dem Theater gehörigen Constable festgenommen ward. Gleichzeitig wurde auch Lord Camelford in Gewahrsam

genommen und in das Wachthaus gebracht, weil er von einem Mr. Humphries beschuldigt wurde, ihn angegriffen und verwundet zu haben. Auf dem Wachthause war Se. Lordschaft zu gut bekannt, als daß er nicht sogleich, gegen das Versprechen, sich am nächsten Morgen auf dem Polizeiamte in der Bowstraße stellen zu wollen, hätte entlassen werden sollen. Die Sache wurde darauf dort und in dem Kingsbenchgerichte verhandelt und der Lord, der sich übrigens von Anfang an bemüht hatte, sie gütlich beizulegen, mußte schließlich 500 Pfund an seinen Gegner zahlen. Es scheint, daß er denselben von einer Logenthüre weggedrängt und, als Mr. Humphries sich beschwert, ihn, statt aller Entschuldigung, mit der Faust ins Gesicht geschlagen und die Stufen hinabgestoßen, diese Operation auch, wie sich der Angegriffene derselben nicht ruhig unterwerfen wollte, ein oder zwei mal wiederholt hatte.

In ähnliche Händel soll er unzählbar oft verwickelt gewesen sein. Die Nachtwächter, damals allerdings noch sehr armselige Geschöpfe in London, waren seit alter Zeit ein Lieblingsgegenstand, an dem sich die tolle Laune der jungen Herren von dem Geschmacke Lord Camelford's ausließ. Eines Morgens ging er in der ersten Stunde, von seinem Freunde Capitän Barrie begleitet, auf dem Heimweg über den Cavendishplatz und traf vier Nachtwächter schlafend. Die Freunde beschlossen sogleich, dieselben für ihren Mangel an Wachsamkeit zu strafen, und begrüßten sie mit tüchtigen Faustschlägen. Zweie sprangen auf, wurden aber sofort zu Boden geschlagen. Inzwischen hatten die beiden andern ihre Klappern ertönen lassen und bald ein ganzes Heer von Collegen herbeigerufen. Es kostete aber einen stundenlangen Kampf, bevor es der Uebermacht gelang, nach vielen auf beiden

Seiten davongetragenen Schlägen und Beulen, ihre vornehmen Gegner in Gewahrsam zu bringen. Die gefangenen Helden, von gegen 20 bewaffneten Wächtern geleitet, wurden zum Wachthause geschafft, wo Se. Lordschaft sich ganz heimisch zu finden schien. Der Capitän, der bei dem Kampfe am meisten gelitten hatte, wollte sich aber nicht so gut in seine Lage ergeben, und es bedurfte eines zweiten Kampfes, bevor er sich in sein Schicksal fügte. Am folgenden Morgen brachten die Wächter ihre Gefangenen im Triumph nach dem Polizeiamt in der Marlboroughstraße, wo sie jeder mit einer Guinee erfreut wurden, worauf unsere Helden sich nach Hause begaben, sich von ihren Strapazen zu erholen. — Lord Camelford brachte, aus ähnlichen Gründen, manche Nacht in den Wachthäusern zu, verstand sich aber immer gut mit ihren Insassen und bestimmte gewöhnlich den Constable, der die Nachtwache hatte, ihm sein Amt für diese Nacht abzutreten. In dieser Function verhörte er dann alle von der Wache eingebrachten Deliquenten mit der größten Ernsthaftigkeit, ließ sie aber ohne Ausnahme nach der Vernehmung wieder los.

Wie der kurze Friede von Amiens durch eine allgemeine Illumination gefeiert wurde, konnte keinerlei Zureden den Lord bestimmen, in die Fenster seiner Zimmer in der Neuen Bondstraße Lichter stellen zu lassen. Vergebens stellte ihm sein Hauswirth, ein Gewürzkrämer, die Unannehmlichkeiten vor, die unfehlbar daraus hervorgehen würden; Se. Lordschaft war unerbittlich. Was vorauszusehen war, geschah: der Pöbel griff das Haus an und ein Steinhagel entlud sich gegen die Fenster. Wüthend über diesen Angriff, stürzte der Lord heraus, zuerst mit einem Pistole bewaffnet, das er jedoch klugerweise mit einem tüchtigen Prügel vertauschte. Mit

dieser Waffe bestand er den Kampf eine ziemliche Zeit hindurch, ward jedoch zuletzt von der Ueberzahl überwältigt, tüchtig durchgeprügelt und zuletzt in die Gosse geschleift, von wo er sich in kläglichem Zustande zurückzog. Die Fenster waren vollständig demolirt. An den folgenden Abenden aber, wo die Beleuchtung fortdauerte, gab der Lord noch immer nicht nach, und soll, für den Fall eines erneuerten Angriffs, eine Partie Matrosen bereit gehalten haben. Indeß es erfolgte nichts, da man wahrscheinlich die Unbilligkeit einsah, eine Beleuchtung eingeworfener Fenster zu verlangen.

Ein wie gefürchteter Mann der Lord für anmaßende Modegecken in den Kaffeehäusern war, zeigt folgender drollige Vorfall. Eines Abends trat er, in seinem gewöhnlichen, sehr schlichten Anzuge, in ein öfters von ihm besuchtes Kaffeehaus in der Conduitstraße, und fing an, eine Zeitung zu lesen. Bald darauf kam ein eingebildeter Geck herein, setzte sich dem Lord gegenüber, und rief in möglichst prätentiösem Tone: „Kellner, eine Flasche Madeira und ein Paar Wachslichter in den nächsten Verschlag!" Hierauf zog er Lord Camelford's Licht zu sich hin und fing auch an zu lesen. Der Lord warf ihm einen unwilligen Blick zu, sah aber dann wieder auf seine Zeitung. Bald darauf kam der Kellner und meldete, daß alles besorgt sei, worauf der Stutzer sich in seinen Verschlag begab. Jetzt rief Lord Camelford, indem er den Ton des ersteren nachahmte: „Kellner, ein Paar Lichtputzen!" Diese wurden schnell gebracht; der Lord legte seine Zeitung nieder, ging in den Verschlag des Stutzers, putzte ihm beide Lichter aus und kehrte gemächlich zu seinem Platze zurück. Kochend vor Wuth brüllte der empörte Stutzer: „Kellner, Kellner, wer zum Teufel ist dieser Bursche, der es wagt, einen Gentleman dergestalt zu

beleidigen? Wer ist er? Was ist er? Wie heißt er?" „Lord Camelford, Sir", sagte der Kellner. „Wer? Lord Camelford!" versetzte der Stutzer mit kaum hörbarer Stimme. „Was habe ich zu bezahlen?" Der Madeira blieb ungetrunken und der Stutzer machte sich eilends davon.

Lord Camelford's reizbares und starrsinniges Temperament, das sich bei manchem der erwähnten Vorfälle bekundet hatte, ward aber auch die Ursache seines frühzeitigen und gewaltsamen Todes. Er war seit einiger Zeit mit einer Mrs. Simmons bekannt gewesen, die früher von einem Freunde des Lords, Mr. Best, protegirt worden war. Irgend ein geschäftiger Zwischenträger hatte ihm erzählt, daß Mr. Best jenem Frauenzimmer etwas zum Nachtheil des Lords gesagt habe. Der Lord gerieth darüber in solchen Zorn, daß er, am 6. März 1804, als er Mr. Best in Prinz von Wales-Kaffeehause traf, wo der Lord gewöhnlich zu Mittag speiste, auf ihn losging und, laut genug, um von allen Anwesenden verstanden zu werden, zu ihm sagte: „Ich erfahre, Sir, daß Sie in den unverantwortlichsten Ausdrücken über mich gesprochen haben." Mr. Best erwiderte, er sei sich gänzlich unbewußt, eine solche Beschuldigung verdient zu haben. Lord Camelford versetzte darauf: er wisse sehr wohl, was Mr. Best zu Mrs. Simmons gesagt habe, und erkläre ihn für einen Schurken, einen Lügner und einen Raufbold. Vergebens ließ der so schwer beleidigte Mr. Best dem Lord im Laufe des Abends die stärksten Versicherungen zukommen, daß die ihm gemachte Mittheilung grundlos sei, weshalb der Lord, der unter einem falschen Eindrucke gehandelt, die von ihm gebrauchten Ausdrücke zurücknehmen könne, womit Mr. Best sich zufriedengeben wolle. Lord Camel-

ford weigerte sich unbedingt, dies zu thun. Mr. Best verließ das Kaffeehaus in großer Aufregung, und bald darauf ward dem Lord ein Billet gebracht, worin man mit Grund eine Ausforderung vermuthete. Es ward zwar Anzeige auf der Polizei gemacht, aber diese traf ihre Anstalten zu langsam und zu spät. Das Zusammentreffen war für den nächsten Morgen festgesetzt; jede Partei bestellte ihren Secundanten, und diesen wurde es überlassen, das Nähere über Zeit und Ort zu bestimmen.

Lord Camelford ging aus dem Kaffeehause in sein Quartier und fügte hier seinem letzten Willen die wenigstens seinem Herzen zur Ehre gereichende Erklärung bei: daß er bei dem gegenwärtigen Streite vollständig und gänzlich der angreifende Theil sei, ebenso dem Geiste, als dem Buchstaben des Wortes nach. „Sollte ich daher", fuhr er fort, „mein Leben in einem Streite verlieren, den ich selbst gesucht habe, so verbiete ich auf das feierlichste jedem meiner Freunde oder Verwandten, welcher Art sie auch immer seien, irgend welche lästige Verfolgungen wider meinen Gegner anzustellen, und sollten, ungeachtet obiger Erklärung von meiner Seite, die Gesetze des Landes gegen ihn geltend gemacht werden, so verlange ich, daß dieser Theil meines letzten Willens zur Kenntniß des Königs gebracht werde, damit sein königliches Herz bewegt werden möge, seine Gnade auf ihn zu erstrecken."

Der Lord verließ seine Wohnung zwischen eins und zwei am Morgen des 7. März (einer Mittwoch) und schlief in einem Gasthause, um den Polizeibeamten auszuweichen, welche sich richtig bald nach dieser Zeit einfanden, um sein verlassenes Quartier zu bewachen. Zeitig am Morgen trafen sich der Lord und Mr. Best verabredetermaßen in einem Kaffeehause in der Orford-

straße, und hier machte Mr. Best einen letzten Versuch, eine Aussöhnung zu bewirken. „Camelford", sagte er, „wir sind Freunde gewesen, und ich kenne die argwohnlose Hochherzigkeit Ihres Wesens. Auf meine Ehre, Sie sind durch ein nichtsnutziges Mensch betrogen worden. Bestehen Sie nicht auf Ausdrücken, bei denen einer von uns fallen muß." Lord Camelford erwiderte hierauf nur: „Best, das ist Kinderspiel! die Sache muß ihren Fortgang nehmen." Traurige Hartnäckigkeit, auch wenn wir annehmen, daß der Lord sich als das wahrscheinliche Opfer des Zweikampfes betrachtete; trauriger noch, wenn er die Möglichkeit bedacht hat, daß er in einer Sache, an deren Rechtmäßigkeit er selbst nicht mehr geglaubt zu haben scheint, das Leben eines andern rauben könne. Seinem Secundanten soll er gestanden haben, daß er im Unrecht, daß Best ein Ehrenmann sei, daß er sich aber nicht entschließen könne, Worte zurückzunehmen, die er einmal gebraucht habe. Die Sache war: er hielt seinen Gegner für den besten Schützen im Lande, und fürchtete, jede Nachgiebigkeit könne ihm als Feigheit ausgelegt werden.

Der Lord und Mr. Best ritten nach Kensington, während die Secundanten in einer Postchaise nachfuhren. Gegen ein Viertel auf 8 kamen sie an dem Gasthof zum Roß und Stallknecht an, stiegen ab und schlugen den Weg ein, der zu den hinter Hollandhouse gelegenen Feldern führt. Die Secundanten maßen den Kampfplatz ab, und die Kämpfer stellten sich 30 Schritt von einander auf. Lord Camelford feuerte zuerst, aber ohne Erfolg. Nach einigen Secunden schoß Mr. Best, der erst zu fragen schien, ob der Lord jetzt befriedigt sei, sein Pistol los und der Lord stürzte sogleich zu Boden. Die Secundanten und Mr. Best eilten sogleich zu seinem

Beistande, worauf er Mr. Best bei der Hand faßte und ihm sagte: „Best, ich bin ein todter Mann, Sie haben mich getödtet, aber ich vergebe Ihnen von Herzen.“ Die Schüsse riefen mehrere Arbeiter aus der Nähe herzu, sodaß Mr. Best und sein Secundant für das beste hielten, sich in Sicherheit zu bringen. Der Secundant des Lords holte einen Wundarzt, den Mr. Thompson zu Kensington. Zu dem Gärtner des Lord Holland, der den Arbeitern zugerufen hatte, sie sollten die Fliehenden aufhalten, sagte der Lord inzwischen: er wünsche nicht, daß sie angehalten würden; er selbst sei der angreifende Theil; er vergebe dem Herrn, der ihn geschossen habe, und hoffe, daß Gott auch ihm vergeben werde. Es wurde eine Sänfte besorgt und der Verwundete nach Klein-Hollandhouse, der Wohnung des Mr. Ottey, geschafft. Boten gingen an Mr. Knight, einen Wundarzt, und an Mr. Home, sowie an Mr. Cockburne, einen Vetter des Lords, der im geistlichen Amte stand, ab. Der letztere benachrichtigte die vornehmen Verwandten Sr. Lordschaft von der traurigen Katastrophe und eilte dann an das Sterbebette des Lords, wo sich auch dessen Freund und Gefährte bei seinen nächtlichen Schwärmereien, Capitän Barrie, befand. Als Mr. Knight und Mr. Home angekommen waren, wurden die Kleider aufgeschnitten und die Wunde untersucht, die von den Chirurgen für tödtlich erklärt wurde.

Den ersten Tag litt Lord Camelford furchtbare Schmerzen; gegen Abend ließen seine Leiden etwas nach, und mit Hilfe von Opium genoß er einigen Schlaf in der Nacht, sodaß er sich am Morgen sehr erleichtert fühlte. Am zweiten Tage lebte seine Geistesfrische wesentlich wieder auf und er unterhielt sich mit einiger Heiterkeit; indeß wollten die Wundärzte, die nicht von

seiner Seite wichen, seinen Freunden nicht die geringste Hoffnung machen. Gegen Mr. Cockburne, der ihn bis zum letzten Augenblicke nicht verließ, sprach der Lord sein Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes aus, und erklärte, in dem Bewußtsein Trost gefunden zu haben, daß, wie immer er gehandelt, er niemals ernstlich irgend einem Menschen Böses gewünscht habe. In den Augenblicken des größten Schmerzes rief er: er hoffe aufrichtig, die Qualen, die er erdulde, würden die Sünden sühnen, die er begangen habe. Von heftigem Schmerze frei, siechte er dann noch bis zum Abend des 10. März, wo er gegen 7½ Uhr, anscheinend schmerzlos, verschied. Am folgenden Morgen wurde das Todtenschaugericht gehalten und „gegen eine oder einige unbekannte Personen" auf absichtlichen Mord erkannt. Infolge dessen wurde gegen Mr. Best und seinen Freund eine Klage erhoben, aber schon von der Großen Jury abgewiesen.

Nach allem zeither Angeführten würde Lord Camelford, auch bei nachsichtiger Beurtheilung, immerhin als ein leidenschaftlicher, übermüthiger und eigenwilliger Raufbold von gewöhnlichem Schlage erscheinen. Indeß es treten auch Züge hervor, welche entschiedener, als was zeither bemerkt worden, ein Versöhnendes an sich tragen. „Er war ein Mann", sagt Mr. Cockburne, „dessen wahrer Charakter der Welt nur wenig bekannt war. Seine Schwächen und Thorheiten kamen oft zur Kenntniß des Publikums; die von ihm entwickelten Tugenden aber, die denselben entgegenstanden, wurden nur wenig bekannt. Wie heftig er auch gegen die war, von denen er sich verletzt glaubte, so milde, leutselig und artig war er doch gegen seine Bekannten; ein strenger Gegner, aber der gütigste und hochherzigste der Freunde. Langsam und vorsichtig in seinem Entschlusse über irgend

einen wichtigen Schritt, war er, solange er noch mit sich zu Rathe ging, auch achtsam für anderer Rath und leicht zu ihrer Ansicht herüberzubringen; war jedoch sein Entschluß einmal gefaßt, so war es fast unmöglich, ihn von seinem Vorsatze abzubringen. Jenes feurige Temperament, das ihn in so beklagenswerther Weise zu großen Ausschreitungen veranlaßte, bestimmte ihn auch zu den lebhaftesten Bemühungen thätigen Wohlwollens. Aus den vielen Gefängnissen der Hauptstadt und den verschiedenartigen Bewahrungsorten menschlichen Elends empfing er zahllose Bittschriften, und keine Bitte kam jemals umsonst. Er war oft der Betrogene des hinterlistigen und verschmitzten Bittstellers, aber öfterer noch war er der Helfer in wirklicher Sorge und der Beschwichtiger unverdienten Leidens. Des Einflusses, welchen Rang und Vermögen ihm bei der Regierung verliehen, bediente er sich fortwährend, sich zu Gunsten solcher Uebelthäter zu verwenden, deren Verbrechen sie zwar der Strafe ausgesetzt hatten, deren Fälle aber mildernde Umstände darboten. Die Wissenschaft liebte er ungemein, und wenn auch während seiner seemännischen Laufbahn sein Geist nicht sehr ausgebildet worden war, so hatte er sich doch in seinen spätern Jahren eine erstaunliche Masse von auf fast jeden mit der Literatur zusammenhängenden Gegenstand bezüglichen Kenntnissen angeeignet. In früherer Zeit hatte er oft etwas darin gesucht, die Kaplane der Schiffe, auf denen er diente, in Verlegenheit zu bringen, und um solche Triumphe zu ernten, hatte er alle die skeptischen Schriften gelesen, die er auftreiben konnte, wodurch denn sein Geist unwillkürlich von Ungläubigkeit angesteckt wurde. Wie sein Urtheil reifer wurde, entdeckte er selbst das Trügliche seiner eigenen Raisonnements, wurde von der Wichtigkeit der Religion

überzeugt, und machte das Christenthum zum beständigen Gegenstand seiner Betrachtungen, seiner Lectüre und seines Gesprächs."

Das letztere wird wol etwas zuviel gesagt sein; aber seine Theilnahme für menschliches Elend und sein werkthätiger Eifer, dasselbe zu lindern, beweisen jedenfalls, daß er nicht ohne Sinn für praktisches Christenthum war, was denn doch die Hauptsache ist. Wo man, auch neben großen Flecken, Milde des Herzens findet, da kann man beklagen, rügen und warnen, aber nicht zornig sein.

Was übrigens hier von seiner Mildthätigkeit gegen arme Gefangene erzählt wird, erinnert uns an einen andern Lord, der, eine Zierde der englischen Aristokratie, den Eindruck seiner Tugenden nicht durch Excesse trübte, wie sie von Lord Camelford so oft verschuldet wurden. Es war dies Eduard Lord Digby, der sechste Baron dieses Namens [1]), ein Sohn Eduard Digby's und der Charlotte Fox, einer Schwester des ersten Lord Holland und des ersten Earl von Ilchester und Tante des be-

---

1) Die Digbys sollen zuerst von ihrem früheren Wohnsitze in der Grafschaft Leicester Tilton geheißen, den neuen Namen aber 1256 angenommen haben, als sie Tilton mit Digby in der Grafschaft Lincoln vertauschten. Der nächste Stammvater ist Eberhard Digby, Obersheriff der Grafschaft Rutland und Parlamentsmitglied, der 1440, unter dem Banner der rothen Rose des Hauses Lancaster, bei Towton fiel. Von seinem ältesten Sohn gleiches Namens stammte Sir Kenelm Digby, einer der treuesten und edelsten Anhänger der königlichen Sache in den Bürgerkriegen und ein auch um die Wissenschaft verdienter Mann († 12. Juni 1665). Die hier zu besprechenden Digbys stammten aber von dem zweiten Sohne, Simon, der mit seinen sechs Brüdern viel zu dem Siege Heinrich's VII. bei Bosworth beigetragen hatte. Von ihm stammte auch der Georg Digby, der 1622 zum Earl von Bristol ernannt ward und u. a. Gesandter in Madrid war.

rühmten Fox. Er folgte, da sein Vater bereits 1746 gestorben war, 29. Nov. 1752 seinem Großvater Wilhelm in der Peerschaft, welche dieser fast hundert Jahre (seit 1657) bekleidet hatte. Damals war er eben erst volljährig geworden, starb aber, unverheirathet, schon nach fünf Jahren (30. Nov. 1757). Seine Peerschaft war nur eine irische. Sein ihm succedirender Bruder Heinrich († 1793) wurde jedoch 19. Aug. 1765, als Baron Digby von Sherborne, zum Peer von Großbritannien und 1. Nov. 1790 zum Viscount Coleshill und Earl Digby erhoben, welche Würden jedoch mit dessen am 12. Mai 1856 verstorbenem Sohne Eduard erloschen sind, während die irische Peerschaft auf Eduard St. Vincent Digby (geb. 21. Juni 1809), einen Sohn des Admirals Heinrich Digby, gefallen ist.

Von jenem Eduard Lord Digby nun erzählte ein näherer Freund desselben Folgendes: Es war den Freunden des Lords aufgefallen, daß er regelmäßig zu Weihnacht und zu Ostern ungewöhnlich ernst war, und daß er gerade an diesen großen Festen in einem alten abgetragenen blauen Rocke einherging. Als dies wiederholt bemerkt worden war, kamen sie auf den Gedanken, es müsse eine Herzensangelegenheit im Spiele sein, und sein Oheim Mr. Fox[1]), der nachherige Earl von Holland, verlangte danach, das eigentliche Motiv jener Seltsamkeit zu ermitteln. Auf seinen Wunsch übernahmen es Major Vaughan und ein anderer Herr, den Gängen des Lords nachzuspüren. Sie folgten ihm in einiger

---

1) Heinrich Fox, unter Georg II. mehrfach im Ministerium, seit 16. April 1763 Lord Holland, seit 1744 mit Georgiana Karoline, Tochter des zweiten Herzogs von Richmond, vermählt, † 1. Juli 1774.

Entfernung, bis er ihnen in der Gegend des Marshalsea=gefängnisses, eines damaligen Haftortes für arme Schuldner, das in jüngster Zeit von Dickens zum Schauplatz einer Reihe von Scenen seines Romans „Kleine Dorrit" gewählt worden ist, aus den Augen schwand. Sie fragten den Schließer, ob ein Herr von dem und dem Aussehen in das Gefängniß gegangen sei. „Ja, ihr Herren", rief der Mann, mit einer Betheuerungsformel seiner Art; „aber das ist kein Mensch, es ist ein Engel; er kommt alle Jahre zweimal und manchmal öfter hierher und befreit eine Anzahl Gefangene. Und er thut nicht blos das, sondern er gibt ihnen genug, um sich und ihre Familien zu erhalten, bis sie Beschäftigung finden können." „Wissen Sie, wer der Herr ist?" „Wir kennen ihn an nichts", erwiderte der Mann, „als an seiner Menschlichkeit und seinem blauen Rocke."

Der frühzeitige Tod dieses edeln Mannes wurde durch einen Besuch seiner irischen Güter veranlaßt, auf dem er von einem Faulfieber ergriffen ward und, wie erwähnt, am 30. Nov. 1757 starb. [1])

---

1) Burke, Anecdotes of the Aristocracy, II, 182 ff.

VIII. Lord Rokeby.

Die Lords Rokeby gehören zu der irischen Peerschaft, sind aber seit dem 10. März 1730 englische Baronets. Sie stammen nicht von den Rokebys, die seit der Eroberung Englands durch die Normannen bis 1610 auf dem Gute dieses Namens im Nordbezirke von York gesessen haben, sondern von einem reichen londoner Kaufmann, Wilhelm Robinson († 1643), der in jenem Jahre das genannte Gut von Sir Thomas Rokeby kaufte und dessen Nachfolger ihren sehr gewöhnlichen Familiennamen fortführten, bis Richard Robinson, Erzbischof von Armagh und Primas von Irland, der im fünften Gliede von jenem Wilhelm abstammte, als Baron Rokeby von Armagh, zur irischen Peerswürde erhoben wurde (26. Febr. 1777). Er stammte von dem ältesten Enkel Wilhelm's, starb aber unverehlicht (10. Oct. 1794) und mit ihm erlosch seine Linie. Die Peerswürde, wie die von seinem älteren Bruder Thomas, der 1777 erblos gestorben war, erworbene Baronetschaft gingen jedoch, vermöge der Verleihungsurkunden, nach dem Erstgeburtsrecht, auf eine jüngere, von einem zweiten Enkel des ersten Erwerbers von Rokeby stammende Linie, und hiernach zunächst auf Mathäus Robinson auf Edgeby

in der Grafschaft York über, der im sechsten Gliede von Wilhelm Robinson stammte und 1713 geboren, folglich bei Erwerbung der Peerschaft schon ein hochbetagter Greis war.[1])

Dieser zweite Lord Rokeby[2]) nun war eine gar wunderliche Persönlichkeit, der sein Leben lang seinen Lieblingssitz Mount Morris in der Nähe von Hythe und Canterbury in der Grafschaft Kent fast nie verlassen hatte, unverheirathet geblieben war und seine Lebensweise ganz nach seinen eigenen Ansichten, die nun freilich ihr Eigenthümliches hatten, geregelt hatte. Seinen Bart ließ er wachsen, bis er eine höchst patriarchalische Länge erreichte. Ein großer Freund des Seebades, hatte er sich auf dem Strand in der Nähe von Hythe, etwa drei Meilen von seinem Hause, eine Hütte erbaut, wohin er sich fast täglich begab. Gewöhnlich ließ er sich auf diesen Excursionen von einer Kutsche und einem Lieblingsdiener begleiten, ging aber zu Fuße, mit dem Hut unter dem Arm. Wenn es dabei zu regnen anfing, so nöthigte er die Begleiter in die Kutsche, indem er bemerkte: da sie schön geputzt und nicht an das Naßwerden gewöhnt wären, so würde der Regen ihre Kleider verderben und ihnen eine Erkältung zuziehen. Das Baden liebte er so sehr, daß er einen guten Theil seiner Zeit in durch die Sonnenstrahlen erwärmtem Wasser zubrachte. Zu diesem Zwecke hatte er ein Badehaus von beträchtlichem Umfang, vorn mit Glasfenstern, gegen Südosten gerichtet und oben gedeckt. Es war so groß, daß er sich trocknen

1) Auch bei dem Tode seines gleichbenannten Vaters (1778) war er schon in den Sechzigen.

2) Vgl. Burke, Anecdotes of the Aristocracy, II, 291 ff.

konnte, indem er um dasselbe herumlief, und der Boden war gedielt und mit Matten belegt. In seinen Zimmern konnte er kein Feuer leiden und saß selbst im Winter in der Regel bei offenen Fenstern. Auch in der Kost hatte er seinen besondern Geschmack, war aber sehr enthaltsam. Er trank keinen Wein und hatte einen großen Widerwillen gegen alles Ausländische, da er von der Ansicht ausging, daß die Insel hinreichende Nahrung für das Bedürfniß der Menschen erzeuge.

In seinem Parke hielt er kein Rothwild, das doch auch eine gute inländische Nahrung des Menschen ist; desto reichlicher war derselbe mit Rindvieh besetzt, das fortwährend über die ganze Besitzung umherschweifen durfte. Wiewol kein Ungläubiger, ging er doch nie zur Kirche; der Weg von seinem Hause dahin war dicht bewachsen, und sein Kirchenstand demselben Verfalle preisgegeben, wie die Familienkutsche, die er nie betrat. Dieser Umstand versetzte ihn einst in einige Verlegenheit. Sein Vetter, der Erzbischof von Armagh, wollte ihn kurz vor des erstern Tode besuchen, und schrieb ihm eines Sonnabends, daß er zum nächsten Sonnabend kommen würde. „Ich gab Befehl", sagte der Lord, indem er diese Anekdote erzählte, „für meinen Vetter, den Erzbischof, ein Mittagsmahl zu bereiten u. s. w., besann mich aber erst, wie er schon da war, daß der nächste Tag ein Sonntag sei. Was sollte ich thun? Hier war mein Vetter, der Erzbischof, und mußte in die Kirche gehen, wohin es doch keinen Weg gab; auch die Thüre zur Emporkirche war seit 30 Jahren nicht geöffnet worden, und mein Stand war sicherlich nicht für Se. Gnaden geeignet. Ich schickte sofort nach Hythe, um Zimmerleute und Tischler und Tapezierer, und ins Dorf, um Arbeiter, Grasmäher und Sandkärrner kommen zu

lassen. Alles ging an die Arbeit; der Weg wurde abgegrast; der Sand wurde aufgeworfen und gewalzt, ein Thor zum Kirchhof angebracht, ein neuer Kirchenstand, mit guten Stoffen ausgeschlagen und reichlich mit Kissen versehen, vorgerichtet, und am nächsten Tage ging ich an der Seite meines Vetters, des Erzbischofs, der alles gut und in Ordnung fand, zur Kirche."

In früherer Zeit vertrat Lord Rokeby, damals noch Mr. Robinson, Canterbury im Parlament. Da er in der Nähe dieser Stadt wohnte, war er natürlich mit einigen aus den höheren Ständen derselben bekannt; aber eine leichte Bekanntschaft mit einigen wenigen seiner Wähler genügte ihm nicht; er wollte sie alle kennen und von allen gekannt sein. Er suchte seine Wähler in ihren Läden und an ihren Webstühlen auf, ging auf ihren Märkten umher und verbrachte seine Abende in ihren Clubs. In der That war vielleicht nie ein Vertreter allgemeiner von seinen Wählern geliebt und geachtet, und seine gewissenhafte Erfüllung seiner parlamentarischen Pflichten gab ihm Anspruch auf ihre Hochachtung. Unabhängig von den Parteien, sprach er die Gesinnungen seines Herzens aus; er prüfte die Zweckmäßigkeit jeder Maßregel und gab seine Stimme je nach dem Gewicht der Gründe. Die natürliche Folge eines solchen Verhaltens war, daß er schon bei der ersten Parlamentssession einen Widerwillen gegen das im Hause übliche Verfahren faßte, und er würde bei den nächsten Wahlen seinen Sitz aufgegeben haben, wenn sein Vater, der auch die Wahlkosten trug, nicht sehr gewünscht hätte, daß er noch einen Versuch mache. Mr. Robinson wurde wieder gewählt. Da ihm aber die Abhängigkeit der meisten Mitglieder von Parteihäuptern, überhaupt das ganze Parteiwesen, die Käuflichkeit vieler Stimmen, die herr-

schende Vernachlässigung der parlamentarischen Pflichten zuwider waren, und er sich in eine Verfassung nicht finden konnte, wo alle Anträge der Minister durchgingen, weil diese Minister zugleich an der Spitze der Majorität des Unterhauses standen, so entschloß er sich, eine Stellung aufzugeben, in der er sich nicht in der Lage glaubte, dem Gemeinwohl nützen zu können, und lehnte bei der nächsten Wahl, zum großen Bedauern seiner Wähler, jede Wahl ab.

Seine Erhebung zur Peerschaft änderte nicht das Geringste in seiner Lebensweise und seinen nichts weniger als aristokratischen Ansichten. Wenn er jetzt mit Lord, statt mit Sir, angeredet ward, so machte das keinen Eindruck auf ihn, da, wie er zu sagen pflegte, beide Worte mit demselben lateinischen wiederzugeben wären. In seinem Aeußern stellte er sich als einen ehrwürdigen Greis, mit einem langen Barte, einer fahlen Gesichtsfarbe, die Stirn voll Runzeln, den Spuren tiefen Nachdenkens, das Vorderhaupt kahl, von dem Hinterkopfe lange und dünne Locken weißen Haares herabflatternd, Rock, Weste und Beinkleider von weißem oder blauem Flanell, in gewirkten Strümpfen und mit schwarzen Bändern befestigten Schuhen dar. Die Manschetten an seinen Handgelenken und der auf seine Weste genähte Busenstreif waren das einzige Linnen, das an ihm zu sehen war. Er ging etwas gebeugt, aber bis kurz vor seinem Ende mit festem Schritte.

Zu einer Zeit sprach er lebhaft und zuversichtlich die Meinung aus und vertheidigte sie bei jeder Gelegenheit, daß die Bank von England noch bei seinen Lebzeiten ihre Zahlungen einstellen werde. Zuletzt ging er eine Wette von 10 Pfund mit einem Alderman in Canter-

bury darüber ein, wobei der Umstand, daß bei Lebzeiten des Lords eine Banknote von 10 Pfund der Bank präsentirt und nicht mit Baarschaft eingelöst worden wäre, als entscheidend gelten sollte. Als nun, bald nach der Zahlungseinstellung der Bank (1797), eine Wahl in Canterbury stattfand, der er einem Freunde zu Liebe beiwohnte, benutzte er diese Gelegenheit, dem Alderman einige nicht honorirte Noten vorzulegen und seine 10 Pfund dafür in Empfang zu nehmen.

Ein Herr, der in den letzten Lebensjahren des Lords in die Nähe von Hythe kam, war neugierig, den wunderlichen Mann zu sehen, und beschloß, einen Ausflug nach Mount Morris zu unternehmen. Er schildert den Verlauf in folgender Weise: „Unterweges auf der Spitze des Berges oberhalb Hythes, die eine sehr anmuthige Aussicht darbietet, bemerkte ich eine Springquelle reinen Wassers, die über ein von dem Lord dafür angebrachtes Becken floß. Man sagte mir, daß es deren viele auf derselben Straße gebe, und daß der Lord gewohnt sei, allen Wassertrinkern, die er zufällig von seinem Lieblingsgetränke kosten sehe, einige Halbekronenstücke zu spenden, deren er stets eine reichliche Masse in einer Seitentasche führe. Das Herrenhaus, dem ich mich darauf näherte, stellte sich als der Sitz eines guten, einfachen Gentleman dar; die Rasenplätze waren reichlich mit Rindvieh besetzt und an den Stufen des Haupteinganges sah ich ein oder zwei Pferde weiden. Ein Diener führte mich zu einem kleinen Wäldchen, an dessen Eingang sich ein mit Glas bedecktes Gebäude präsentirte, das auf den ersten Anblick ein Gewächshaus zu sein schien. Der Mann, der mich begleitete, öffnete ein kleines Pförtchen, und als ich hineinsah, erblickte ich, unmittelbar unter

der Glasbedeckung, ein Bad mit laufendem Wasser, das aus einem dahinterliegenden Teiche kam. Wie ich mich der Thüre näherte, rückten zwei hübsche Wachtelhunde mit langen Ohren, anscheinend von der Zucht König Karl's, vor, und weigerten uns als treue Wächter den Eintritt, bis die wohlbekannte Stimme des Dieners sie beschwichtigte. Leise über eine gedielte Flur schreitend, sahen wir am andern Ende Se. Lordschaft auf dem Gesicht liegend. Er war eben aus dem Wasser gekommen, und hatte einen alten blauen Tuchrock und Pantalons von derselben Farbe an. Der obere Theil seines Hauptes war kahl; aber das Haar seines Kinnes, das selbst durch die von ihm angenommene Stellung nicht verdeckt werden konnte, zeigte sich auf jeder Seite zwischen den Armen. Ich zog mich sogleich zurück und wartete in einer kleinen Entfernung, bis er erwachte, worauf er sich erhob, die Thüre öffnete, von seinen Hunden begleitet durch das Dickicht sprang und direct nach dem Hause eilte, während einige Holzschläger, die bisher nur ihre Stimmen hatten hören lassen, jetzt wieder den Wald von ihren Axtschlägen widertönen machten."

Lord Rokeby, der, mit allen seinen Wunderlichkeiten, ein guter Grundherr, ein wohlwollender Freund und ein liebenswürdiger, gastfreier und grundredlicher Mensch war, starb auf seinem Wohnsitze in der Grafschaft Kent am 30. Nov. 1800. Das Alter von 87 Jahren, das er erreichte, schien wenigstens dafür zu sprechen, daß seine Lebensweise seiner Gesundheit zuträglich gewesen war. Die Peerschaft kam auf seinen Neffen Morris, den Sohn seines 1777 verstorbenen Bruders Morris, welcher gleichfalls unverheirathet blieb

und bei seinem 1829 erfolgten Tode seinen Bruder Mathäus (geb. 23. Nov. 1762) zum Nachfolger hatte, der am 1. Sept. 1831 starb. Auch dessen ältester Sohn, Eduard, der fünfte Lord Rokeby, starb (7. April 1847) unverheirathet, und hatte seinen Bruder Heinrich (geb. 2. Febr. 1798) zum Nachfolger, der der gegenwärtige Peer ist.

IX. General Wintzingerode.

Ferdinand Freiherr von Wintzingerode stammte aus einer alten Adelsfamilie, welche sich von dem Eichsfelde über Braunschweig und Hessen verbreitete, und sich vielfach mit thüringischen, niedersächsischen und rheinischen Geschlechtern verschwägert hat. Zu Bodenstein, wo sein Vater als preußischer Offizier in Garnison lag, 1770 geboren, war er früh in hessen-kasselsche Dienste getreten, eilte 1790 zu der österreichischen Armee in den Niederlanden, um wirklichen Krieg zu sehen, kehrte zwar 1792 zu den Hessen zurück, in deren Reihen er am Rheine kämpfte, schloß sich aber, als die Hessen sich, in Folge der preußischen Maßnahmen, vom Kriege zurückzogen, wieder dem österreichischen Heere an, folgte dessen Fahnen bis zum Frieden von Campo Formio, und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Stockach (26. März 1796) aus, wo Erzherzog Karl den General Jourdan schlug. Nach dem Frieden von Campo Formio (17. Oct. 1797) trat er als Major in russische Dienste, und der wieder ausbrechende Krieg, bei welchem Rußland mit Oesterreich verbündet war, machte es ihm möglich, 1799 wieder an der Seite der Oesterreicher zu fechten. Nach Alexander's I. Thronbesteigung ward er

(1802) Generaladjutant des Kaisers. 1805 ward er mit der bekannten Mission nach Berlin und Wien betraut, eilte dann wieder zur Armee, kämpfte mit Auszeichnung bei Dürrenstein und befand sich bei Austerlitz, wo er beinahe in Gefangenschaft gerathen wäre, in der Umgebung seines Kaisers. Als der Krieg von 1809 auch Rußland, im unnatürlichen Bunde mit Frankreich, gegen Oesterreich ins Feld führte, mochte Wintzingerode nicht gegen die ihm theuern Fahnen kämpfen, verließ vielmehr, wir glauben wol mit geheimer Billigung des Kaisers Alexander, den russischen Dienst und trat in den österreichischen über. Hier zerschmetterte ihm bei Aspern eine Kartätschenkugel den Fuß, und noch auf dem Schlachtfelde, dem ersten Siegesfelde der Deutschen nach langer, böser Zeit, ward er zum Feldmarschalllieutenant befördert. Drei Jahre später fügten es die unheilvollen Verflechtungen jener schlimmen Tage, daß wieder Oesterreich dem französischen Angriffe gegen Rußland sich anschließen mußte, wobei es übrigens freundlicher verfuhr, als Rußland 1809 ihm gegenüber gethan hatte. Hier verließ Wintzingerode wieder den österreichischen Dienst und trat, sicher gleichfalls im Sinne des Kaisers Franz, als Generallieutenant in den russischen zurück.

Nach der Besetzung von Moskau durch die Franzosen deckte er an der Spitze eines Reitercorps die Straße nach St. Petersburg. Als durch die bis an die Vorstädte Moskaus streifenden russischen Patrouillen und noch mehr durch aufgefangene Briefe des französischen Kaisers sich sichere Nachrichten von dem bevorstehenden Abzuge der Franzosen aus Moskau ergaben, traf Wintzingerode sofort die nöthigen Anstalten, den Feind auf seinem Rückzuge möglichst zu beunruhigen, und zu-

nächst galt es, die französischen Truppen zu bedrängen, die sich noch im Kreml hielten und dort bleiben zu wollen schienen. Die letztere Aufgabe ward dem General Jelowaiski IV. übertragen, der mit zwei Regimentern irregulärer donischer Kosacken bereits unter den Mauern von Moskau stand, und theils um diesen näher zu instruiren, theils um mit den zurückgelassenen Franzosen, die wie verlorene Posten erscheinen mochten, zu unterhandeln, beschloß er, selbst nach Moskau zu eilen, wobei er bis Mittag zurück zu sein gedachte, da um diese Zeit der Abmarsch der regulären Cavalerie des Generals Grafen Benkendorf zur Verfolgung des feindlichen Hauptheers erfolgen sollte. Er ließ daher, um die 25 Werste der Entfernung von seinem Hauptquartier bis Moskau in der bestimmten Zeit hin und her zurücklegen zu können, in größter Eile eine Droschke anspannen, in die er sich mit dem Rittmeister Leo Narischkin setzte, der seine Husarenschwadron bei Borodino verloren hatte und einstweilen zu Wintzingerode's Stabe versetzt worden war. Sie fuhren ohne alle Begleitung ab, und besannen sich erst unterwegs, daß sie wol einen Trompeter hätten mitnehmen mögen. Mochte man doch in den russischen Lagern glauben, daß Moskau eben eine vom Feinde geräumte Stadt sei, in der sich nur noch einige Nachzügler umhertrieben, welche froh sein würden, wenn man sie unbelästigt abziehen ließe. Nur so läßt es sich erklären, daß der General, als er zu dem Kosackencorps vor den Thoren gekommen war, an nichts weiter dachte, als sich sofort selbst in die Stadt zu begeben, um sich mit dem Befehlshaber der Franzosen zu verständigen. Narischkin bestimmte ihn wenigstens, einen Kosacken vorausreiten zu lassen, der ein Taschentuch auf der Lanzenspitze trüge. Ein zweiter Kosack begleitete sie mit einem Rapport,

den sie an den Feldmarschall Kutusoff gelangen lassen wollten. So kamen sie durch die Vorstädte, ohne einen Franzosen zu sehen, die natürlich die gegen Norden gelegenen Stadttheile zuerst geräumt hatten. Dann begegneten ihnen russische Bauern, von denen sie erfuhren, daß in der Twerstraße, an dem Hause des Generalgouverneurs, ein französisches Piket stehe. In der Stadt gab der vorausreitende Kosack an der wenige Schritte von jenem Hause entfernten Straßenecke das Zeichen, daß er Franzosen sehe. Narischkin wollte vorausreiten und den Offizier des Postens anrufen. Der General aber ward ungehalten, sagte: „wo Sie sein können, kann ich auch sein; bleiben Sie; ich will selbst mit ihnen sprechen," und ritt, mit einer nur durch obige Befangenheit der siegestrunkenen Ueberfreude über die eingetretenen Wendungen erklärbaren Unvorsichtigkeit, allein auf die Franzosen zu. Narischkin folgte ihm gleichwol, und sofort sahen sie den Posten, der aus Mannschaften des 5. leichten Regimentes der Kaisergarde bestand und von einem Offizier commandirt war, auf sie anschlagen. Als jedoch Narischkin dem Offizier zurief: er solle nicht feuern lassen, da sie parlamentiren wollten, so ließ er in der That die Gewehre schultern, ging dem sich gleichfalls nähernden General entgegen und fragte, was er wolle. Der General verlangte, zu wissen, wer in der Stadt commandire, und als er erfuhr, daß dies Marschall Mortier sei, so bat er, denselben zu benachrichtigen, daß ein russischer Offizier sich im gemeinschaftlichen Interesse mit ihm zu besprechen wünsche. Hierauf ging der Offizier zu seinem Posten zurück und schickte einige Leute ab, welche den Marschall benachrichtigen sollten. Gleich darauf aber kam aus einem vor dem Posten befindlichen Hause ein französischer Offizier

herausgesprengt, der nach dem Kreml zu wollen schien und schon bei dem Piket vorbei war, als er den Kosacken erblickte, anhielt, sich umsah und ohne weiteres den nichts Böses ahnenden General, der gemüthlich seine Pfeife in der Hand hatte, und nicht daran dachte, noch Zeit dazu fand, sich zu vertheidigen, gefangen nahm und nach dem Kreml fortriß. Narischkin wollte seinem General zu Hilfe eilen, wobei das Piket auf ihn Feuer gab. Er fragte darauf: was mit dem General geschehen solle, und als man ihm sagte, daß derselbe zu dem Marschall gebracht werde, verlangte er, ihm folgen zu dürfen, worauf er mit fünf Mann Wache hingebracht ward.

Im Kreml stand alles unter Gewehr, da man von dem Iwansthurm die Bewegungen der Kosacken bemerkt hatte. Als Narischkin in den Theil des Kremls, den der Marschall bewohnte, gebracht worden war, erfuhr er, daß sein General in dem Cabinete des Marschalls sei, und unterhielt sich einstweilen mit den Adjutanten, die sich über die Unklugheit verbreiteten, ohne Trompeter die Vorposten zu passiren. Er entgegnete: bei Franzosen besorge man keinen Hinterhalt, und wenn der Offizier sie nicht hätte als Parlamentäre ansehen oder annehmen wollen, so würden ein paar Flintenschüsse eine kurze und verständliche Antwort gewesen sein, während das Schultern der Gewehre und das Gespräch des wachthabenden Offiziers mit dem General sie vollkommen beruhigt hätte. Trotz dieser Darlegung nahm man ihm die Waffen ab. Bald darauf trat der Marschall aus seinem Cabinete. Narischkin ward ihm vorgestellt, und von dem Marschall eingeladen, mit ihm in das Cabinet zu dem General einzutreten. Wintzingerode war im Anfang unangenehm überrascht, ihn zu sehen, und fragte

hastig: „Was haben Sie denn gethan, Bester?“ Als Narischkin jedoch erwiderte: „Mein General, wie ich sah, daß man Sie fortbrachte, hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen zu folgen,“ so reichte er ihm die Hand mit den Worten: „Sie sind ein Ehrenmann. Das Loos aber, das meiner harrt, kennen Sie nicht.“ Narischkin entgegnete: „Nun, so werde ich mich gleichwol glücklich fühlen, es, wie immer es ausfallen möge, zu theilen.“ Wintzingerode brach darauf in heftige Beschwerden über seine Gefangennehmung aus. „So viele Jahre,“ sagte er, „kämpfe ich gegen Franzosen und hielt mich ihrer Loyalität gewiß. Jetzt aber wollen Sie mich, gegen alles Völkerrecht, gegen alle Kriegsgesetze, hier gefangen halten.“ Er wendete sich darauf zu dem Marschall und den diesen umgebenden Stabsoffizieren: „Sie sind die Stärkeren, meine Herren. Thun Sie nach Ihrem Belieben, aber bedenken Sie wohl, daß ich Ihr Gefangener weder bin, noch sein kann.“ Der Marschall, bekanntlich ein gemäßigter, rechtschaffener Mann, hörte die heftige Sprache mit Ruhe an und begnügte sich zu erwidern: „Der Kaiser wird über die Sache entscheiden. In diesem Augenblick geht ein Kurier an ihn ab.“

Die Sache hatte ihr Zweifelhaftes, wiewol es uns schließlich doch gewiß scheint, daß es unrecht war, Wintzingerode und seinen Begleiter gefangen zu halten, nachdem man sich überzeugt hatte, daß sie wirklich in friedlicher Absicht gekommen waren. Die völkerrechtlichen Gebräuche in Betreff des Parlamentirens laufen auf Folgendes hinaus. Der Parlamentär hat bei seiner Annäherung an die feindlichen Truppen schon von weitem durch unverkennbare Zeichen seine Absicht zu erkennen zu geben. Er kann nicht verlangen, daß man ihn annimmt, oder, wenn man das nicht will, ihn in

der Nähe duldet; aber er kann verlangen, daß man ihm den Entschluß der Abweisung erklärt, ihn ungehindert wieder abziehen läßt, und ihn nur dann als Feind behandelt, wenn er, trotz der Abweisung, sich nicht wieder entfernen will. Hat man ihn, wenigstens vorläufig, zugelassen, so muß man ihn jedenfalls wieder unversehrt abziehen lassen. Das Recht aber, jemand wenigstens vorläufig als Parlamentär anzunehmen, steht unzweifelhaft jedem Postencommandanten zu, und wenn auch der Vorgesetzte, an den er den Vorgang berichtet, die Zurückweisung des Parlamentärs verfügen mag, so muß er doch die einstweilen für dessen Sicherheit verpfändete Dienstehre respectiren. Indem der das Piket befehligende Offizier seine Leute das Gewehr schultern ließ, mit den russischen Offizieren in Verhandlung trat und ihrem Wunsche, eine weitere Verhandlung mit seinem Oberbefehlshaber eingeleitet zu sehen, entgegenkam, hatte er offenbar anerkannt, daß sie in friedlicher Absicht kamen, hatte er sie einstweilig als Parlamentäre angenommen. Allerdings der andere französische Offizier, der den General gefangen nahm, konnte in der Meinung stehen, daß sie als Feinde gekommen, oder durch irgend einen Zufall in den Bereich der Franzosen gerathen seien. Das Taschentuch auf der Spitze der Kosackenlanze konnte als ein im letzten Augenblicke ergriffenes Schutzmittel erscheinen, durch welches sie der Gefangenschaft entgehen wollten. Er konnte sich daher berechtigt halten, sie gefangen zu nehmen. Der wachthabende Offizier aber hätte zu ihren Gunsten einschreiten, und jedenfalls hätte der Marschall, nachdem ihm der ganze Sachverhalt vorgetragen worden, sie ohne weiteres entlassen sollen. Indeß er mag die Verantwortlichkeit gescheut haben, einen so wichtigen, mitten unter allem Unglück in ihre

Hände gefallenen Fang entschlüpfen zu lassen, und half sich, indem er dem Kaiser die Entscheidung überließ. Daß übrigens, wie die russischen Offiziere angenommen zu haben scheinen, der ganze Vorgang ein absichtlich gelegter Hinterhalt gewesen, glauben wir nicht.

Marschall Mortier vertraute die Gefangenen der Oberhut des Obersten Baron Sicard an, des Chefs des fünften leichten Regiments der jungen Garde und Commandanten des Kreml, welcher eben geräumt werden sollte. Sie wurden in einen Wagen gebracht, der in der Mitte der abziehenden Colonne fuhr, welche aus französischer Infanterie, portugiesischen Reitern, spanischem und illyrischem Fußvolke und demontirten Cavaleristen der mannichfaltigsten Herkunft bestand. Vier Unteroffiziere der jungen Garde und zwei Gensdarmes d'Elite umgaben den Wagen, dessen Insassen der besonderen Sorgfalt des Hauptmanns Devaux von demselben fünften leichten Regimente vertraut waren, das so verhängnißvoll für sie geworden. Sie hatten alle Ursache, die zahlreichen Gefälligkeiten und die zarte Behandlung zu rühmen, die sie sowol dem Baron Sicard, als dem Capitän Devaux zu danken hatten.

Auf dem Marsche selbst bekamen sie bereits einzelne Vorspiele der Zukunft dieses französischen Rückzuges zu sehen. Das aus den entsattelten Reitern aller Nationen gebildete Regiment war schon auf der ersten Station aufgelöst. Der Marsch ging langsam, in tiefem Kothe, aber oft auch die Nacht durch, wenn auch mit öfteren Ruhepausen. An dem ersten Rastorte hörten sie einen Kanonenschuß, erfuhren, daß dies das Zeichen war, den Kreml zu sprengen, und bald darauf verkündete der lange nachhallende Knall, daß auch dies geschehen war. — Sie hatten sechs Tage zu fahren, ehe sie in die Nähe

des Kaisers kamen, und diese Zeit benutzten sie, gewisse Briefe des Kaisers Alexander, welche der General Wintzingerode bei sich trug und die ihm allerdings hätten gefährlich werden können, zu vernichten, indem sie dieselben zerrissen und die Stückchen theils einzeln zerstreuten, theils verschluckten. In jenen Briefen sprach sich der Kaiser, frühere Zuschriften Wintzingerode's beantwortend, gegen jeden Frieden aus: „Krieg bis Kamtschatka, wenn es so sein muß, aber kein Friede. Dieser verderbt uns, nur der Krieg kann uns helfen." Diese und ähnliche Aeußerungen aber erfolgten in einer Weise, aus der sich deutlich ergab, daß Wintzingerode dem Kaiser in demselben Sinne geschrieben hatte. Freilich würde Napoleon damit nichts Neues erfahren haben, hätte aber nun doch schriftliche Zeugnisse für die ihm feindliche Gesinnung des Generals erhalten.

Als der Zug, in dessen Mitte sich die Gefangenen befanden, die Stadt Wereja passirt hatte, bemerkten sie an einer Stelle, wo die Straße sich theilte, zum Hauptquartiere des französischen Kaisers gehörige Maulthiere, und bald darauf erschien ein Adjutant, der sie auf Gensdarmeriepferde steigen hieß und sie zum Kaiser brachte. Wintzingerode war schon in dem Feldzuge von 1805 als Parlamentär bei Napoleon gewesen, und gründete auf diese persönliche Bekanntschaft einige Hoffnung, daß der Kaiser ihn auch diesmal nicht ungnädig behandeln und nach einigem Hin- und Herreden entlassen werde. Er wußte wol nicht, welche häßliche Seiten jener auf so vielen Seiten so große, auch der Großmuth nicht unfähige Mann hervorkehren konnte, sobald ihn keine Rücksicht abhielt, seiner übeln Laune oder Leidenschaft den Zügel schießen zu lassen, oder sobald er sonst für gut fand, eine Drohscene aufzuführen. Der

Kaiser war auf die Ankunft Wintzigerode's, dessen Gefangennehmung wahrscheinlich benutzt werden sollte, den Eindruck des Abzugs von Moskau etwas abzuschwächen, vorbereitet, und erwartete ihn, indem er die Ebene durchritt und das Terrain zu besichtigen schien. Als er die Gefangenen kommen sah, stieg er ab, und sein zahlreiches Gefolge, sowie seine Gardeschwadronen folgten seinem Beispiel. Die letzteren stellten sich 50 Schritt vor dem Kaiser und seiner Umgebung auf. Als dies geschehen war, befahl er, die Gefangenen vorzuführen, und nun begann eine Scene, wie die ältesten Offiziere seiner Umgebung, an wie stürmische Ausbrüche seines Ingrimms sie auch gewohnt waren, sich doch keiner gleichen zu entsinnen wußten. Napoleon, durch all die erfahrenen Enttäuschungen, durch das Scheitern seiner Unternehmung, das er vergebens zu bemänteln versuchte, durch die bange Ungewißheit der nächsten, wie der ferneren Zukunft im höchsten Grade verstimmt, und nur zu gewohnt, seinen Unmuth an dem nächsten besten, der ihm in die Hände fiel, in leidenschaftlicher, würdeloser Weise auszulassen, war auf Wintzingerode speciell erbittert, weil er sehr wohl wußte, daß dieser ein Hauptmitglied der Kriegspartei war, und daß er zwei Russen, welche es bei Besetzung Moskaus durch die Franzosen übernommen hatten, Briefe Napoleon's an Alexander zu befördern, hatte, sowie sie sich bei den russischen Vorposten zeigten, festnehmen lassen.

Sowie er den General erblickte, schrie er ihm entgegen: „Also dem Kaiser von Rußland dienen Sie? Und wer gab Ihnen hierzu Erlaubniß? Sie sind also ein Ueberläufer! Ueberall muß ich Sie treffen. Doch Ihr Schicksal eilt zum Ende. Was hatten Sie in Moskau zu schaffen? Sie wollten es auskundschaften."

„Nein, Sire," erwiderte Wintzingerode, mit würdiger Ruhe: „ich vertraute mich dem Rechtsgefühl Ihrer Truppen." — „Und was wollten Sie mit meinen Truppen?" fuhr Napoleon fort. „Da sehen Sie, in welchem Zustande Moskau jetzt ist, und wohin es funfzig Leute von Ihrem Schlage gebracht haben. Aber mit mir ist der Kampf ungleich. In sechs Wochen bin ich in Petersburg. Sie, Unbesonnener, sind es, der alle jene Metzeleien längs der Hauptstraße veranstaltete, die mich empören mußten. Sie haben den Kaiser Alexander zum Kriege gegen mich bestimmt. Doch Ihre Zeit ist abgelaufen. Vor, Gensdarmes; er werde erschossen. Er werde erschossen, sage ich. Wenn Sie Sachse oder Baier sind, so bin ich Ihr Herr, und Sie sind mein Unterthan" (!). Wenn Napoleon bei diesem wilden Ausbruche echter Tyrannenwuth gemeint hatte, den deutschen Helden außer Fassung zu bringen, so hatte er sich getäuscht. Mit erhobenem Haupte, in stolzer Haltung und mit fester Ruhe erwiderte Wintzingerode: „Schon zwanzig Jahre bin ich der französischen Kugel gewärtig, die mit mir enden soll. Mein Entschluß ist gefaßt. Frau und Kinder sind geborgen. Alexander wird sich ihrer annehmen." Napoleon stampfte mit dem Fuße und rief von neuem: „man erschieße ihn!" Dann hielt er plötzlich inne und sagte: „Oder nein, man mache ihm den Proceß. Ist er Baier oder Sachse, so werde er fusilirt; wo nicht, so steht die Sache anders." Damit ließ er Wintzingerode stehen und ging auf Narischkin zu, indem er sagte: „Sie sind der Herr von Narischkin, Sohn des Oberst-Kämmerers. Das ist ein anderer Umstand. Sie sind ein wackerer Mann und thun Ihre Schuldigkeit. Aber wie mögen Sie mit Menschen dienen, wie dieser da? Dienen Sie doch mit Ihren Russen." Hiermit

war die Audienz geschlossen und die Gefangenen wurden abgeführt.

Sie sollten nur noch wenige Augenblicke beisammen bleiben. Kaum waren sie in eine Hütte getreten, als General Rapp erschien, um sie zu trennen und Narischkin der Obhut des Generals Grafen Monthion zu übergeben, welcher damals Sous-Chef-Major-General der großen Armee war. Narischkin wurde, nach der gewohnten Politik des Kaisers, der durch allerlei Höflichkeiten einflußreiche Personen einer Nation, deren heiligste Interessen er mit Füßen trat, zu gewinnen liebte, mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Er saß kaum an der Tafel des Grafen Monthion, der voller Artigkeit gegen ihn war, als ein Adjutant eine Einladung an die Tafel des Kaisers überbrachte. Napoleon bewohnte das einzige Haus, das noch unversehrt war. Die alte Garde lagerte vor demselben, in Quarrés. Grenadiere zu Pferd hielten Wache. Narischkin saß zwischen dem Herzog von Friaul (Duroc) und dem Herzog von Vicenza (Caulaincourt), zwei Personen, deren edler, liebenswürdiger Charakter ihre Nachbarschaft angenehm gemacht haben würde, auch wenn sie nicht durch die Intentionen des Kaisers bestimmt gewesen wären, seinen Gast mit Artigkeiten zu überhäufen. Später ward er dem General Kreuzer, als Commandanten im Hauptquartier, vertraut, der ihn, wie auch die Adjutanten Berthier's, nicht minder artig behandelte. Doch mußte er sein Wort geben, keine Flucht versuchen zu wollen, worauf er nicht mehr ängstlich bewacht wurde. Er folgte nun dem Hauptquartier. Als die Armee aber, nachdem sie das zertrümmerte Wiasma passirt hatte, von der Nachhut angegriffen ward und nun Stand machte, um einen Kampf zu versuchen, der den weiteren Rückzug sichern sollte, ward er zu dem

westfälischen Corps gebracht, das jetzt von dem Herzog von Abrantes (Junot) befehligt ward.

Hier sah er nach längerer Zeit, wider all sein Hoffen, seinen verehrten General, an dessen Rettung er verzweifelt hatte, unerwartet wieder. Wintzingerode war mehrmals und von verschiedenen, unter denen Rapp, der sonst kein böser Mann, wenn auch von rauhen Formen war, ihn mit dem Erschießen bedrohte, vernommen worden, bis er endlich zu Berthier gebracht wurde. Auch dieser fragte ihn: ob er Unterthan des Rheinbundes wäre. Wintzingerode erwiderte: In einer preußischen Garnison geboren und Sohn eines in preußischen Diensten stehenden Offiziers, habe er sich nie als einen solchen betrachtet. Bei Beantwortung einer weiteren Frage ward Wintzingerode etwas warm, wobei ihm der gutmüthige Berthier einen sanften Warnungsstoß gab und ihm zuflüsterte: „Ruhig; Er ist zugegen,“ wie denn der Kaiser in der That hinter der halbgeöffneten Thüre stand. Endlich wurde beschlossen, was man wol von Anfang an nicht anders im Sinne gehabt hatte, da ein Erschießen des Generals nicht blos eine grobe Ungerechtigkeit, sondern auch eine große Thorheit gewesen sein würde, daß er kriegsgefangen bleiben und mit Narischkin nach Frankreich gebracht werden solle, wo man ihnen Metz zum Detentionsorte bestimmte. So traf er eines Tages, unter Escorte, wieder bei dem hocherfreuten Narischkin ein, worauf sie beide, sowie zwei andere Gefangene, nämlich ein Landwehrgeneral Swiczin und ein Kosackenhauptmann, in möglichster Schnelle auf Wilna zu gefördert wurden. Bis Smolensk hatten sie Cavalerie, später Gensdarmes zur Bedeckung. Sie fuhren in einer Kurierkutsche, welche Narischkin gekauft hatte, mit Postpferden.

Noch ehe sie aber Wilna erreichten, wurden sie un-

erwarteter noch befreit, als ihre Gefangenschaft ihnen gekommen war. Auf einer Station zwischen Minsk und Wilna hatten sie, auf Anregung der frierenden Gensdarmen, einige Stunden gerastet und setzten mit Tagesanbruch ihren Weg wieder fort, als sie einige Werst weiter einem aus mehreren Rüstwagen bestehenden, von Gensdarmen begleiteten Transport begegneten, was denn wol einige Zögerung veranlaßt haben mag. Narischkin schlief, als ihn Wintzingerode plötzlich mit den Worten weckte: „Lieber Freund, da sehe ich Kosacken auf der Straße.“ Im Anfang wollte es Narischkin gar nicht glauben, erkannte aber, bei aufmerksamerem Hinsehen, in der That einige Reiter. Der Kutscher bemerkte sie auch und hielt klüglich den Wagen an, während die Gensdarmen, die der Kalesche den Rücken kehrten und sich, der Kälte halber, fest in ihre Mäntel gehüllt hatten, nach der entgegengesetzten Richtung hinblickten. So konnten sie den Kosacken winken und den herbeikommenden ihre Namen nennen. Bald war der Wagen von Kosacken umgeben und erhielt jetzt, statt der Gefangenen, die Gensdarmen, welche keinen Widerstand versuchten, sondern nur um ihr Leben baten, zu Insassen. Die Befreiten wurden bald mit Kosackenpferden beritten gemacht, während ein Kosack sich auf den Bock der Kalesche setzte, worauf die ganze Cavalcade seitwärts nach einem Pachthofe steuerte. Die Kosacken, die so ungesucht einen so wichtigen Dienst geleistet hatten, gehörten zu Cziczagoff's Corps, zu einem, 250 Pferde starken Regimente des Obersten Czerniczeff, des nachherigen Kriegsministers. Sie hatten zu der Wittgenstein'schen Armee in der Gegend von Polotzk stoßen wollen und waren im nahen Walde zum Füttern abgesessen, während Czerniczeff einen Offizier Namens

Dutkim mit einigen Leuten beordert hatte, die Landstraße abzusuchen. Czerniczeff traf bald darauf auf dem Pachthofe ein, wo er nicht wenig erstaunt war, den General Wintzingerode, von dessen Gefangenschaft er noch kein Wort wußte, anzutreffen. Unangenehmer überraschte es ihn, zugleich zu erfahren, daß er in nicht ungefährlicher Lage, inmitten der Corps der Marschälle St.-Cyr und Oudinot sich befinde. Seiner Gewandtheit und dem Naturell seiner Truppe gelang es jedoch, selbst in einer Gegend, die, nach Narischkin's eigenem Zeugniß, ganz französisch gesinnt und in der noch jedes Dorf, jeder Edelhof, mit französischen Schutzwachen besetzt war, mit Hilfe einiger Nachtmärsche, auf Umwegen, die man durch Schnelligkeit wieder einbrachte, und auf nur für Kosacken passirbaren Seitenpfaden, sich durchzuhelfen und glücklich zu den Vorposten Wittgenstein's zu entkommen.

Wintzingerode war bald wieder an der Spitze seines Corps, und wir treffen ihn zunächst wieder im Februar 1813 bei Kalisch, wo er, an der Spitze von 10000 Mann, mit sechs Batterien und gegen 6000 Pferden, in der Gegend von Kalisch, einen gleichzeitigen Angriff auf die, durch Reynier's zu große Zuversichtlichkeit weit vertheilten sächsischen Truppen machte; ein Versuch, der an der bewundernswerthen Tapferkeit und Disciplin der Sachsen, die sich, in ihren einzelnen Abtheilungen, heldenmüthig nach Kalisch durchkämpften, oder sonst in Sicherheit brachten [1]), im wesentlichen vereitelt ward. Weiter zeichnete Wintzingerode sich bei Lützen, Dennewitz

---

1) S. Gretschel und Bülau, Geschichte des sächsischen Volkes und Staates, Bd. III, S. 431 ff.

und Leipzig, sowie 1814 bei dem Sturm auf Soissons und bei St. Diziers aus. Er genoß noch die Freuden des so lange erharrten und erstrebten Sieges, war aber durch die bestandenen Kriegsbeschwerden erschöpft, und ist schon 17. Juni 1818 zu Wiesbaden, wo er frische Lebenskraft zu schöpfen gedachte, gestorben.

X. General Thielmann.

Während wir, in freundlichen Zuschriften, gefälligen Winken, Berichtigungen, Anfragen und Mittheilungen, manchen erfreulichen Beweis erhalten haben, daß die genealogischen Erörterungen, die wir in unsere Erzählungen zu verweben, oder in Noten denselben beizufügen lieben, gar manchem Leser, theils im allgemeinen, theils wenigstens hinsichtlich specieller Fälle, recht willkommen sind, fürchten wir doch auch, selbst ohne gleich sichere Zeugnisse dafür zu besitzen, daß sie manchem andern Leser zuweilen trocken und unbequem erscheinen mögen und daß mancher sie lieber durch Reflexionen, Conjecturen oder Detailmalereien, auch wenn die letzteren nur aus der Phantasie geschöpft wären, ersetzt zu sehen wünschen mag. Leser von letzterem Geschmacke, den wir keineswegs anfechten wollen, ohne deshalb von unserer Natur lassen zu können, werden vielleicht beim Erblicken der Ueberschrift dieses Aufsatzes die Hoffnung fassen, diesmal wenigstens von jedem genealogischen Excurse verschont zu bleiben, da der Held desselben notorisch ein homo novus ist, das Kind seiner Thaten, sein eigener Ahnherr. Und doch können wir ihnen auch diesmal einen Rückblick zu den Voraltern auch dieses Mannes, einen Umblick auch in den Seitenzweigen seiner

Familie nicht ersparen, da uns auch von ihm ein Stammbaum vorliegt, der über manche Generation zurückreicht, und die Verzweigungen der Familie selbst mit größerer Genauigkeit angibt, als in den Stammbäumen des Adels, die sich nur über die Nachkommenschaft des Mannsstammes erstrecken, zu finden zu sein pflegt. Da uns nun auch dieser Stammbaum Gelegenheit bietet, einige jener kleinen, verborgenen Züge zu der Sitten-, Familien- und Individualgeschichte hervorzuheben, die nun einmal unsere Liebhaberei bilden, so können wir es uns nicht versagen, wenigstens einige übersichtliche Blicke auf denselben zu werfen. Mag doch dieser Theil unsers Aufsatzes das wesentlichste sein, was nicht aus der ziemlich reichen biographischen Literatur über Thielmann extrahirt ist, welche Literatur freilich so divergirender Natur ist, daß sie einer kritischen Sichtung bedürftig war.

Johann Adolf Freiherr von Thielmann stammte im fünften Gliede von Georg Thielmann [1]), einem Richter zu Coßdorf, einem Amtsdorfe in dem jetzt größtentheils preußischen, früher sächsischen Amte Mühlberg, und zwar von dessen jüngstem Sohne Christoph, der aber insofern ein Vorfahre boni ominis für ihn wurde, als derselbe Offizier war und eine Adelige zur Frau gehabt haben soll. Dieser Christoph Thielmann ward nämlich 1633 kursächsischer Wachtmeister und noch in demselben kriegerischen Jahre, jedenfalls in Folge tapferen Verhaltens, Lieutenant. Dabei soll er bereits seit 1624 verheirathet gewesen sein, und zwar mit einer Anna

1) Es kommt auch eine Pfarrerfamilie des Namens vor, die sich aber Thielemann schrieb und deren, gleichfalls dem 17. Jahrh. angehöriger Gründer aus Eisleben stammte.

Marie von Cunzhausen, aus einer uns übrigens unbekannten Familie. In der That werden bei zweien seiner Söhne die Jahre 1625 und 1627 als die Geburtsjahre angeführt. Möglich, daß ihn die Verzweiflung über die Drangsale, die der Krieg über den Landmann brachte, unter die Fahnen trieb, wo vergleichsweise immer noch die meiste Sicherheit und selbst bei Niederlagen die menschlichste Behandlung zu finden war. Auch mag der Krieg nicht ohne Vortheil für ihn ausgeschlagen sein, denn er hinterließ, außer dem abgetrennten Schenkgut zu Coßdorf, das wol sein väterliches Erbtheil bildete, noch das Richtergut zu Wenzendorf, als er am 8. März 1651 mit Tode abging. Ein gewisses, zuweilen erfolgreiches Streben nach höheren Lebensstellungen zeigt sich, wenn nicht schon bei seinen Kindern, doch bei den weiteren Nachkommen, und jedenfalls bietet diese Familie eine merkwürdige Mischung der Lebensverhältnisse dar. Seine Frau hatte ihm vier Söhne und zwei Töchter geboren, von welchen letzteren wir nichts, als ihre und ihrer Männer Namen kennen.[1]) Von den Söhnen ist der älteste, Christoph, als Soldat gestorben. Der dritte, Christian, mag das Richtergut zu Wenzendorf bekommen, scheint aber keine Kinder hinterlassen zu haben. Hans, der vierte, ward Weißbäcker in Großenhain. Der zweite Sohn, Hans Georg, geb. 1627, pflanzte auf dem Richtergute zu Coßdorf die Familie in zwei Hauptstämmen fort.[2])

---

1) Es waren Magdalene, welche den Martin Richter in dem Städtchen Prettin, und Marie, welche den Martin Mönch zu Coßdorf heirathete, welcher letztere wol ein Coßdorfer Bauer war.

2) Von seiner Frau ist blos der Taufname Sabine bekannt. Eine Tochter Anna Sabine heirathete 1675 den Gottfried Hochmuth zu Liebenwerda. Die andere Tochter, Salome, war in erster Ehe

Den ersten stiftete der Richter Hiob Thielmann zu Coßdorf († 1696) mit Marie Merbitz. Er hinterließ folgende Kinder: 1) Hiob, welcher Dr. jur. und Protonotar bei dem Consistorium zu Wittenberg wurde und eine Tochter des Steuerprocurators und Stadtrichters zu Dresden, David Rüdiger, Marie Luise, heirathete. Von seinen Kindern ist Johann Karl 1774 als russischer Hofrath in Riga gestorben, hat also die erste Verbindung dieser Familie mit Rußland vermittelt, gegen welches dereinst sein bei seinem Tode erst zehnjähriger Vetter kämpfen und dann für kurze Zeit in dessen Dienste übergehen sollte. Er soll drei Kinder hinterlassen haben, die vielleicht noch jetzt den Namen in Rußland erhalten. Wie er nach Rußland gekommen und in welchen Verhältnissen er eigentlich dort gelebt, ist uns zur Zeit nicht bekannt worden. Sein nächster Bruder, Johann Friedrich, ist 1784 als kursächsischer Ingenieurlieutenant gestorben, und hat vielleicht auch zu der Neigung seines berühmten Cousins zum Militärstande beigetragen. Rahel Henriette heirathete den Protonotar Gottlieb Ehrenfried Gäßchen zu Wittenberg, welche Stelle auch der dritte Sohn, Christoph Heinrich, bekleidete. Von Karoline Luise wissen wir nur den Namen, von August Gottlob nur, daß er 1770 zu Belzig gestorben. Jedenfalls scheint dieser Zweig der Familie gänzlich den bäuerlichen Verhältnissen entrückt worden zu sein. Treu blieb diesen 2) Johann Georg, welcher jedoch nur Vicerichter zu Coßdorf war und eine dasige Bauerstochter, Anna Sabine Böhme, heirathete. Von seinen drei Kindern ist

---

mit dem Schenkwirth Adam Killisch, in zweiter mit dem Pastor M. Christoph Faber zu Coßdorf verehelicht und ihr Sohn Christoph Jeremias, geb. 1685, ward Pfarrer zu Wallhausen.

aber die zweite Tochter [1]), Anna Sabine, geb. 1705, schon 1721 mit dem Advocaten Christ. Erdmann Dehne zu Schlieben verheirathet worden, und Johann Hiob, geb. 1710, 1752 als Amtsverweser zu Schweinitz gestorben, sodaß auch dieser Zweig der Familie in den höheren Bürgerstand aufrückte. 3) Die Tochter des Richters Hiob, Anna Katharina, heirathete 1692 den Rathsmaurermeister Johann Georg Fuchs zu Leipzig, dem sie zwei Töchter gebar, von denen die ältere, Johanne Sophie, den Cousin ihrer Mutter, den Pastor Faber zu Wallhausen heirathete, und 6. April 1774, im 72. Jahre, zu Großenhain kinderlos starb. Die jüngere Tochter heirathete den Inspector Reinhard zu Meißen, und von ihren vier Kindern finden wir den Sohn als Advocaten in Pirna, dessen Zwillingsschwester mit dem Advocat Blumenröder in Dresden, eine ältere Schwester [2]) mit dem Commissar Gervinus in Leipzig verheirathet, auch diese Nachkommen des alten Richter Thielmann also in den höheren Bürgerstand übergegangen.

Den zweiten Stamm gründete der Richter Johann Gottfried Thielmann zu Wenzendorf, der jüngste Sohn Georg's und erst 13. Febr. 1709 gestorben. Er hatte in zwei Ehen [3]) drei Töchter und zwei Söhne erzeugt. 1) Johann Gabriel, geb. 1682, wird als Hauptmann bezeichnet und besaß das väterliche Gut, ist auch ver-

---

1) Die älteste Tochter, Johanne Eleonore, geb. 1702, † 1756 unverehelicht.

2) Die älteste wird als Amalie Rosenfeld bezeichnet, welcher Name jedenfalls auch nicht bäuerlich klingt.

3) Mit Katharine Margarethe Jentsch, und mit Anna Dorothea Kühn.

heirathet gewesen [1]), ohne daß wir wissen, ob er Kinder hinterlassen. 2) Die älteste Tochter Eleonore, geb. 1691, heirathete zwar einen studirten Mann, den Rector Melchior Gottfried Hermann in Mühlberg; aber gerade ihre Nachkommen sind meist in einen Kleinbürgerstand übergegangen, der sie schwerlich in günstigere Verhältnisse versetzt hat, als wenn sie dem Bauernstand ihrer Vorfahren treu geblieben wären. Ihre ältere Tochter heirathete einen Schuhmacher Koch in Mühlberg, und deren Sohn ergriff das Gewerbe des Vaters, während die Tochter einen Schneider Dallner in Mühlberg nahm. Die zweite Tochter ward mit einem Nadler Ziegler in Mühlberg verehelicht. Von ihren Söhnen hat allerdings einer, in Erinnerung seines Großvaters, studirt und ist M. und Pfarrer worden. Ein zweiter ward aber Fischer in Belgern; ein dritter ging als Feldscherer nach Amerika, und von den vier Töchtern hat eine den Nadler Buchwald in Mühlberg, eine andere den Mehlhändler Schneider in Dresden geheirathet, während das Schicksal der übrigen unbekannt ist. 3) Anna Sophie, ward mit dem Pastor M. Victorin Sonntag in Cröbeln verheirathet und hinterließ einen Sohn Salomon Gottlieb. 4) Erdmuthe Sophie, geb. 1703, heirathete auch in den Kleinbürgerstand, den Zeugmacher Schnelle in Mühlberg, und soll vier Kinder gehabt haben, von denen doch nur eine Tochter bekannt ist, die den Trankſteuereinnehmer Menzel in Mühlberg zum Mann hatte. Ihr jüngerer Bruder

1) Mit Anne Sophie Jacobi. Die Kluft zwischen seinem und der nächsten Schwester Geburtsjahr scheint dafür zu sprechen, daß er das einzige Kind der ersten Ehe seines Vaters war. Oder stammten nur die beiden jüngsten Kinder aus der zweiten Ehe, da zwischen der Geburt der ersten und der dritten Tochter eine noch größere Zeit liegt? Doch wen kümmert das, außer mich alten Grübler?

war Johann Friedrich Thielmann, geb. 31. Mai 1705, der zwischen 1780 und 1782 als kursächsischer Oberrechnungsrath zu Dresden verstorben ist, und der Vater des Generals wurde. [1])

Ihm wurde sein einziger Sohn, Johann Adolf, am 27. April 1765 geboren. Neben demselben hatte er, soviel wir wissen, nur noch eine Tochter, Karoline Wilhelmine, die sich mit dem kursächsischen Rittmeister der Garde du Corps Johann Wilhelm August v. Brandenstein [2]) vermählte, dem sie zwei Töchter geboren hat. Wir wissen nicht, wie und wodurch der Oberrechnungsrath Thielmann zu seiner Stellung gelangt ist, welche immerhin zu den angesehensten Posten gehörte, die ein Bürgerlicher zu jener Zeit in Sachsen erreichen konnte. Er scheint auch bemittelt gewesen zu sein, wenn auch sein Vermögen sich in den Händen seiner Erben schnell verrollt haben mag. Das Thielmann'sche Haus gehörte zu den damals ziemlich vereinzelten in Dresden, in denen eine rege und edle Geselligkeit die für die Bildung der Zeit erwärmten, strebenden Geister der Residenz vereinigte, und mag in etwas dem späteren Körner'schen geglichen haben. Gewiß ließ es dieser Vater an nichts fehlen, seinem einzigen Sohne eine ausgezeichnete Bildung zu vermitteln, und an Gaben fehlte es dem feurigen Knaben auch nicht. Dagegen scheint er einigermaßen ein verzogenes Kind gewesen zu sein, ein praecox ingenium,

1) Wer die Mutter des letzteren gewesen, haben wir leider zur Zeit nicht näher ermitteln können, als daß sie die Tochter eines Hofbettmeisters im japanischen Palais gewesen zu sein scheint.

2) Geboren zu Ossa 4. Oct. 1747, war er der Sohn Wilhelm Christian's v. Brandenstein auf Ossa, Lieutenants und kurhannoverischen Kammerjunkers, und der Johanne Henriette v. Wolfersdorf aus Ossa, der Enkel Hans August's v. Brandenstein auf Ranis, sachsen-zeitzischen Hausmarschalls und der Dorothea v. Berlepsch.

unruhig, vorgreifend, leicht durch Träume einer lebhaften Phantasie verlockt, zu verwöhnt, um sich in Entbehrung, strengere Zucht und mühsame Arbeit zu fügen. Am Ausgang des Knabenalters, während dessen er auch in einer Stiftsschule zu Dresden Unterricht genossen haben soll, kam er in die Fürstenschule St. Afra nach Meißen, eines jener geachteten Institute, aus denen so viele vorzügliche Männer hervorgegangen sind, mit deren Einrichtungen wir uns aber noch jetzt, wo die Zeit so manche Milderung erzwungen hat, nicht befreunden können und die zu jener Zeit noch ganz in der alten klösterlichen Düsterheit, voll Cynismus der Lebensweise und rohen bedrückenden Pennalismus waren. Thielmann hielt es nicht lange daselbst aus. Wir entsinnen uns einer Tradition, wonach er entflohen, durch den für solche Fälle bereitstehenden Häscher, den Portzig (portiarius, Thürwärter), diesen Cerberus der Schule, aber zurückgebracht worden wäre. [1]) Ob er nun dafür das consilium abeundi bekommen, oder ob sein Vater dem Wunsche des verzweifelnden Jünglings sich gefügt hat, jedenfalls finden wir, daß er schon 1779, also nachdem er noch gar nicht lange aufgenommen sein konnte, die Schule wieder verließ und seine Bildung im väterlichen Hause durch Privatunterricht [2]) vollendete. Seinem Wunsche jedoch, die militärische Laufbahn zu betreten, den vielleicht das Beispiel eines militärischen Oheims und Vetters, wo nicht die Erinnerung an seinen militärischen

1) So wie die Geschichte bei de L'Or, „Kurze Erläuterungen und Berichtigungen der Irrthümer, welche in der biographischen Skizze rc. enthalten sind," (S. 11) erscheint, ist sie jedoch jedenfalls nicht gewesen.

2) Seine Lehrer waren der nachherige Superintendent Geithner in Weida und der nachherige Hofprediger Jacobi in Dresden.

Ahnherrn, genährt hat, der aber wol auch sonst seinem ganzen Sinne und Wesen entsprach, widerstrebte der Vater entschieden und bestimmte ihn vielmehr zur juristischen Laufbahn. Insgeheim von der Mutter unterstützt, nahm er jedoch mathematischen Privatunterricht bei Hauptmann Harpeter und trat bald nach des Vaters Tode (1782) [1]) als Junker bei dem leichten Reiterregimente Kurland ein. 1784 wurde er Souslieutenant und in den damaligen Friedensjahren währte es bis 1791, bevor er zum Premierlieutenant avancirte. Damals ging er zu einem Husarenregimente über. Von 1793—96 aber kämpfte er mit am Rhein, sodaß er seine ersten, wie seine letzten Waffenthaten gegen die Franzosen verrichtete, und hat sich hier so rühmlich verhalten, daß ihm in Folge des Gefechts bei Uckerath (19. Juni 1796) der St. Heinrichsorden zu Theil ward. 1798 zum Stabsrittmeister avancirt, lebte er nun längere Jahre in jenen stillen, aber angenehmen Garnisonen thüringischer Landstädtchen, in denen, wie im Kurkreise, die sächsische Reiterei damals vornehmlich zu lagern pflegte. Dieses thüringische Stillleben war ihm jedenfalls günstiger, als wenn er in den Zerstreuungen irgend einer Großstadt gelebt hätte. Denn er soll sich dabei die Zeit verkürzt haben, indem er die wissenschaftliche Bildung, die er seiner Jugend verdankte, bei dem einmal erwachten Sinne dafür, zu vervollkommnen und sich immer mehr, sowol in militärischen Kenntnissen, wie in den neuern Sprachen auszubilden strebte. Da er 1802 zu einem andern Regimente versetzt wurde, womit eine Schmälerung seines

1) Auch die Verheirathung seiner Schwester mit dem Rittmeister Brandenstein dürfte erst nach des Vaters Tode erfolgt sein. Ihr erstes Kind ist 1786 geboren.

Einkommens verbunden war, so erhielt er eine monatliche Gehaltszulage von 10 Thlrn. Er soll viel in Jena und Weimar gewesen sein und namentlich in dem Hause der Frau v. Werthern in Weimar den berühmten Männern Weimars und Jenas näher getreten sein. In Dresden, das er öfters besuchte, war er viel in dem Körner'schen Hause, in Freiberg in der geistreichen Familie Charpentier, mit der er durch Hardenberg-Novalis und Reinhard bekannt geworden, und aus der er zu Ende des Jahres 1791 seine Gattin wählte, deren Schwester mit dem Oberhofprediger Reinhard und in zweiter Ehe mit dem Conferenzminister Grafen Peter Karl Wilhelm v. Hohenthal-Königsbrück vermählt ward und deren Brüder höhere Stellungen im In- und Auslande und zum Theil weitverbreiteten ehrenvollen Ruf erlangten. (Es waren dies Kinder des königlich sächsischen Berghauptmanns Johann Friedrich Wilhelm v. Charpentier, der 1791 nobilitirt wurde und 22. Juli 1801 starb.) In Eisenach hatte er den Grafen Narbonne, der einst sein Nachfolger in Torgau werden sollte, kennen gelernt, was ihn zu einer Reise nach Paris veranlaßte. Dennoch ward ihm die Unthätigkeit zur Last und erschien ihm das Avancement zu langsam, sodaß er 1804 heimlich eine österreichische Schwadron gekauft hat. Sein väterliches Erbtheil muß damals schon ziemlich zugesetzt gewesen sein; denn es wird berichtet, daß der österreichische General v. Stutterheim das Geld zu jenem Ankauf hergegeben und nicht wiedererlangt habe, weil Thielmann der erst nachträglich gesuchte Abschied verweigert ward. [1]) Letzteres jedenfalls ein Beweis, wie hoch man

1) In dem „Neuen Nekrolog der Deutschen" (Jahrg. 1824, Bd. II) wird dieser Umstand jedoch anders berichtet. Hiernach wäre die

den aufstrebenden und gebildeten Offizier hielt. Er war es daher auch, der, als 1805 der Herzog von Sachsen-Weimar um Darleihung einer sächsischen Reiterabtheilung bat, die zur Escorte des Kaisers Alexander dienen sollte, mit deren Befehligung beauftragt ward, und ebenso wurde er, als Sachsen von Preußen zu dem gemeinsamen Kampfe gegen Frankreich genöthigt ward, dem Prinzen Louis von Preußen, in dessen Umgebung er jedenfalls vielfach paßte, als Adjutant beigegeben. Bei Saalfeld war er jedoch nicht mit, da er seit 1806 die an jenem Tage detachirte Oberstlieutenantsschwadron commandirte, mit der er auch bei Jena focht. Nach dieser unglücklichen Schlacht wurde er von dem General v. Zezschwitz in das französische Hauptquartier entsendet, um wegen der Gefangenen und des freien Abzugs der Sachsen zu unterhandeln. Es lag in Napoleon's Politik, Sachsen auf seine Seite zu ziehen, und so verhielt er sich gegen Thielmann, als er ihm zu Merseburg eine Audienz und längere Unterredung gewährte, dergestalt, daß Thielmann, wie ja so viele ausgezeichnete Männer [1]), die der Franzosenkaiser zu gewinnen bestrebt war, zu

---

Sache dadurch rückgängig geworden, daß eine kaiserliche Verfügung den Verkauf der Offizierstellen abgeschafft hätte, und Thielmann hätte froh sein müssen, durch Vermittelung des k. k. Generals Stutterheim, dessen Sohn sein Jugendfreund gewesen, sein Geld zurückzuerhalten. Daß allerdings zu jener Zeit in Oesterreich der Verkauf der Schwadronen abgeschafft ward, mag der Grund gewesen sein, warum Thielmann die schon erkaufte Schwadron nicht wieder verkaufen, folglich auch das Geld nicht zurückerhalten konnte. Nach Graf Holtzendorf „Beiträge zu der Biographie des Generals Freih. v. Thielmann" (S. 6) hat Stutterheim ihm die Schuld schließlich in seinem Testamente erlassen, woraus das grundlose Gerücht entstanden, als habe er viel von Stutterheim geerbt.

1) Es gab freilich auch solche, bei denen es selbst ihm nicht gelang. Doch ihre Zahl war klein.

dessen feurigstem Bewunderer wurde, nachdem er vorher ein Gegner der Franzosen und namentlich ihres Kaisers gewesen sein soll. Er wurde mit Ueberbringung eines freundlichen Schreibens an den Kurfürsten von Sachsen, zugleich aber auch mit der Erklärung beauftragt: Sachsen werde feindlich behandelt werden, wenn seine Truppen nicht augenblicklich von den Preußen getrennt würden. Dies in der That eine Maßregel, die durch die ganze Sachlage geboten war und deren Gestattung man schon als eine Gunst und Wohlthat zu betrachten hatte. Auch machten die in vollem Rückzug begriffenen Preußen gar keinen Anspruch darauf, die Sachsen mit sich zu ziehen. Thielmann unterstützte dieselbe Tendenz auch mündlich und war von da an bis 1813 einer der eifrigsten Anhänger und Beförderer des innigen Anschließens an die Franzosen und ihren Kaiser. 1807 rückte er in den Besitz einer eigenen Schwadron [1]) ein, avancirte zum Majorsrang und ward Flügeladjutant des Königs. Erst nach dieser Beförderung ging er zu dem activen Corps, das der König, nach seinem ihm aufgenöthigten Beitritt zum Rheinbunde, nach längerem Widerstreben, zu dem weiteren Kriege gegen Preußen und Rußland hatte stellen müssen. Thielmann zeichnete sich vor Danzig und bei Friedland aus, wofür ihm zu Tilsit das Kreuz der französischen Ehrenlegion zutheil ward. [2]) (Bei seinem Ausrücken ins Feld bekam er einen Vorschuß von 1000 Thlrn., welcher allmählich abgezogen werden sollte, was auch in dem Betrage von 566 Thlr. 16 Gr. geschehen ist.) 1808 wurde er dem Marschall

---

1) Entgegengesetzte Angaben sind falsch.

2) Nachher soll er in diplomatischen Aufträgen, worüber wir nichts Näheres wissen, nach Warschau entsendet worden sein.

Davoust zu besonderer Dienstleistung beigegeben, den er auch in politisch-diplomatischen Beziehungen zur Hand ging und sich dabei, sowie in polizeilicher und journalistischer Hinsicht, zuweilen mäßigend, im ganzen aber als ein gefügiges Werkzeug der Franzosen erwies. [1]) Im März 1809 wurde er ganz außer der Reihe Oberstlieutenant, und schon im April Oberst und Generaladjutant des Königs.

Dasselbe Jahr bestimmte ihn zu einem selbständigen Commando von größerer Tragweite. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich war wieder ausgebrochen, und der größte Theil des sächsischen Heeres mußte, auf Grund der Rheinbundspflicht und nachdem die österreichischen Truppen in das dem König von Sachsen zugetheilte Herzogthum Warschau gedrungen waren, mit gegen Wien ziehen. Das kleine Corps, das unter Generalmajor von Dyherrn in Warschau gestanden hatte, war auf dem Rückmarsch von da begriffen, Sachsen selbst aber von Böhmen aus mit feindlichen Angriffen bedroht. Der König verlegte (16. April) sein Hoflager zunächst nach Leipzig, von wo er später (13. Juni) nach Frankfurt a. M. abreiste. Oberst Thielmann ward beauftragt, die noch in Sachsen verfügbaren Truppen, die in ungefähr 1400 Mann mit 214 Pferden und 4 Kanonen bestanden, zu befehligen, bis Dyherrn eingetroffen sei, mußte sich aber zunächst natürlich auf Vertheilung von Sicherungs- und Benachrichtigungsposten und Auffangen der zahlreich eintreffenden österreichischen und preußischen Deserteurs, von denen man muthmaßte, daß sie zu Schill wollten, und die Thielmann, wenn es Unterthanen von Rheinbundsstaaten waren, in ihre Heimat

1) S. Graf Holtzendorf a. a. O., S. 8 ff.

wies, die andern aber in ein französisches Werbedepot zu Magdeburg schickte, beschränken. Am 14. Mai traf Dyherrn mit dem Corps aus Polen in Torgau ein, und hatte nun das Commando zu übernehmen, wobei er jedoch angewiesen war, mit Thielmann gemeinschaftlich zu handeln, wie denn Thielmann auch ferner das eigentlich wirkende Element blieb und bald auch äußerlich an die Spitze trat, nachdem Dyherrn zu einer andern Bestimmung berufen worden.

Am 21. Mai war der Herzog von Braunschweig zunächst nur mit 250 Reitern in Zittau eingerückt, schien aber nicht gesonnen, in Sachsen zu bleiben, wie denn die österreichische Regierung damals in der That Befehl ertheilt hatte, daß ihre Truppen Sachsen unberührt lassen sollten. Man glaubt daher, wol nicht ohne Grund, daß die späteren österreichischen Unternehmungen gegen Sachsen unterblieben sein würden, wenn nicht Thielmann, in seinem Thatendurste, durch mehrfache unnöthige Neckereien dazu herausgefordert hätte. So machte er am 25. eine Recognoscirung gegen Peterswalde, welche sich als überflüssig erwies und dem Oberst Thielmann in der Armee den Spottnamen Graf von Nollendorf eintrug. Auf die weitere Nachricht, daß der Herzog noch immer in Zittau [1]) sei, rückte Thielmann mit vier Schwadronen

---

1) Es muß hierbei erwähnt werden, daß Thielmann, auf den Bericht eines französischen Kundschafters Passarelli hin, der sich über die antifranzösische Gesinnung der Zittauer beklagte, und namentlich einen Kaufmann M. denuncirte, an diesen, d. d. Dresden 10. Mai 1809, zuvörderst „privatim als Patriot" einen Brief schrieb, worin er ihm, da ihm „aus sicherer Quelle" hinterbracht worden, daß derselbe „öffentlich und laut Gesinnungen äußere, die derjenigen Politik gerade entgegenständen, die der geliebte König in seiner Weisheit anzunehmen für gut befunden," rieth, „an Sich, Seine Familie und Sein Vermögen zu denken, indem ein jedes Bestreben,

Husaren und Kürassieren, 150 Schützen und Freiwilligen der Infanterie und 4 Kanonen durch Böhmen auf Zittau. Unterwegs hielt er in Nixdorf den böhmischen Ortsbehörden eine Rede, die mit den Worten anhob: „Das Haus Habsburg hat aufgehört, zu regieren." Am 30. kam er bei Zittau an, das von den überraschten Braunschweigern eilends und in Unordnung geräumt ward, sodaß man nur zu verfolgen und Gefangene zu machen hatte. Unter dem Siegesjubel aber vergaß man die im Kriege nöthigen Vorsichtsmaßregeln, und fand sich in der Nacht von stärker herbeigekommener Feindesmacht dergestalt bedrängt, daß Thielmann, obwol er den Feind zurückgeschlagen, am nächsten Morgen doch für gut fand, sich in eine stärkere Stellung auf der Straße nach Löbau zurückzuziehen. Die kurze Befreiung sollte Zittau zu bezahlen haben. Denn der Herzog rückte sofort wieder daselbst ein und erhob nun, was er bis dahin nicht gethan, sondern sich begnügt hatte, das Land, natürlich mit völliger Erfolglosigkeit, zu einem Aufstand und zu einem Guerillakriege aufzufordern, eine Contribution von 6000 Thlrn., die er erstatten wolle, wenn er in bessere

---

Fürst und Volk in Opposition zu setzen, auf das strengste geahndet werden würde", ihm auch anzeigte, daß er von nun an beobachtet werden würde. S. das Schreiben bei Graf Holtzendorf a. a. O. S. 183. Die sächsischen Behörden, denen eine Erörterung aufgetragen ward, fanden nichts Strafbares in Zittau. Dafür verleumdete Passarelli diese Behörden selbst und fuhr auch sonst in seinen Verdächtigungen fort, wobei es denn Thielmann zur Ehre gereichte, daß er, in einem Schreiben an den französischen Gesandtschaftssecretär Lefebre, d. d. Dresden 21. Mai 1809, die Lausitzer kräftig in Schutz nahm, und sehr richtig bemerkte: „ce sont précisément ces petits agens passionnés, qui ont tant contribué à dénigrer le nom Français en Allemagne." S. das Schreiben bei Graf Holtzendorf a. a. O.

Verhältnisse gekommen sei, ein Versprechen, das freilich nicht in Erfüllung gegangen ist. [1]) Er zog sich darauf wieder nach Böhmen zurück und erklärte, daß er Zittau nicht wieder besetzen wolle, wenn sächsischerseits keine weiteren Schritte geschähen, wogegen er andernfalls zum Aeußersten schreiten werde. Durch diese Erklärung ließ sich Thielmann zu Abfassung einer Proclamation gegen den Herzog hinreißen, die er drucken ließ und von deren Publication er nur durch die dringenden Bitten des zittauer Magistrats und die Vorstellungen einiger besonnenen Offiziere abgehalten ward, deren Sprache aber so ungebührlich [2]) war, daß ein königlicher Befehl die allerhöchste Misbilligung aussprach und die sofortige Unterdrückung derselben verfügte. Weiter hatte Thielmann den Rittmeister von Riesemeuschel mit 40 Husaren nach Rumburg geschickt, wo sich derselbe einen Wechsel über 4000 Thlr. ausstellen lassen sollte, welcher als Pfand für die zittauer Contribution dienen sollte, von dem aber kein Gebrauch gemacht worden ist und den der König nach dem Frieden cassiren ließ. Nun kamen 35 braunschweigische Reiter wieder nach Zittau, die den rumburger Wechsel reclamiren wollten, sich aber doch von der Stadtbehörde wieder fortcomplimentiren ließen.

Es sollte aber eine schlimmere Folge der herausfordernden Schritte Thielmann's eintreten, welche mehr oder weniger das ganze Land, mit Ausnahme seiner

---

1) Die braunschweigische Regierung war 1833 bereit, die Schuld anzuerkennen, erhielt aber die Zustimmung der Landstände nicht.

2) Er schrieb dem „Prinzen von Braunschweig-Oels“ die „Sprache eines Räuberhauptmanns“ und eine „frevelhafte Gesinnung“ zu, die gegen denselben „nur die tiefste Verachtung erzeugen, zugleich aber auch nur Mitleid gegen seine Ohnmacht einflößen“ könne. S. Graf Holtzendorf a. a. O., S. 187.

nördlichsten Theile berühren sollte, ein Einfall mit feindlicher Uebermacht, und ein Einmarsch kaum minder lästiger Bundeshilfe. In Oesterreich ward jetzt doch beschlossen, mit zwei stärkeren Corps gegen Sachsen und gegen Franken zu operiren. Das gegen Sachsen bestimmte Corps führte der General Am Ende[1]), und es bestand aus fünf Linienbataillonen, einer Anzahl Landwehrtruppen, den Braunschweigern und dem kleinen von dem Kurfürsten von Hessen angeworbenen Corps, zusammen 10000 Mann mit 1000—1200 Pferden und 20 Kanonen, denen gegenüber man sächsischerseits nur etwa 1900 Mann mit 467 Pferden und 14 Geschützen aufzustellen hatte. Thielmann mußte sich daher rein defensiv verhalten, jedem Zusammenstoß ausweichen, sich allmählich zurückziehen und nur darauf denken, das feindliche Vordringen, durch thunlichste Entgegensetzung von aufhaltenden Hindernissen und Benutzung guter Stellungen, möglichst zu verzögern, damit inzwischen eine rettende Wendung in dem allgemeinen Gange des Krieges eintrete, oder die Hilfe herbeikomme, die er sofort in Westfalen requirirte. Diese Aufgabe hat er mit nicht zu verkennender Geschicklichkeit gelöst.[2]) Zu statten kam ihm allerdings dabei, daß die Gegner auch keinen sichern Operationsplan hatten, ein Theil ihrer Truppen nicht viel werth war, und sie sich hauptsächlich in ihrer Erwartung einer Volkserhebung zu ihren Gunsten gänzlich getäuscht fanden. Wären die Corps des Am Ende und des gegen Franken, wo so wenig etwas zu erlangen

---

1) Friedrich Karl Freiherr Am Ende, geb. zu Harlingen in den Niederlanden 22. Febr. 1757, † als k. k. Feldmarschalllieutenant zu Wien 10. Febr. 1810.

2) Das Nähere siehe in Gretschel und Bülau, „Geschichte des sächsischen Volkes und Staates“, Bd. III, S. 383 ff.

war, wie in Sachsen, operirenden Generals Radiwojewicz vereinigt worden und in solcher Stärke rasch durch Sachsen nach Westfalen gedrungen, so hätte vielleicht etwas Bedeutenderes erreicht werden können, wiewol auch eine solche Erhebung wahrscheinlich vergeblich geblieben wäre, sobald Napoleon an den entscheidenden Punkten des Krieges siegte. So aber ließ man über dem nutzlosen Umherziehen in Franken und Sachsen die Freunde in Hessen, Braunschweig, Hannover ohne Beistand und den französischen Machthabern in Westfalen und Holland Zeit, sich für alle Fälle zu rüsten. Man scheint in der That sehr zeitig die Hoffnung aufgegeben zu haben, etwas Bedeutsames zu erreichen. Denn schon am 19. Juni äußerte ein Parlamentär [1]), den der Herzog von Braunschweig an Thielmann sendete, anscheinend um wegen Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln, der eigentliche Zweck seiner Sendung sei die Frage: ob auf keine Convention wegen Böhmens zu rechnen sei, wenn die in Sachsen eingedrungenen Truppen sich wieder zurückzögen. Statt bereitwillig auf diesen Wink einzugehen, was dem Lande große Lasten erspart haben dürfte, stellte sich Thielmann, als verstünde er denselben gar nicht, was sich nur dadurch erklären läßt, daß er auf solche Verstärkungen rechnete, mit denen die Eingedrungenen zurückzuschlagen wären. Auch sonst ließ er sich auf keinerlei Unterhandlung ein.

Am 18. erhielt er Nachricht, daß der westfälische Kriegsminister und General Moritz d'Albignac, Graf

1) Graf Matuschka, früher preußischer Kürassierlieutenant, dann Adjutant des Herzogs von Braunschweig, den er jedoch nicht mit nach England begleitete, später altenburgischer Kammerherr.

von Castelnau [1]), bereits bei Sondershausen stehe, am 20., daß der König Jérome mit 10000 Mann demnächst bei Querfurt eintreffen werde. Bald aber erfuhr man, daß sowol d'Albignac, als der König ihren Marsch unterbrochen hätten, weil sie erfahren, daß eine feindliche Colonne von Koburg aus auf Westfalen dringen solle. Thielmann erneuerte darauf seine Hilfegesuche, indem er jene Nachricht als grundlos darstellte, und zog sich, unter Versenkung von Fähren, Abbrechung von Brücken und leichten Plänklergefechten, bis Weißenfels zurück, wo d'Albignac, jedoch nur mit 2750 Mann, am 23. eintraf und nun das Commando übernahm. Wenige Tage darauf kam auch der König von Westfalen, der sich als Befreier Sachsens gerirte, in der That aber in Sachsen seinen eigenen Thron vertheidigte, bald darauf auch der General Gratien mit den Holländern, und vor der heranrückenden Uebermacht zogen sich die Feinde, deren Oberbefehl am 27. Feldmarschalllieutenant v. Kienmayer [2]) übernahm, ohne Widerstand zurück. Bei der Verfolgung, die man, um einen triumphirenden Einzug in Dresden halten zu können, gegen den sich mit einem Theile seines Corps nach Böhmen zurückziehenden Am Ende richtete, statt die andere Colonne zu bedrängen, die man ruhig nach Franken entkommen ließ, führte Gratien das Commando und Thielmann die Vorhut. In Dresden wies

---

1) Geb. 1775, emigrirt, nach dem 18. Brumaire zurückgekehrt, eine Zeit lang westfälischer Kriegsminister, dann Divisionsgeneral unter Gouvion St. Cyr, unter der Restauration Marschall, † 1824.

2) Michael Freiherr v. K., geb. um 1750, schon 1792 Feldmarschalllieutenant, 1810 Generalgouverneur von Galizien, 1814 von Siebenbürgen, † 1828 als Feldzeugmeister.

Thielmann den ihm persönlich befreundet gewesenen Adam Müller, der die Proclamationen des k. k. Gouverneurs in Dresden, Fürsten Lobkowitz, redigirt haben sollte, aus Stadt und Land.

Mit dem weiteren Gange der Operationen war Thielmann nicht ohne Grund sehr unzufrieden. Der König von Westfalen nahm jetzt allerdings den Plan auf, gegen das fränkische Corps zu operiren, betrieb ihn aber mit viel zu geringer Raschheit und Energie, schwankte noch unterwegs mehrfach mit seinen Entschlüssen, und zog sich zuletzt, als Kienmayer, der zuerst die ihn von Bamberg aus bedrohenden Truppen des Herzogs von Abrantes zurückgedrängt hatte, sich gegen ihn wendete, eilends zurück. Thielmann hatte inzwischen vom Erzgebirge aus Am Ende beobachten müssen, bei welcher Gelegenheit er einen Streifzug nach Kommotau machte, auf dem er sich übrigens eine Danksagung der dortigen Behörde wegen guter Behandlung verdiente, war dann nach Schleiz zu dem Hauptcorps berufen worden, und fand dort nur dessen Rückzug zu decken. In einem Rapport an den König von Sachsen erhob er daher bittere Klagen, dabei, wie gewöhnlich, die Farben etwas zu stark auftragend. Seine Artillerie sei ihm genommen, d. h. sie war von den Westfalen mitgenommen; die ganze Cavalerie sei nach einem ununterbrochenen Marsche von 13 Tagen durch völlig unwegsame Berge ganz niedergeritten und die Infanterie habe keine Sohlen mehr. Das Land sei nicht blos dem Feinde überlassen, sondern auch vom Freunde „rein ausgeplündert". Ja, nachdem er versichert hatte: „Mein einziger Trost ist, daß die Truppen und die Nation treu und wahrhaftig durch das Unglück nur noch ergebener sind", erklärt er fünf Zeilen weiter: „Das ganze Betragen kann man nicht anders nennen,

als eine Revolution organisiren.“ Nicht lange darauf berichtete er dagegen wieder: „Mit innigster Rührung muß ich Ew. Königl. Maj. die allerunterthänigste Versicherung wiederholen, daß die Nation und die Armee mit treuer Anhänglichkeit an Allerhöchstdenselben hängen, und die Entfernung Ew. Königl. Maj. dieses so lange bestandene Band nur unauflöslicher zu machen scheint.“

Inzwischen erfuhr man, daß Am Ende mit 6000 Mann wieder auf Dresden rücke, weshalb Thielmann, sehr zu seiner Befriedigung, diesem zu Hilfe geschickt ward. Er ließ sich auch durch einen von demselben Tage datirten Befehl, bei Leipzig stehen zu bleiben, nicht irren, stellte sich, als halte er diesen für früher erlassen, und beschleunigte seinen Marsch um so mehr, als er unterwegs erfuhr, daß der Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen sei, wo es dann darauf ankam, welche Positionen die streitenden Theile bei dem Bekanntwerden desselben innehatten. Die Oesterreicher hatten den Waffenstillstand seit dem 16. Juli gekannt, waren aber gleichwol am 20. in Dresden eingerückt, das sie jedoch, nach längeren Unterhandlungen, bald wieder räumten.

Thielmann hatte es nun, außer mit einzelnen umherstreifenden Marodeurs, gegen welche er Reitercommandos streifen ließ, nur noch mit dem Herzog von Braunschweig zu thun, der keine Miene machte, nach Böhmen zurückzugehen, vielmehr von Zwickau aus seinen berühmten Zug nach der Nordsee antrat (29. Juli). Thielmann ereilte ihn nicht, folgte ihm zwar bis Lauchstädt, fand aber nicht für angemessen, die Verfolgung über das sächsische Gebiet hinaus fortzusetzen. Sein derzeitiger Feldzug war zu Ende.

Obwol derselbe ihm keine Gelegenheit zu glänzenden

militärischen Thaten [1]) geboten und obwol er in politischer Beziehung dem Könige wiederholten Anlaß zu wohlbegründeter Misbilligung [2]) gegeben, so fand doch die immerhin unter schwierigen Umständen bewiesene Thatkraft und Gewandtheit bei dem Könige um so willigere Anerkennung und Belohnung, als er ohnehin

1) Der „Neue Nekrolog der Deutschen" läßt ihn freilich „die Kühnheit" haben, sich nicht blos mit schwachen Streitkräften dem österreichischen Unternehmen, wie auch dem Zuge des Herzogs zu widersetzen — als wäre das eine Sache seines eigenen Entschlusses gewesen —, sondern auch „das österreichische um vieles stärkere Corps durch einen ebenso raschen als gut combinirten und muthigen Angriff völlig zu schlagen (!), sodaß er so glücklich gewesen, letzteres zum Rückzug nach Böhmen zu zwingen, die Hauptstadt Dresden zu befreien und die herrschaftlichen Kassen zu retten, die man, wegen des nicht erwarteten Ueberfalles, in Sicherheit zu bringen versäumt habe," und dies alles mit kaum 2000 Mann thun. Auf welche unter den oben der Wahrheit gemäß berichteten Thatsachen mag sich wol diese kühne Phantasie gründen? Nicht minder kühn ist es aber, wenn bei dieser Gelegenheit behauptet wird, daß er bei diesem Kampfe gegen Deutsche „dem Gebote der Pflicht seine wärmsten Neigungen aufopferte." Er, der gegen den Herzog von Braunschweig wiederholt in einer Weise verfuhr, bei der er seine Pflicht so weit überschritt, daß er sich die Misbilligung seines Königs zuzog, der gegen jenen hochherzigen Fürsten in dem Style des Moniteurs proclamirte, wie er früher im Dienste Davoust's die Invectiven gegen Stein u. s. w. in die Presse befördert hatte!

2) Zu dem schon erwähnten, den Herzog von Braunschweig betreffenden Falle kamen noch andere, die sich an denselben heldenmüthigen Fürsten knüpften. Auf eine Proclamation die der Herzog nach seinem zweiten Einmarsch erlassen, und die allerdings einige persönliche Ausfälle gegen Thielmann enthielt, hatte er in unzarter Weise geantwortet. S. bei Graf Holtzendorf a. a. O., S. 194—96. Ein Schreiben des Erzherzogs Karl an den Herzog, worin, auf Anlaß sächsischerseits erhobener Beschwerden, die Gewaltthätigkeiten der Braunschweiger gerügt und diese selbst nicht in schmeichelhafter Weise besprochen wurden, war von Thielmann aufgefangen worden, und er ließ es zwar an seine Adresse abgehen, zugleich aber in der Leipziger Zeitung abdrucken, über welches Verfahren der König eine öffentliche Rüge publicirte.

sichtbar dessen besondere Gunst genoß. Es ist ihm, wie das die Weise jenes wahrhaft nobeln Fürsten war, solange er in dessen Diensten stand, vieles nachgesehen und nichts Rühmliches bei ihm übersehen worden. Auch war er bei den Franzosen eine persona gratissima, sodaß seiner Auszeichnung auch von dieser Seite her kein Bedenken entgegenstand. Als er am 27. Juli in Leipzig ankam, fand er seine Ernennung zum Generalmajor vor, und schon am 28. traf ihn in Lauchstädt ein Beglückwünschungsschreiben des Königs Jérome, der ihm auch, im März 1810, das Comthurkreuz des Ordens der westfälischen Krone verlieh. Er erhielt ferner, aus der Chatoulle des Königs, eine Gratification von 2000 Thlrn., sowie ihm 900 Thlr. Berechnungsgelder, über die er keine actenmäßige Nachweisung beibringen konnte, ohne weiteres quittirt wurden. Kein Jahr verging und er wurde zum Generallieutenant befördert (26. Febr. 1810), wozu allerdings eine neue, mit vielfachen Avancements verbundene Militärorganisation Veranlassung gab. Er bekam zugleich das Commando einer schweren Reiterbrigade. Am 16. Febr. 1811 verlieh ihm Napoleon das Offizierkreuz der Ehrenlegion.

1812, bei dem Zug gegen Rußland, war er ursprünglich bestimmt, bei der zweiten, von dem Generallieutenant Freiherrn v. Gutschmidt [1]) und nach dessen Tode (7. Juni 1812) von dem Generallieutenant v. Funk [2]) befehligten Division des sächsischen Contingents die Reiterei

---

1) Sigmund Freiherr v. G., der talentvollste Sohn des früheren hochverdienten Cabinetsministers, † 7. Juni 1812 zu Pulawy, am Nervenfieber, im 49. Jahre.

2) Karl Wilhelm Ferdinand, geb. zu Braunschweig 13. Dec. 1761, † zu Wurzen, seit 1813 in Wartegeld, 7. Aug. 1828. Auch als historischer Schriftsteller bekannt.

(drei Regimenter) zu commandiren, und würde somit, in Verbindung mit den Oesterreichern, den Krieg in Polen, auf dem äußersten rechten Flügel der gesammten Occupationsarmee, zu bestehen gehabt haben. Da aber Napoleon, im weiteren Verfolg der Unternehmung, auf Kosten der Nebencorps, immer mehr Kräfte zu der Hauptarmee zog — ein Verfahren, das sich so empfindlich rächen sollte — und es namentlich liebte, alle Truppen, die ihm besonders gefielen, in seine Nähe zu berufen, so zog er auch mehrere sächsische Regimenter an sich und darunter die ganze Reiterei der zweiten sächsischen Division. Die beiden dazu gehörigen Kürassierregimenter, Garde du Corps und Zastrow, wurden, als die 20. schwere Reiterbrigade der großen Armee, unter Thielmann's Befehl zu der Division des General Lorges im vierten Reserve-Reitercorps (Latour-Maubourg) gewiesen. Reynier, dem diese Schwächung des von ihm zu führenden Corps natürlich sehr unlieb war, glaubte, daß Thielmann diese Anordnung selbst vermittelt habe, um selbständiger dazustehen. Auch kann man meinen, daß Thielmann annahm, die eigentliche Stätte der Thaten und Triumphe werde bei der Hauptarmee sein, und daß ihm daran lag, sich unter den Augen des Kaisers vorzuthun. Indeß beruht die Sache auf Vermuthungen, für die es an näherem Beweis fehlt. Allerdings lehnte es Thielmann später, als Funk an die Stelle Gutschmidt's [1]) trat, und ihm der zeither von

---

1) Der geistreiche Generallieutenant v. Gersdorf charakterisirte einst, in einer Gesellschaft, diese drei Generale in folgender ergötzlicher Weise, deren Werth freilich nicht weit über einen Witz hinausgehen mag. Er sagte: „Stellen Sie sich vor, Ihre Frau Gemahlin hätte in ihrem Ofen eine Katze, die sie nicht herauszubringen im Stande wäre. Da tritt Funk herein. Lieber General, sagt sie

Funk geführte Befehl der Reiterei der ersten Division angeboten ward, ab, diesen zu übernehmen, und zog seine damalige Stellung vor. Indeß folgt daraus, daß ihm diese erwünscht und werth war, noch keineswegs, daß er sie selbst herbeigeführt gehabt hätte.

Thielmann's Brigade, welche übrigens auch eine reitende Batterie und ein später dazu gestoßenes, nur 700 Mann starkes polnisches Kürassierregiment umfaßte, stieß am 6. Sept. 1812 in der Gegend von Mosaisk zu der großen Armee, nachdem sie durch die auf dem Marsche bestandenen Beschwerden, die schlechte französische Verpflegung und kleine Gefechte beinahe ein Drittheil ihres ursprünglichen Bestandes verloren hatte, nahm aber an der großen und blutigen Schlacht am 7. September einen überaus rühmlichen, durch die Erstürmung der berühmten großen Schanze wahrhaft glanzvoll gewordenen Antheil.[1]) Schon vor Beginn der Schlacht war die gute Haltung der Brigade Thielmann,

---

klagend, da hat sich eine Katze in meinen Ofen verirrt; helfen Sie doch. Ja, gnädige Frau, antwortet jener; das wird sich machen lassen; ich werde Ihnen sogleich einen Plan bringen, wie es auszuführen ist. Er entfernt sich in ein Nebenzimmer. Jetzt kommt Thielmann. Lieber General, redet die Dame ihn an, wir haben eine Katze im Ofen — drinnen sitzt Funk seit einer halben Stunde und sinnt nach; helfen Sie doch. Thielmann ergreift eiligst einen Vorstwisch und fährt damit so gewaltig in den Ofen, daß derselbe mitten entzwei bricht; die Katze aber kommt nicht zum Vorschein. Indeß erscheint Gutschmidt; es wird an ihn dieselbe Bitte gerichtet. Er ist sogleich bereit, leert aber erst ein Glas Wein, das zufällig in der Nähe steht, dann klopft er tüchtig an die Hinterwand des Ofens und siehe — die Katze fährt heraus." Siehe: „Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Karl Förster's", S. 291.

1) Das Nähere siehe in der Schrift: „Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813", S. 376 ff.

deren Pferde zumal, infolge der unermüdeten Thätigkeit der Offiziere, der zweckmäßigen inneren Einrichtung des Dienstes und der den Deutschen und insbesondere den Sachsen eigenthümlichen Sorgfalt für diese Thiere, sich in besserem Zustande befanden, als bei fast allen Regimentern der übrigen Reiterei der Fall war, von den französischen Garden mit freudigen Zurufen begrüßt worden. Bei dem Sturme auf die große Schanze, zu welchem Thielmann ungefähr 2 Uhr nachmittags durch einen Adjutanten des Kaisers beordert ward, drang ein Adjutant Thielmann's, der feurige Johannes v. Minckwitz [1]), zuerst ans Ziel. Ein anderer Adjutant Thielmann's, der Rittmeister Ludwig Graf v. Seydewitz, fiel fast zu Anfang der Schlacht. Die Brigade hatte ihre Lorbern theuer erkauft. Von 1034 Mann, die früh in die Schlacht gezogen waren, fanden sich am Abend noch 334 [2]), von 850 Sachsen noch 209 vor. Der Oberst der Garde du Corps v. Leyser war verwundet in die Hände des Feindes gefallen, der Oberst des Regiments Zastrow, August Julius v. Trützschler [3]),

---

1) Geb. zu Altenburg 1787, kam 1801 ins Cadettenhaus zu Dresden, trat 1803 bei Zastrow's Kürassieren ein, ward 1810 Adjutant bei Thielmann, 1812 Rittmeister, war 1814 im Generalstabe erst des Herzogs von Sachsen-Weimar, dann Thielmann's, 1815 Major, Chef des Generalstabes, 1817 Geschäftsträger in Berlin, 1818 Oberst und Generaladjutant und Mitglied der Militärcommission in Frankfurt, 1819 Gesandter in Berlin, 1822 Unterstaatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, 1830 Cabinetsminister, 1833 Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des königlichen Hauses, 1835—48 Gesandter in Berlin, Generallieutenant, dann in Ruhestand, † 1856.

2) Dieser Bestand vermehrte sich jedoch am nächsten Morgen, durch Herzukommen Leichtverwundeter und Berittenmachen pferdeloser Reiter, auf 420.

3) Er starb auf dem Rückzug in der Nacht zum 19. Nov., in der Nähe von Orsza.

schwer verwundet, der für ihn eingetretene Oberstlieutenant v. Selmnitz geblieben. Von der Garde du Corps blieben drei Offiziere auf dem Platze; drei starben nach wenigen Tagen an ihren Wunden; 11 waren außerdem verwundet. Von dem Regiment Zastrow blieben fünf Offiziere auf dem Platze; einer starb an seinen Wunden; 10 waren sonst verwundet und einer gefangen. — Am 14. zog die Brigade in Moskau ein und durch dasselbe hindurch, worauf sie auf einem, eine Viertelstunde von da entfernten Begräbnißplatze an der Straße nach Kolomna lagerte, bis sie am 16. gegen Kutusow aufbrach. Bei dem Reitergefecht von Winkowo (4. Oct.) erkaufte die Brigade den lebhaften Beifall Murat's mit einem Verluste, der nur noch 250 Mann in Reih und Glied übrig ließ. Mehr noch, als die Waffen des Feindes, trugen der Mangel an Lebensmitteln und Futter zu dem rasch sich steigernden Verfall bei. Zuletzt lagerte das vierte Reitercorps auf dem äußersten rechten Flügel von Murat's Stellung, in den Parkanlagen von Kamienka, und hier führten der verstärkte Vorpostendienst, die täglichen Gefechte bei dem Fouragiren, die plötzlich eingetretenen kalten Nächte, der immer zunehmende Mangel an Lebensmitteln die Reste der Brigade rasch der Auflösung entgegen. Am 17. Oct. hatte die Garde du Corps nur noch 79, das Regiment Zastrow noch 92, das polnische Regiment noch 50 Mann in Reih und Glied. Tages darauf wurde das Murat'sche Corps von den Russen, die seine linke Flanke umgangen hatten, überfallen und würde vielleicht von Moskau abgeschnitten worden sein, wenn die Russen sich nicht eifriger mit Plünderung der Gepäckwagen, als mit Durchführung des Angriffs beschäftigt hätten. Bei dieser Gelegenheit war auch ein Wagen, auf dem sich drei Standarten der

Garde du Corps befanden, geplündert und der zu deren Deckung bestimmte Reiter Jonas gemishandelt und ausgezogen worden, hatte sich aber doch in einen Graben verkriechen können. Als er nun von da aus bemerkte, daß die Aufmerksamkeit der Kosacken gänzlich mit der Regimentskasse beschäftigt war, machte er sich wieder herbei, spannte rasch ein Wagenpferd aus, ergriff die Standarten und zwei silberne Trompeten und brachte sie glücklich zum Regimente zurück. Thielmann ernannte ihn sofort zum Standartjunker und ließ die Standarten in einen Mantelsack packen, der des Nachts stets in seinem Gewahrsam blieb und am Tage von einem Unteroffizier auf dem Pferde geführt wurde.

Die Schrecken des Rückzugs hatten die Sachsen, die der großen Armee angehörten, im vollsten Maße zu theilen. Schon am 28. October war das vierte Reitercorps, das über 6000 Pferde stark ins Feld gerückt war, auf 250 gesunken. Die sächsische Batterie Hiller, zu deren Fortschaffung die sächsischen Reiter noch einige 20 Pferde abgaben, kam, da sie die fahrbarsten Straßen einhalten mußte, gänzlich von ihren sächsischen Kameraden ab, und weder ihr Führer, der tapfere Hauptmann Freiherr v. Hiller, noch irgend ein dazu gehöriger Mann, mit Ausnahme eines schon früher gefangenen Unteroffiziers vom Train, hat jemals das Vaterland wiedergesehen. — In Smolensk erhielt Thielmann, freilich nicht mit solchen Empfindungen, wie ihn unter andern Umständen erfüllt haben dürften, das ihm vom König gesendete Freiherrndiplom, sowie die Genehmigung aller seiner in Bezug auf Belohnungen, Auszeichnungen 2c. gemachten Vorschläge, die denn freilich für nur zu viele zu spät kam. Dann ward ihm, nach dem Abzug aus Smolensk, von dem Kaiser das Commando der

Reste des in völliger Auflösung begriffenen vierten Reitercorps, dem sich auch die Reste des sächsischen leichten Reiterregimentes Prinz Albrecht [1]) anschlossen, übertragen. Am 18. Nov. rettete Thielmann durch sehr frühzeitigen Aufbruch von Dubroffna seine Leute von der Gefangenschaft, welche mehrere zurückgebliebene Offiziere traf. Mehr und mehr löste alles sich auf, und weniger Disciplin und Dienstordnung, als die Landsmannschaft hielt noch kleine Abtheilungen zusammen. An der Bereszyna befanden sich die wenigen Offiziere und Soldaten, die sich noch an Thielmann hielten, 6—7 Stunden lang in dem mörderischen Gedränge, ohne Hoffnung auf einen Ausweg. Fünf bis sechs Offiziere, die zuletzt den Versuch wagten, mit dem Pferde durchzuschwimmen, kamen glücklich durch, und auch dem General glückte es zuletzt noch, mit einigen andern über die Brücke zu kommen. Als die Reste der beiden sächsischen Kürassierregimenter auf vaterländischem Boden, in Guben, eintrafen (15. Jan. 1813), bestand die Garde du Corps noch aus 7 Offizieren und 4 Reitern, das Regiment Zastrow aus 13 Offizieren und 3 Reitern. 3 Offiziere der ersteren und 2 des letzteren kehrten später mit einigen 40 Mann aus der russischen Gefangenschaft zurück. [2])

---

1) Es hatte mit zwei baierischen Regimentern die 17. leichte Reiterbrigade, unter General Domanget, gebildet, die zu dem 3. Reserve-Reitercorps (Grouchy) gehörte. Es hatte bei Smolensk und Mosaisk gefochten, und die Brigade, zu der es gehörte, bildete bei dem Rückzug die letzte Nachhut, wie auch sächsische Krieger (vom Infanterieregiment Low) die letzten waren, welche die Beresyna überschritten. In Marienwerder waren von diesem Regimente, das bei dem Ausmarsch einige 30 Offiziere und 628 Mann gezählt hatte, noch 14 Offiziere und 12 Unteroffiziere und Reiter übrig.

2) Thielmann hatte die französische Armee, mit Erlaubniß Murat's, schon früher verlassen, und war im December 1812 nach Dresden zurückgekehrt.

Nun, Thielmann war ohne Schuld an diesen Unfällen und hatte unleugbar auf diesem Feldzuge seine Pflicht mit Auszeichnung erfüllt. Dies war ebenso von den französischen Gewalthabern anerkannt worden, wie es von seinem Könige belohnt ward. Das schon erwähnte Freiherrndiplom war von Seiten des letztern das erste Zeugniß fortdauernder Gunst, welchem bereits am 2. Januar die Ernennung zum Divisionär der Cavalerie, an Stelle des in Wartegeld gesetzten Generallieutenants v. Funk, gefolgt war. Wie Thielmann schon am 11. April 1812 und dann wieder am 25. Juni 1812 Vorschüsse von je 1000 Thlrn.[1]) aus der königlichen Chatoulle erhalten hatte, so bekam er jetzt wieder zu seiner Equipirung als Divisionär 2000 Thlr. als Gratification und 2000 Thlr. als Vorschuß.[2])

Ein neuer Beweis des besonderen Vertrauens, das der König ihm schenkte, war es aber, daß ihm am 24. Febr. 1813 das Commando der Festung Torgau übertragen ward, unter deren Schutze der treffliche Lecoq[3]) die in Rußland fast gänzlich aufgelöste Armee, aus deren Trümmern, den geretteten Truppenabtheilungen[4]) und

---

1) Sie sollten in monatlichen Abzügen von 50 Thlrn. zurückgezahlt werden, was jedoch nur einen einzigen Monat stattgefunden hat.

2) Davon sind 1666 Thlr. Rest geblieben.

3) Karl Christian Erdmann Edler v. Lecoq, geb. zu Torgau 28. Oct. 1767, trat 1780 als Fähnrich in die Armee, ward 1809 Generalmajor, 1810 Generallieutenant, befehligte 1812 das sächsische Contingent und speciell dessen erste Division im Felde, † als Commandirender der Armee, der er unvergeßlich geblieben ist, am 30. Juni 1830. Ein Mann hoher Befähigung und des edelsten, zuverlässigsten Charakters.

4) Das sächsische Hauptcorps, das hauptsächlich in Polen und Volhynien zu operiren hatte, und auch hier bei Podobna (12. Aug. 1812), Kliniki (11. Oct.), Wolkowysk (14. bis 15. Nov.), Kalisch

den neuen Aushebungen neu formiren sollte. Dieser Auftrag ward freilich der Wendepunkt seines Lebens. Er erforderte unter den damaligen Umständen eine besondere Gewandtheit, aber auch ein strenges Festhalten an einer schmalen Linie zwischen collidirenden Impulsen.

Wie König Friedrich August I. von Sachsen bis zum Untergange des Reichs, an dem er ohne Schuld war, treulich zu diesem gehalten und seine Reichspflichten jederzeit redlich erfüllt hatte, wie er außer Theil an der Gründung des Rheinbundes war, dem er erst später und gezwungen beitrat, so hat er auch, ungeachtet Sachsen sich weniger über die Franzosen zu beschweren hatte, als viele andere deutsche Länder, doch früher, als irgend ein anderer mittel- und süddeutscher Rheinbundsfürst, ernstlich dahin gestrebt, sich von dem französischen Bündnisse loszumachen und in eine Stellung zu bringen, wo er das deutsche Interesse fördern könne. Allerdings trug er gerechtes Bedenken, sich sofort an Preußen, mit dem er seit 1807 gespannt war, und Rußland, das sich eben ohne weiteres seines polnischen Staates bemächtigte, anzuschließen. Die Gesinnung dieser Mächte gegen ihn war jedenfalls zweideutig; ihre Entwürfe mochten ihm unklar, gährend und bedrohlich erscheinen; ihre Sprache, hinsichtlich deren selbst Thielmann den General Kleist, bei einer Unterredung, durch die Frage: ob die Verbündeten hoffen könnten, Oesterreich zu einer Erklärung zu vermögen, wenn sie selbst alles anwendeten, Deutschland

---

(13. Febr. 1813) ruhmreiche Kämpfe bestand, umfaßte bei seinem Ausmarsch 21383 Mann, von denen jedoch, wie erwähnt, drei Reiterregimenter und eine reitende Batterie, zusammen ungefähr 1500 Mann, abberufen wurden, wogegen mehrmals Ersatztruppen dazu stießen. Am 20. Dec. 1812 waren davon noch 8—9000 Mann kampffähig, von denen man bei Kalisch auch noch 1000 verlor.

in einen revolutionären Zustand zu versetzen, betroffen machte, war ihm unverständlich; ihre Aussichten mußten jedermann zweifelhaft erscheinen, solange Oesterreich ihnen nicht beitrat. Es ist wol jetzt, nach so manchen Enthüllungen, nicht zu bezweifeln, daß bei der „Vergrößerung Preußens," welche in den geheimen Artikeln des Kalischer Bündnisses vom 27./28. Febr. 1813 in Aussicht gestellt war, von vorn herein ein Absehen auf Sachsen genommen war. Vieles unterstützt den Verdacht, daß den preußisch-russischen Staatsmännern gar nichts daran gelegen gewesen wäre, wenn der König sich der Sache dieser Verbündeten angeschlossen, so gern man es auch gesehen hätte, wenn das Land dies gethan hätte. Noch am 8. April verweigerte Stein einer Depesche des damals schon den Verbündeten befreundeten Thielmann's, deren Inhalt für letztere ganz unverfänglich, in der aber angedeutet war, daß sich die Stimmung im Lande gegen die Franzosen ausspreche, den Durchgang, während man, ohne jene Rückhaltsplane, eher die eifrigste Beförderung derselben hätte erwarten sollen. Nicht vor dem 9. April, wo sich die Verbündeten schon factisch in Sachsen festgesetzt und Preußen den vertragsmäßig abgetretenen Cottbusser Kreis ohne weiteres wieder in Beschlag genommen hatte, erfolgte, weil man dies doch nicht füglich umgehen konnte, eine Einladung zum Beitritt an den König [1]), jedoch in einer Form und Sprache, welche wenig geeignet waren, ihn zu gewinnen, und zu einer Zeit, wo man sehr wohl wußte, daß er bereits mit Oesterreich in Unterhandlungen getreten war. Stein

---

1) Ueber das Schreiben des Königs von Preußen und die Antworten des Königs von Sachsen s. Gretschel und Bülau a. a. O., Bd. III, S. 456 ff.

war selbst diese Einladung unangenehm gewesen, und er sprach offen seine Freude aus, daß sie ohne Erfolg blieb. Es war ein ebenso natürlicher, als an sich richtiger Gedanke, daß der König sich, statt an Preußen und Rußland, an Oesterreich wendete, dessen Sprache er verstand, dessen Wort er traute, mit dem er in freundlichem Vernehmen stand, dessen Stellung zwischen den Verbündeten und Frankreich der seinigen am nächsten kam, das, wie er, die Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft wünschte, ohne Frankreich zu hassen, und ohne Preußens „Vergrößerung" zu ersehnen. Er wollte im Frühjahr genau das thun, was Baiern erst im Herbste gethan hat. Sein und Sachsens Unglück war, daß die Tage von Lützen und Bautzen kamen, ehe Oesterreich in der Lage war, sich mit Offenheit und Bestimmtheit zu erklären. Ohne Oesterreich sich gegen Frankreich zu erklären, solange ganz Süddeutschland zu den Franzosen hielt, und nachdem Sachsen bereits wieder von Franzosen besetzt, bereits in den ersten Tagen des Januars 1813 Grenier mit 35000 Mann Kerntruppen aus Italien in Sachsen eingetroffen war, der Vicekönig von Italien sich mit den Resten der großen Armee auf Sachsen zurückgezogen hatte, Wittenberg französische Besatzung besaß, hat ihm damals kein besonnener Staatsmann rathen wollen.

Dagegen legte der König seinen Entschluß, sich eine selbständige, jedem fremden Drucke entzogene Stellung zu wahren, deutlich an den Tag, als er der Einladung Napoleon's, sich, da Sachsen jedenfalls der Kriegsschauplatz werde, und zunächst einem Anfall der Russen ausgesetzt sei, nach Frankfurt a. M. oder Mainz zu begeben, keine Folge gab, wol aber das von den Franzosen besetzte Dresden verließ (23. Febr.) und sich zunächst nach

Plauen, in die Nähe Baierns und Böhmens, wendete, von wo er, nach dem Einrücken der Verbündeten, nach Regensburg (28. März) und bei dem hoffnungsreichen Fortgange der Unterhandlungen mit Oesterreich nach Prag ging (21. April).

Schon im März hatte er den General Lecoq beauftragt, die sächsischen Truppen von den französischen zu trennen[1]), mit den ersteren auf Torgau zu rücken und dort die neue Formirung der Armee zu vollenden. Den Rücksichten, welche die sächsische Regierung, so gut wie bekanntlich die preußische vor ihrer Uebersiedelung nach Breslau, auf die im Lande lagernden Franzosen zu nehmen hatte, mag es zuzuschreiben sein, entsprach übrigens genau der Verfassung des Rheinbundes, daß Thielmann die ostensible Anweisung hatte, das Commando von Torgau, falls Reynier selbst nach Torgau komme, oder einen andern dazu bestimme, diesem zu übergeben. Es ist aber mindestens sehr wahrscheinlich, daß Thielmann noch eine geheime Instruction besaß, welche jene Anweisung wesentlich modificirte, oder daß er wenigstens wußte, wie der König die Sache verstanden wissen wollte. Denn gleich in den ersten Tagen seines Commandos schlug er dem General Reynier 3000 Mann, die dieser verlangte, ab, ging ebenso auf das Ansinnen, französische oder polnische Garnison einzunehmen, ein Magazin für das Corps des Vicekönigs in Torgau zu errichten, auf die Aufforderung Davoust's, auf beiden Seiten von Torgau Truppen zur Vertheidigung der Elbe zu entsenden, nicht ein, verhinderte den

1) Diese Trennung erfolgte am Abend des 21. März, und nicht früher ist Preußen officiell und offen gegen die Franzosen aufgetreten.

Versuch eines französischen Kriegscommissars, die Verproviantirung der Festung zu controliren, leistete der Requisition von 18 Kanonen für Wittenberg [1]) und den öftern Einforderungen von Bestandeslisten keine Folge, und wies die ihm von Davoust zugeschickte französische Garnison entschieden ab. Alle diese, in den Februar und März fallenden Schritte, welche unverkennbar ein sehr starkes Zurückziehen von Frankreich in sich faßten, berichtete er jedesmal an den König und sie erfuhren dessen vollkommene Billigung, worin denn zugleich die Instruction zur fernern Festhaltung desselben Verfahrens lag. Erst am 19. April, wie die Unterhandlungen mit Oesterreich dem Abschluß nahe schienen, erging die ausdrückliche, zur Veröffentlichung bestimmte Instruction: die Unabhängigkeit der Festung Torgau mit dem größten Ernste zu behaupten und gegen jedermann zu erklären, daß die Festung nur auf Befehl des Königs, im Einverständniß mit dem Kaiser von Oesterreich, geöffnet werden könne. Als Thielmann auch den Verbündeten die Verabfolgung einigen Geschützes zur Belagerung von Wittenberg, ein Begehren, dessen Gewährung in der That ein offensiver Act gegen Frankreich gewesen wäre, verweigert hatte, billigte der König dies, aber nur, weil eine solche Verabfolgung „den dermaligen, durch seine Verbindung mit Oesterreich bestimmten Verhältnissen ganz entgegen sein würde." Noch am 5. Mai erklärte der König, „zur Vermeidung alles Misverständnisses, daß in dem Falle, wenn das Glück der Waffen die kaiserlich französische

1) Geschütze und Artilleristen wurden auch sonst noch mehrfach verlangt und abgeschlagen. Zur Sprengung der dresdner Brücke gab Thielmann jedoch, nach einiger Weigerung, einen Mineurmeister her.

Armee wieder an die Elbe führen sollte, die Festung auch nicht für Frankreich zu öffnen sei."

Als der Freiherr v. Thielmann am 26. Febr. 1813 das Commando der Festung Torgau übernahm, waren die Werke derselben noch lange nicht vollendet. Die Bekleidung der Wälle fehlte gänzlich. Die Besatzung bestand aus 1 Jägercompagnie, 1 Bataillon Leibgarde, 3 provisorischen Bataillonen Linieninfanterie, 1 provisorischem Bataillon leichter Infanterie und einiger Reiterei. Doch trafen täglich Landrekruten ein, welche eifrig einexercirt wurden, sowie die dienstfreie Mannschaft rüstig an Vollendung der Schanzen arbeitete. Am 10. März war der Bestand der Garnison schon auf 141 Offiziere und 7018 Mann gestiegen. Am 28. März rückte General Lecoq mit dem Reste der bis dahin bei Belgern gestandenen Truppen, etwa 1800 Mann, in Torgau ein, überwies sie Thielmann und begab sich zu dem König nach Plauen. Bis Mitte April mochte die Besatzung auf 11,000 Mann angewachsen sein, freilich größtentheils Rekruten. Schon am 4. März berichtete Thielmann, daß er die Festung jetzt gegen einen Handstreich für gesichert halte, was sie also bis dahin nicht war, und der Meinung sei, in 14 Tagen werde sie im Stande sein, eine Belagerung von einigen Wochen auszuhalten.

Den französischen Anmuthungen trat Thielmann, wie wir gesehen haben, mit Umsicht und Festigkeit entgegen, und am entschiedensten soll er dies dem Marschall Davoust gegenüber, dessen dienstwilliges und ergebenes Werkzeug er doch einst gewesen, gethan haben, als dieser (21.—22. März) persönlich nach Torgau kam. Es kam nun darauf an, den Intentionen des Königs gemäß, auch den Russen und Preußen gegenüber die gleiche Umsicht und Festigkeit zu bewähren. Diese Verbündeten

ließen es nicht an Bemühungen fehlen, Thielmann für ihre Sache zu gewinnen und zu einem eigenmächtigen Schritte zu bestimmen, und die Menge und Dringlichkeit dieser Bemühungen contrastirt ganz eigenthümlich mit dem spätern, vereinzelten und kühlen Versuche, den König selbst zum Beitritt zu vermögen. Schon als der russische Oberst Brendel Ende Februar in die Lausitz gestreift war und Thielmann deshalb einige Offiziere auf Erkundigungsreisen ausgeschickt hatte, brachte der Major v. Kamptz, der in Lauban den Kosacken in die Hände gefallen, aber wieder frei gegeben worden war, ein Schreiben des Generals v. Benckendorf an Thielmann mit, welches bereits Aufforderungen zur Theilnahme an dem Kampfe gegen Frankreich enthielt. Unter dem 13./25. März erließ Graf Wittgenstein von Berlin aus eine schriftliche (französische) Aufforderung an ihn, der Sache der Verbündeten beizutreten und den Truppen derselben den Durchmarsch durch die Festung zu gestatten; worauf er denn sofort erwiderte: die Festung Torgau sei ihm lediglich von Sr. Maj. dem König von Sachsen, seinem erhabenen Gebieter, anvertraut worden; er sei Militär und könne nur von Sr. Maj. Befehle für den Durchmarsch fremder Truppen durch die Festung annehmen. Der König billigte diese Antwort ausdrücklich, worin denn die genügende Instruction für weitere Fälle lag.

Am 31. März kamen der preußische Flügeladjutant Major v. Natzmer und am 1. April der preußische Hauptmann v. Röder als Parlamentäre in die Festung, ohne daß über den Zweck ihrer Sendung etwas Sicheres bekannt worden wäre. Da Thielmann jedoch am 1. April einen Offizier mit weniger Mannschaft und mehreren Kähnen nach Prettin schickte, um Fourage zu fassen,

und dieses Commando, kaum ans Land gestiegen, von Kosacken umringt und gefangen genommen ward, wobei die Kähne in den Händen der Russen blieben, während die Mannschaften nach einigen Tagen wieder frei gelassen wurden, so ist der Verdacht entstanden, daß die ganze Sache verabredet gewesen sei, um den Verbündeten mehrere Fahrzeuge, die sie zur Schlagung einer Brücke sehr bedurften, in die Hände zu spielen, was denn das erste Zeichen eines näheren Einverständnisses zwischen Thielmann und den Verbündeten gewesen sein würde. Am 4. April wurde der sächsische Oberstlieutenant v. Brause zu General Kleist und am 6. wurde er zu Blücher geschickt. Am 8. kamen wieder drei verschiedene Beauftragte von Scharnhorst, Kleist und Wintzingerode zu Thielmann. Um diese Zeit bekam er auch ein Schreiben eines nicht eigentlich activen sächsischen Generals v. Vieth, der sich ganz der Sache der Verbündeten angeschlossen hatte, und ihm geradezu rieth: „die Strenge militärischer Ehre und Pflicht der Pflicht gegen den König und das Vaterland unterzuordnen, und die Festung den Verbündeten unter den vortheilhaftesten Bedingungen für den König und das Vaterland zu übergeben. Die gefahrvolle Lage des Königs und des Vaterlandes müßten diesen außerordentlichen, wenn auch außerdem gesetz- und ehrenwidrigen [1]) Schritt rechtfertigen." Mit echtem Parteijesuitismus wird dabei be-

1) Ein gesetz- und ehrenwidriger Schritt, der durch eine ungewisse Gefahr gerechtfertigt werden soll und den man, wie sich gleich zeigt, nöthigenfalls durch eine Lüge beschönigen will! Und dabei kannte weder Vieth noch Thielmann die Sachlage vollständig und genau; keiner wußte, wie die Unterhandlungen mit Oesterreich standen, und Vieth scheint nicht bedacht zu haben, daß der Schritt sehr wohl die Gefahr der Lage verschlimmern konnte.

merkt: im Fall Napoleon am Ende Sieger bleiben sollte, müsse der König gegen diesen rein erscheinen, da die Festung ohne seinen Befehl übergeben werde; in dem wahrscheinlicheren Falle des End-Sieges der Verbündeten aber könne Thielmann erklären, Torgau auf geheimen Befehl des Königs übergeben zu haben! Im unglücklichsten Falle würde er in Rußland oder Preußen reichen Ersatz für das in Sachsen Geopferte erhalten, wie er ihm in Auftrag der verbündeten Monarchen zusichern könne. Thielmann soll diesen Antrag damals entschieden abgewiesen haben, fuhr aber immer eifriger in seinen Verhandlungen mit den Verbündeten fort, wobei seine Beziehungen zu diesen immer freundschaftlicher wurden. Am 12. April hatte er zu Prettin eine Zusammenkunft mit dem General Kleist, die sich jedoch auf rein militärische Angelegenheiten beschränkte. Am 14. kam ein Offizier, der von Thielmann als Kaufmann verkleidet nach Mainz geschickt war, wo er die Lage der französischen Armee erkunden sollte, zurück. Er hatte sich nicht lange in Mainz aufgehalten, da er erkannt worden war, und die französische Hauptmacht war damals noch nicht an den Rhein gerückt. Entschiedene Gegner Thielmann's haben angenommen, die Nachrichten dieses Offiziers hätten Thielmann in seiner Meinung, daß die französische Sache verloren sei, bestärkt. Wir müssen das dahingestellt sein lassen; die ganze Sendung war jedenfalls für die damals herrschende Ungewißheit bezeichnend. An demselben 14. April hatte Thielmann zu Eilenburg eine Zusammenkunft mit dem General Wintzingerode, und am 18. kam General d'Auvray, Chef des Wittgenstein'schen Generalstabes, am 22., in amtlicher Sendung des Königs von Preußen, General Kleist nach Torgau. Diesen und zwei Offiziere seines Generalstabes führte Thiel-

mann auf den Wällen der ihm anvertrauten Festung herum.

Winzingerode, d'Auvray und Kleist richteten, bei diesen Conferenzen, die directe Forderung an Thielmann: „da es in militärischer Hinsicht durchaus unmöglich sei, auf der Basis der nunmehr angehenden Operationen eine Festung mit 11000 Mann Garnison in einem ungewissen Zustande hinter sich zu lassen, Thielmann sich durchaus erklären solle, und zwar unter Bedingungen, wie er sie als ein treuer Diener seines Königs für dessen Interesse nur immer zuträglich halten möge." Wir können uns nicht überzeugen, daß es sich hier um mehr als Vorwände, daß es sich überhaupt um die Festung gehandelt hätte. Eine noch unvollendete Festung mit 11000 Mann, die größtentheils aus Rekruten bestanden [1]), eine Festung zumal, die sich völlig neutral hielt, deren Commandant den Verbündeten freundlich gesinnt war, konnten sie ruhig im Rücken lassen, wo ja auch die von den Franzosen besetzten schlesischen Festungen und vor allem das nahe Wittenberg und Magdeburg blieben. Aber sie wollten einen entschiedenen Schritt, welcher Sachsen, auch ohne den Willen des Königs und am liebsten wider den Willen des Königs, an ihre Sache band, und über die Stipulationen zu Gunsten des Königs würde man leicht hinweggekommen sein, sobald, wie man erwarten durfte, der König den Schritt nicht gutbieß.

Thielmann stellte den Besorgnissen der drei Herren die sehr triftige Erklärung entgegen, daß, solange der

---

1) Außerdem gingen von jenen 11000 Mann die Kranken ab, wie denn am 3. Mai nur 8477 Mann zum Dienst blieben.

König ihm das Commando der Festung lasse, seinerseits keine feindliche Maßregel unternommen werden würde, mithin Torgau als neutral anzusehen sei, und sie beruhigten sich dabei, wie sich denn auch die Verbündeten durch keinerlei Rücksicht auf Torgau in ihren Operationen haben beirren lassen. Die Wichtigkeit dieser Festung für den damaligen Krieg gehört erst den spätern Schriften solcher an, denen es darauf ankam, möglichst viele Beschwerden gegen den König Friedrich August I. aufzubringen. — Nachdem sie über die Festung soweit beruhigt waren, verschritten d'Auvray und Kleist zu dem weitern Begehren, ihnen einiges schwere Wurfgeschütz zur Belagerung Wittenbergs zukommen zu lassen. Dieses einem Neutralen gegenüber verwunderliche Ansinnen lehnte Thielmann allerdings ab, ließ jedoch, für mögliche Fälle, die Geschütze wenigstens vorläufig einschiffen, und schickte dem General Kleist, um, wie er sagte, eine Schonung der Stadt Wittenberg zu erleichtern, vertraulich einen Plan von Wittenberg zu. Er berichtete übrigens sofort das Vorgegangene an den König, der seine in den Conferenzen gegebenen Erklärungen vollkommen billigte, die Abgabe des Geschützes, welche ein offenbar offensiver Act gegen Frankreich gewesen wäre, verbot, die Abgabe des Planes aber, welche insgeheim stattgefunden hatte und deren Zweck er billigen mochte, mit Stillschweigen überging.

Ein Handschreiben des Königs vom 19. April benachrichtigte Thielmann von der Uebersiedelung nach Prag, sowie von dem mit Oesterreich getroffenen Einverständniß, ertheilte ihm den schon erwähnten entschiedenen, klaren Befehl, die Unabhängigkeit der Festung Torgau mit dem größten Ernste zu behaupten und gegen jedermann zu erklären: daß die Festung nur auf des

Königs Befehl, im Einverständniß mit dem Kaiser von Oesterreich, geöffnet werden würde, und wies ihn an, den Inhalt dieses Befehls der Garnison und Bürgerschaft von Torgau bekannt machen zu lassen. Thielmann theilte den Inhalt dieses Schreibens, „um dadurch die ferneren Zumuthungen auf einmal von der Hand zu weisen", alle den russischen und preußischen Instanzen, mit denen er zeither in Unterhandlung gestanden, mit, machte aber der Garnison nur den auf die Reise des Königs bezüglichen Theil bekannt. Daß er, wider den ausdrücklichen Befehl des Königs, der Anordnung, wonach die Festung nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs geöffnet werden sollte, nicht gedachte, suchte er durch das Anführen zu rechtfertigen, er fürchte, durch Bekanntmachung jener Anordnung das Vertrauen der Garnison zu ihm zu schmälern. Dafür versicherte er dem König: die Bekanntmachung seiner Reise nach Prag und seines Einvernehmens mit Oesterreich habe „bei der Garnison jene lebhafte Aeußerung der Freude hervorgerufen, welche dem Menschen nach einer überstandenen großen Gefahr zur allgemeinen Mittheilung hinreiße, und Allerhöchstderselbe könne gewiß überzeugt sein, daß noch unter keinen Verhältnissen heißere Wünsche für sein Wohl zum Himmel gegangen seien." Wir gestehen, daß es uns nicht recht erklärlich scheint, wie die Reise des Königs von Regensburg nach Prag bei der Garnison, welcher die Tragweite dieser Maßregel schwerlich klar gewesen ist, einen Eindruck habe hervorbringen können, wie er in dieser salbungsvollen Phrase geschildert ward. Selbst das Einvernehmen mit Oesterreich, über dessen Absichten man, zwar nicht in den verbündeten Cabineten, aber sonst im Publikum, damals noch sehr im Unklaren war, konnte kaum einen solchen Rausch

des Entzückens rechtfertigen. Wenn aber Thielmann sich über dieses Einvernehmen freute und die darauf gerichtete Politik des Königs billigte, warum gab er diesen Gefühlen und Ansichten keine weitere Folge? Daß er aber die über die Festung getroffene Anordnung verschwieg, erweckt denn doch den Verdacht, daß er sich die Möglichkeit eines eigenmächtigen Schrittes vorbehalten wollte.

Bald sollte ihm in dieser Beziehung eine neue und starke Versuchung kommen. Am 24. April erhielt er eine Einladung von Seiten der verbündeten Monarchen, nach Dresden zu kommen, wo er am folgenden Morgen ankam. Er hatte sofort eine zweistündige Audienz bei dem Kaiser von Rußland, der auch der König von Preußen, wahrscheinlich mit seiner gewohnten Schweigsamkeit, beiwohnte, und nahm dann an einer Conferenz bei Stein theil, zu der sich die beiden Monarchen, Hardenberg und Fürst Wolkonsky einfanden. Bei beiden Gelegenheiten drängte man ihn, die Festung gegen die Franzosen gebrauchen zu lassen; auch bei dieser Gelegenheit, wie damals so oft, ward über dem augenblicklichen Vortheil der bleibende Nachtheil übersehen, welchen die Ermunterung des Treubruchs und der Pflichtverletzung allen Staaten drohte. Da Thielmann jedoch auf seiner pflichtmäßigen Weigerung beharrte und auf die Entscheidung des Königs provocirte, so entschloß man sich endlich, den König selbst zu beschicken, wählte dazu aber nicht den von Thielmann vorgeschlagenen Chef seines Generalstabes, Oberstlieutenant Aster, sondern den den Verbündeten schon bekannten und befreundeten Oberst v. Carlowitz [1]), der

1) Karl Adolf v. Carlowitz auf Großhartmannsdorf und Liebstadt, geb. 26. Juli 1771, erst in sächsischen Diensten, 1813 russischer Generalmajor, Chef des Kriegsdepartements im russischen

bald darauf zunächst in russische Dienste trat. Die Forderungen, die er überbrachte, waren drohender und extremer Natur und nahmen nicht die mindeste Rücksicht auf das Verhältniß des Königs zu Oesterreich, gingen aber wenigstens offen heraus und drehten sich nicht blos um Torgau. Sachsen solle, verlangte man, sofort erklären, daß die Festung, obschon von sächsischen Truppen besetzt, gegen Frankreich feindlich zu verwenden sei, und es solle sofort, unter Bedingungen, die es selbst stellen möge, alle möglichen militärischen Kräfte gegen den allgemeinen Feind wenden; wo nicht, so werde Sachsen sofort unter militärische Gesetze genommen und durch das Volk dasjenige erlangt werden, was die Fürsten selbst nicht zu thun gemeint wären; d. h. man wollte eine freiwillig-gezwungene Volkserhebung veranstalten. Thielmann empfahl dem Könige die Annahme dieser Anträge, die in Ton und Inhalt im Geschmack der Revolutionsdictaturen waren, hatte übrigens noch eine Conferenz bei dem König von Preußen, wohnte einer großen Parade bei, wobei er mit höchster Auszeichnung behandelt wurde und von dem Kaiser Alexander, der mit solchen Accoladen sehr freigebig war, umarmt worden sein soll, und kehrte am Abend nach Torgau zurück. Der König konnte natürlich, gegenüber seinen mit Oesterreich gepflogenen, bereits zum Abschluß ge-

---

Gouvernement für Sachsen, 1815 preußischer Generalmajor, 1821 Gouverneur von Magdeburg, 1822 Generallieutenant, 1824 Vicegouverneur von Mainz, 1829 Gouverneur von Breslau, † 10. Jan. 1837. Sein ältester Sohn, Karl, ein fähiger und vielfach liebenswürdiger, aber mit einer zeitweisen krankhaften Manie der Verschwendung behafteter Mann, hat in preußischen, russischen, türkischen Diensten, in letzteren als Brigadier, gestanden, und privatisirte dann bis an seinen Tod.

diehenen und nur noch der österreichischen Ratification harrenden Verhandlungen, auf diese Anträge nicht eingehen, auch wenn er sonst sich hätte entschließen können, zuerst unter allen mittel- und süddeutschen Rheinbundsfürsten offen, vollständig und unversöhnlich mit Frankreich zu brechen.

Man kann wohl annehmen und begreifen, daß Thielmann durch die glänzende Aufnahme, die er zu Dresden gefunden, und den ganzen Eindruck des dort Gesehenen und Gehörten, in seinem Wunsche, sich den Verbündeten anschließen zu können, bestärkt ward, und die Festigkeit, mit der er auch dort noch eigenmächtige Schritte ablehnte, verdient Anerkennung. Aus seinen Gedanken brachte er sie aber nicht. York's Beispiel war verführerisch. Thielmann mochte seinem Einfluß auf die Garnison zuviel zutrauen, mochte, wie gewöhnlich, seine eigene Ansicht, in ihrer ganzen Lebendigkeit, Stärke und Unbedingtheit, als herrschend voraussetzen, die Kraft der loyalen Pflichttreue und strengen militärischen Ergebenheit, die bei ihm selbst durch politische Sympathien und Berechnungen geschwächt worden, auch bei den andern zu gering anschlagen, und so mag er gehofft und gewünscht haben, durch eine Erklärung der Garnison zu dem Schritte hingerissen, oder doch ermächtigt zu werden, den er zu thun wünschte, und von dem er sich doch sagte, daß er ohne den Beitritt der Garnison nicht auszuführen, wol auch, wenn er von ihm allein ausginge, allzu gewagt wäre. Die ganzen Vorgänge hatten die Garnison natürlich in große Spannung versetzt; Gerüchte gingen hin und her; Parteiungen bildeten sich, und aufmerksamen Beobachtern wurden manche Aeußerungen Thielmann's verdächtig. Die nächsten nach Thielmann in der Dienstreihe waren die Generalmajore

v. Steindel [1]) und Sahrer v. Sahr [2]), beides streng loyale, brave Männer, nicht Franzosenfreunde, aber sich fest an ihren König haltend, und in den Conflicten der politischen Meinungen und Interessen den Willen des Königs als die einzige sichere Richtschnur, als den festen Boden der Pflicht erkennend. Steindel war aber erschöpft und gebrochen, bereits entschlossen, in Ruhestand zu treten, und deshalb nicht geneigt, im Handeln voranzugehen. So fiel die Rolle des Widerstandes zunächst dem wackern Sahr zu, welcher Thielmann schon seit den Rheinfeldzügen innig befreundet gewesen war, jetzt aber mehr und mehr mit ihm in Spannung kam.

Für Thielmann's Geburtstag, den 27. April [3]), wa-

---

1) Er hatte sich namentlich noch bei Kalisch ausgezeichnet; s. Gretschel und Bülau, a. a. O., III, 433. Am 26. Mai 1813 wurde er, mit dem Charakter als Generallieutenant, pensionirt und † 5. Dec. 1824 im 71. Jahre.

2) Karl Ludwig Sahrer v. Sahr, aus einer Familie, die in der That von den böhmischen Zdiarski de Zdiar stammt und erst im 17. Jahrhundert nach Sachsen übergesiedelt ist, war 1810 Generalmajor worden, hatte noch bei Kalisch tapfer gekämpft, ward 1813 Generallieutenant und Divisionär, 1815 Commandant des Königsteins und † 24. April 1823 im 62. Jahre. Seinen bescheidenen Charakter mag folgender Zug bezeugen, welchen Graf Holtzendorf in seiner Schrift über Thielmann berichtet. Bei Leopoldshain jenseits Bautzen ritt General Sahr vor, um den in ein Plänklergefecht verwickelten Schützen zu verweisen, daß sie nicht genug auf ihre Deckung bedacht nähmen. Als darauf ein alter Schütze entgegnete: „Herr General, wenn wir uns decken sollen, müssen Sie auch nicht hier zu Pferde bleiben", rief der wackere Sahr: „O, einen General, wie mich, bekommt der König alle Tage wieder, ich aber nicht solche Schützen, wie Ihr seid." Ein einstimmiges Lebehoch der Schützen war die natürliche Folge.

3) Thielmann hat später, in einer Vertheidigung seines Verfahrens, behauptet, der Widerstand der Generale gegen seine Absichten sei durch die Ankunft Napoleon's in Dresden veranlaßt worden. Siehe die „Deutschen Blätter" vom 19. Oct. 1813 und den mit Anmerkungen von Sahr begleiteten Abdruck bei Graf Holtzen-

ren von Stadt und Garnison Festlichkeiten bereitet, zu denen auch ein Festmahl gehörte, an welchem die Generale, Stabsoffiziere, Adjutanten, die ältesten Offiziere jeder Charge aus jedem Bataillon und einige Offiziersdamen theilnehmen sollten. Sahr ging am frühen Morgen zu ihm, wünschte ihm mit Herzlichkeit Glück, verband aber damit die Bitte, daß er den Begebenheiten nicht vorgreifen und die Versammlung nicht dazu benutzen möge, auf die Offiziere in einem Sinne zu wirken, der nicht mit den Befehlen des Königs übereinstimme. Thielmann erwiderte hierauf: „Ich begreife nicht, wie Sie dazu kommen, mir das zu sagen; ich werde thun, was mir gutdünkt"; und als Sahr hierauf erklärte, daß er sich allem, was Thielmann in diesem Sinne unternehmen möchte, auf das kräftigste widersetzen würde, ließ sich Thielmann zu der drastischen Aeußerung hinreißen: er würde Mittel finden, Sahr unschädlich zu machen, und sollte er ihn in Ketten und Bande legen lassen, worauf Sahr es ankommen lassen zu wollen versicherte. Bei dem Festmahl erschien Thielmann ohne die bis dahin getragenen Orden der Ehrenlegion und der Westfälischen Krone. Erst gegen das Ende des Mahles, also nachdem die Gesellschaft in aufgeregtere Stimmung gekommen war, brachte er, einen ihm an diesem Tage zum Geschenk gemachten, mit dem Bildnisse des Königs geschmückten Becher erfassend, den üblichen ersten Toast auf den König, wobei er jedoch fast theilnahmlos nur die Worte: „Der König" gesprochen haben soll. Dann aber brachte er, nach einer längern, die Sprache der Zeit

---

dorf, „Beiträge zu der Geschichte des Generals Freiherrn v. Thielmann ꝛc.", S. 243 ff. Napoleon kam aber erst am 8. Mai nach Dresden!

athmenden Rede, einen zweiten Toast auf „die hohen Alliirten" aus, erklärte darin, mit jedenfalls anerkennenswerther Offenheit, daß „jenseit des Rheins seine Sterne untergegangen wären" und er von dorther kein Heil und keine Vergebung der gethanen Schritte zu erwarten habe [1]), auch nie wieder seinen Degen für Frankreich ziehen werde, und knüpfte die Hoffnung daran, auch den Sachsen werde sehr bald das Glück zutheil werden, gegen den gemeinsamen Feind fechten zu können. Nun, in dieser Rede, soweit wir sie kennen, lag allerdings noch keine Hindeutung auf ein Auftreten gegen den Willen des Königs. Im Munde des Commandanten einer in schwieriger Lage befindlichen Festung, deren Monarch mit dem „allgemeinen Feinde" rechtlich noch im Bundesverhältniß stand, factisch Neutralität beobachten wollte und durchaus nicht die Intention hatte, sich ohne Weiteres den „hohen Alliirten", die damals noch lediglich aus Rußland und Preußen bestanden, anzuschließen, war sie jedenfalls unpassend, und in der Stimmung der Gesellschaft, am Schlusse eines Festmahls, konnte sie leicht zu Weiterem führen. Das verhinderte Sahr, indem er aufstand und etwa Folgendes sprach [2]): „Mein Herr General, ich habe ein Glas Wein mehr getrunken, als meine Gewohnheit ist, und bin also nicht

1) Nach einer andern im „Neuen Nekrolog der Deutschen" enthaltenen Version, die wir nicht verschweigen wollen, weil sie gemessener ist, hätte er gesagt: seine Schritte würden jenseit des Rheines niemals gutgeheißen werden; er habe aber auch keinen derselben in der Hoffnung gethan, von dorther Dank zu ernten.

2) Im „Neuen Nekrolog" wird die ganze folgende Scene unterdrückt, nur im allgemeinen von sich laut äußernder Parteienwuth gesprochen, dagegen versichert, daß der Rede ein lautes Vivat gefolgt sei.

in der Stimmung, mich ganz so auszusprechen, als ich es möchte. Ja, Herr General! wir werden fechten, und mit der möglichsten Tapferkeit, mit den Franzosen gegen die Russen und Preußen, mit den Russen und Preußen gegen die Franzosen — wie unser König will. Nichts von Politik! Nur unser König soll leben!" Nun entstand ein allgemeiner Tumult, während dessen man bald den König, bald den General Sahr leben ließ, bald den Ruf hörte: „Laßt den General Thielmann ausreden!"[1]) während mitten durch den Aufruhr eine Stimme zu hören war: „Wer ist gut kaiserlich?" Thielmann versuchte, zu antworten, wovon man jedoch nur die Aeußerung vernehmen konnte, er habe vorausgesehen, daß er nicht verstanden werden würde, und deshalb seine Rede schriftlich aufgesetzt, worauf er ein Blatt Papier auf den Tisch warf, das von Hand zu Hand ging und sich darüber verlor, übrigens gemessenern Inhalts gewesen sein soll. Sooft er dann wieder anfangen wollte, fielen ihm Sahr und Steindel mit den Worten in die Rede: „Heute nichts von Politik! So weit des Königs Wille reicht! Es lebe der König allein!" Thielmann kam nicht wieder zu Worte; die Tafel ward aufgehoben, und man ging auseinander[2]).

Am folgenden Morgen erließ General Sahr eine ausführliche, ihm zur hohen Ehre gereichende Erklärung. Er erkannte vollkommen an, welche Verdienste sich Thielmann durch festes und kluges Verhalten den Franzosen gegenüber erworben, ging aber davon aus, daß sich jetzt

1) Hiernach schiene es, daß ihn Sahr unterbrochen hätte, was uns doch sonst nicht so vorkommen will.

2) Wir haben diese merkwürdige Scene noch etwas ausführlicher geschildert in Gretschel und Bülau, III, 477 ff.

für die Garnison folgende Pflichten klar herausstellten: bis auf weitern königlichen Befehl gegen niemand einen offensiven Schritt zu thun; die Festung gegen jedermann bis aufs Aeußerste zu vertheidigen; ruhig abzuwarten, welche Partei der König nach seiner Weisheit ergreifen würde, und sich in keine voreiligen, dem König vorgreifenden Negotiationen mit fremden Generalen einzulassen, wol aber zu erklären, daß man von Seiten der sächsischen Truppen keine Feindseligkeiten anfangen, aber auch in Kanonenschußweite der Festung keinen Mann fremder Truppen dulden werde; alle weiter gehenden Anmuthungen aber mit derselben Standhaftigkeit, wie die französischen, zurückzuweisen. Er werde keiner nicht von dem König selbst abgeschlossenen oder ratificirten Convention, sei sie anscheinend auch noch so vortheilhaft für König und Vaterland, beitreten. „Nie", sagte er, „habe ich für die Franzosen gern und aus freiem Willen gefochten; ich wünsche, wie jeder Deutsche, daß es nie wieder geschehen möge, und daß ich vielmehr, mit meines Königs Befehl, die Waffen gegen sie führen könnte. Sollte aber unser König anders befehlen, so werde ich, treu den Pflichten gegen meinen Herrn, auch mit Frankreich, als für die Sache meines Königs fechten. Jedermann möge wissen, daß die sächsische Armee in der Treue gegen ihren Regenten unerschütterlich ist, und die Sorge für sein Land, das Derselbe schon lange Jahre väterlich und mit großer Weisheit regierte, ihm allein überläßt." Gleichzeitig machten die Generalmajors v. Steindel und Sahr ihren Brigaden in einem Tagesbefehl die von Thielmann verschwiegene Ordre des Königs bekannt, daß die Festung niemand geöffnet werden solle, als auf Befehl des Königs, in Einverständniß mit dem Kaiser von Oesterreich. Wol war dies eine für

Thielmann verletzende Eigenmächtigkeit, die er aber durch sein zweideutiges Verhalten herausgefordert hatte, und die für die Garnison entscheidend war.

Während auf diese Weise jeder etwanige Gedanke Thielmann's, die Garnison mit sich fortzureißen, oder sich von ihr fortreißen zu lassen, vereitelt ward, ersuchte (1. Mai) der preußische General v. Bülow Thielmann ganz ruhig, doch 2—3 Bataillone mit 1 Schwadron und etwas schwerem Geschütz vor Wittenberg rücken zu lassen, damit er die vor dieser Festung stehenden Truppen zu einer Diversion benutzen könne. Da am 2. Mai die Schlacht bei Lützen geschlagen ward, so hätte auch ein Eingehen Thielmann's auf dieses naive Ansinnen der Sache der Verbündeten nichts helfen können. Thielmann war aber auch gar nicht in der Lage, ihm entsprechen zu können, gebrauchte jedoch bei der Ablehnung eine ausweichende Wendung, indem er bemerkte: er könne unmöglich seine älteren und besseren Truppen aus der Festung ziehen, und nur mit diesen könne Bülow gedient sein.

Auf einmal änderte sich die Scene. Die Verbündeten beliebten bekanntlich, ihre Niederlage bei Lützen für einen Sieg auszugeben [1]), was auch in den ersten Tagen ge-

---

1) Stein ließ noch am zweiten Tage nach der Schlacht den General Vieth rufen, versicherte ihm, die Verbündeten hätten einen vollständigen Sieg erfochten, die Franzosen seien in vollem Rückzug, die Verbündeten im Vorrücken begriffen, und er möge doch sofort — in die Oberlausitz reisen, dort die Siegesnachricht verbreiten und die Stimmung in Betreff einer Volksbewaffnung auf dem rechten Elbufer prüfen, welcher Auftrag denn in dem angenommenen Falle des Vorrückens der Verbündeten gegen Westen sehr überflüssig gewesen wäre, zu der wirklichen Sachlage aber freilich paßte. Vieth reiste auch richtig ab und erfuhr erst auf der Rückkehr, wie es eigentlich stand.

glaubt ward, bis der Rückzug der Russen und Preußen und das Nachrücken der Franzosen die Augen öffnete. Auch in Torgau bekam man die widersprechendsten Nachrichten. Doch erfuhr man am 5. Mai durch einen zu Kleist entsendeten Offizier wenigstens, daß die Verbündeten nicht gesiegt hatten. Am 6. erhielt man von dem noch immer bei Napoleon fungirenden Ordonnanzoffizier, Major Freih. v. Odeleben, die amtliche Nachricht von dem Siege der Franzosen, sowie die Mittheilung, daß Thielmann mit seinen Truppen dem Armeecorps des Marschalls Ney zugetheilt sei. Seine die Stellung der Festung pflichtmäßig erklärende Antwort kam nicht in die Hände der Franzosen. An demselben Tage kündigte Reynier seine Ankunft für den folgenden Tag an, setzte sichtbar voraus, daß das alte Verhältniß zwischen Frankreich und Sachsen unverändert fortbestehe, und war sehr ungehalten, als ihm Thielmann die Befehle des Königs mittheilte. Er entgegnete, daß der Befehl, die Festung nicht zu öffnen, doch nur den Feinden gelten könne, was nach den noch immer bestehenden Rechtsverhältnissen [1] allerdings nur die Russen und Preußen waren, wollte jedoch die Mittheilung der Sache, die dem König von Sachsen und dessen Unterthanen den größten Nachtheil bringen könne, an den Kaiser, aus Anhänglichkeit an den König und seine Truppen — und Reynier empfand diese wirklich — unterlassen, bis er Thielmann selbst gesprochen. Dieser hatte dem König das Vorgegangene berichtet und sein Verfahren auch den russischen und preußischen Autoritäten mitgetheilt. Dem Könige legte er zugleich einen Auszug aus einer aufgefangenen und

1) Siehe Gretschel und Bülau, a. a. O., III, 481.

ihm durch die Preußen mitgetheilten Depesche des bei dem König von Sachsen fungirenden französischen Gesandten, Baron Serra, an den Herzog von Bassano bei, worin sich Serra auf das bitterste über den König und sein Verfahren aussprach, namentlich die Unterhandlungen mit Oesterreich als höchst schuldvoll darstellte, und eigentlich für Frankreich nur die Wahl ließ, das Geschehene bis zu dem ersten Siege noch zu ignoriren, oder den König gleich den ganzen Zorn des Kaisers empfinden zu lassen.[1])

Die Zusammenkunft Thielmann's mit Reynier, der mit 15000 Mann herbeigerückt war, fand am 7. Mai vor dem Glacis der Festung statt. Thielmann lehnte auch hier alle Aufforderungen ebenso ab, wie ein freundlich zuredendes Schreiben des Marschalls Ney, der bei Schilda lagerte, und fand sein Verfahren durch das am 8. eintreffende königliche Handschreiben vom 5., das ihn anwies, die Festung, selbst wenn das Glück der Waffen die Franzosen wieder an die Elbe führen sollte, auch nicht für Frankreich zu öffnen, vollkommen gerechtfertigt. Inzwischen war Napoleon in Dresden eingerückt und die in Abwesenheit des Königs eingesetzte Immediat-Commission ordnete, in ihrer begreiflichen Besorgniß um das Schicksal des wieder fast ganz in die Hände der Franzosen gefallenen Landes, ein Mitglied ab, um Thielmann aufzufordern, die Festung den Franzosen zu öffnen. Auf Grund des königlichen Schreibens konnte er sich auch

1) Die Zweifel über die Echtheit dieses Schreibens sind neuerdings durch Thiers beseitigt worden, aus dessen Werk sich jedenfalls ergibt, daß man in Frankreich das Verfahren des Königs in der That sehr übel aufgenommen hatte, und durch Serra über dasselbe wohl unterrichtet war.

jetzt noch weigern, und diese ganze Zögerung, während deren Ney und Reynier unthätig in der Gegend von Torgau lagen, war für den Rückzug der Verbündeten, namentlich ihrer mühlberger Rückzugscolonne, von erheblichem Vortheil.

Am 10. Mai aber kam die Entscheidung. Der König hatte sich, nach dreitägigem Zögern, während dessen die Nachrichten von den Gefahren Sachsens, den Drohungen Napoleon's ꝛc. sich häuften, und nachdem er vergeblich auf die letzte Entscheidung von Wien geharrt hatte, infolge der peremtorischen Forderung Napoleon's, entschlossen, das rechtlich noch bestehende Bündniß mit Frankreich und den übrigen Rheinbundsstaaten, von denen sich bis dahin nur das völlig gesicherte Mecklenburg von Frankreich losgesagt hatte, auch factisch wieder in Kraft treten zu lassen, und, zur Rettung des Landes, das sich außerdem der feindlichsten Behandlung ausgesetzt gesehen haben würde, nach Sachsen zurückzukehren. [1]) Noch an der böhmischen Grenze soll er gehalten und auf eine Botschaft von Wien gewartet haben. Am 12. traf er in Dresden ein, wo Napoleon für gut fand, das Vergangene zu ignoriren, oder als durch die Rückkehr des Königs gesühnt zu betrachten, jedenfalls der so äußerst schwierigen Lage des Königs bessere Rechnung trug, als die Verbündeten. Von da an war der König, wie das Land, wieder völlig in der Gewalt Napoleon's.

Noch bevor der König sich über die Rückkehr entschieden hatte, fand er sich durch die Berichte, wie Na-

---

1) Näheres über die ganzen Verhandlungen s. bei Gretschel und Bülau a. a. O., III, 458—69.

poleon besonders über die Verschließung Torgaus zürne, bewogen, den General Thielmann (8. Mai) zu beauftragen, Torgau und dessen Besatzung unter Reynier's Befehle zu stellen. Der Major v. Watzdorff, der diesen Befehl überbrachte, traf am 10. in Torgau ein. Thielmann empfing das königliche Schreiben an der Mittagstafel, veränderte keine Miene und setzte ruhig die Unterhaltung fort. Erst gegen 6 Uhr berief er die Generale und Stabsoffiziere, machte ihnen den Befehl bekannt, und erklärte, daß er denselben befolgen, seinerseits aber das Commando niederlegen, Torgau verlassen und sich zum König begeben werde. Indem er hinzusetzte, daß zuweilen eine Regierung die Handlungen ihrer treuesten Diener desavouiren müsse, daß es aber auch Verhältnisse gebe, wo einmüthige kräftige Entschlüsse solchem Misgeschick begegnen könnten, schien er fast verstehen geben zu wollen, daß er nach geheimen Instructionen des Königs gehandelt, auf die er sich doch weiterhin niemals zu berufen gewagt hat, und deutete er jedenfalls auf das hin, wovon er wünschte, daß es geschehen wäre, oder noch geschähe. Deutlicher noch that er dies gleich darauf. Nachdem er das Commando, mittels schriftlicher Ordre, dem General Steindel übergeben, wankte er in ein Nebenzimmer, so angegriffen, daß ihm ärztliche Hilfe werden mußte, und ließ dann einen Offizier rufen, dem er erklärte: im Fall eines allgemeinen festen Entschlusses wolle er in Torgau bleiben, es fortwährend als neutral betrachten und gegen die Franzosen sowol, als gegen die Alliirten, vertheidigen. Die Stabsoffiziere erklärten aber einmüthig: daß man dem deutlich ausgesprochenen Willen des Königs Folge leisten müsse. Einzelne Offiziere hatten vorher Thielmann gebeten, bei ihnen zu bleiben. Den Wunsch, sie zu den Verbün-

deten überzuführen, hat niemand ausgesprochen, und die entgegengesetzte Angabe [1]) ist völlig grundlos.

Thielmann legte nicht blos das Commando der Festung nieder, sondern reichte überhaupt seinen Abschied ein, indem er dem Major v. Watzdorff ein Schreiben mitgab, worin es hieß: „Die Festung Torgau, die ich Ew. Majestät treu erhalten habe, ist übergeben. Ew. Königl. Maj. lege ich meine 32jährigen Dienste hiermit allerunterthänigst zu Füßen.“ Sein Generalstabschef, der edle und hochverdiente Aster, folgte dem Beispiel, um nicht gegen Thielmann zeugen zu müssen, bat jedoch in aller Form um seine Entlassung, die ihm huldvoll gewährt ward, und wie er selbst der alten Anhänglichkeit an sein Vaterland, der alten Ehrfurcht für den König nie vergessen und sich der sächsischen Landsleute und Kameraden jederzeit wohlwollend angenommen hat, so ist auch sein Schritt niemals gemisdeutet und seiner stets in Sachsen mit Achtung gedacht worden. Thielmann ließ sich vor seiner Abreise, ungeachtet ihm seine Besoldung bis Ende Juni schon im Februar vorschußweise ausgezahlt worden war, 2250 Thlr., als den Betrag der Besoldung und der Feldzulage bis Ende Septembers, auszahlen, worüber er, als die Beamten sich pflichtmäßig weigerten [2]), förmliche Befehle ausstellte.

---

1) Bei v. Hüttel, „Der General der Cavalerie Freihr. v. Thielmann“, S. 41 ff. Siehe dagegen: Graf v. Holtzendorf a. a. O., S. 130 ff. Der „Neue Nekrolog“ läßt gar die ganze Garnison, infolge eines Generalmarsches, den niemand habe anbefohlen gehabt wollen, unter Gewehr stehen und bis Mitternacht auf einen Wink von Thielmann harren! Als wenn nicht Steindel und Sahr sie bald nach Hause geschickt haben würden!

2) Es gehört zu den Zügen, die wir am ungernsten berichten, daß Thielmann dem Kriegskassirer Eichler diese Weigerung und den Versuch, einen im Januar gemachten Vorschuß von 500 Thlrn. in

Dem Könige ließ er in Betreff dieses Geldes das Versprechen mittheilen, das Geld in günstigeren Zeiten zurückerstatten zu wollen. (Der König hat, in seiner wahrhaft nobeln Weise, unter dem 23. Oct. 1816, die gesammten Thielmann'schen Reste, welche sich zusammen auf 7050 Thlr. beliefen, zu streichen befohlen.) Noch bei der Abreise rief Thielmann dem Postillon mit lauter Stimme zu: „Nach Dresden!" ging aber statt dessen über Elsterwerda und Camenz nach Wurschen in das Hauptquartier der Verbündeten.

In der Denkschrift, in welcher das sächsische Cabinet dem Kaiser Napoleon das Verfahren des Königs in der vorhergegangenen kritischen Zeit aufrichtig und, soweit es ohne Oesterreichs Geheimniß zu compromittiren geschehen konnte, vollständig dargelegt hatte, war auch das Verfahren Thielmann's den Franzosen gegenüber gerechtfertigt worden. Wäre Thielmann in seiner Stellung verblieben, so glauben wir wohl, daß dies genügt haben würde, auch für ihn das Vergangene vergessen zu machen, soweit er namentlich dabei streng nach dem Befehle des Königs gehandelt. Nach seinem Uebergange zu den Verbündeten aber verlangte Napoleon entschieden, daß ein Kriegsgericht über ihn richten und der Edictalproceß gegen ihn eingeleitet werden solle. Letzteres geschah und das Kriegsgericht ward niedergesetzt; aber als es sich versammeln sollte, blieben, wie man behauptet auf geheime Weisung von oben, alle Beisitzer aus, und die Sache kam, über dem Drang der Ereignisse, in Ver-

---

Abzug zu bringen, noch im November 1813 durch schnöde Behandlung empfinden ließ. Siehe Graf Holtzendorf a. a. O., S. 127 ff. Wir glauben nicht, daß dergleichen sonst in Thielmann's Charakter gelegen. Aber er war durch die Art seines Austritts aus Sachsen für mehrere Jahre aus dem Gleichgewichte gebracht.

gessenheit. Napoleon hatte auch verlangt, daß wenigstens das Vermögen Thielmann's confiscirt werden solle, und soll sich sehr gewundert haben, als er erfahren, daß es nichts zu confisciren gebe.[1]) Bei seinen Generalen war er freilich anderes gewohnt. Man glaubt, daß der König bei einer Stelle eines schönen, von ihm am 26. Sept. 1813 an die Armee erlassenen Aufrufs[2]) speciell an Thielmann gedacht habe. Sie lautete, mit Bezug auf die eigenmächtig aus der Armee Getretenen: „Das Andenken an Meine väterliche Fürsorge, an die treue Theilnahme ihres Landesherrn, der so öfters ihr Wohlthäter war, wird ihnen bei stillem Nachdenken zum ewigen Vorwurf werden."

Das Verfahren Thielmann's wird denen, welche von der Annahme ausgehen, daß Thielmann lediglich aus deutscher Gesinnung gehandelt, und welche in politischen Conflicten den Vortheil der von ihnen erfaßten Tendenz über jede collidirende Pflicht und Rücksicht setzen, keiner Vertheidigung zu bedürfen scheinen. Freilich wird sich aus dem Früheren zuvörderst ergeben haben, daß Thielmann jedenfalls nicht zu denjenigen deutschen Patrioten gehörte, die, wie Blücher, York, Gneisenau, Scharnhorst u. a., von jeher dem Franzosenthum feind und von deutscher[3]) Gesinnung tief durchdrungen waren.

---

1) Die Angabe, daß Napoleon ihm „kurz vor seinem Austritt aus dem sächsischen Dienste den Titel eines Grafen des französischen Reichs mit einer Dotation von 30000 Francs angeboten" habe, haben wir nur in dem „Neuen Nekrolog" gefunden, und sie ist uns nach allen Umständen unerklärlich und höchst unwahrscheinlich.

2) Siehe denselben vollständig bei Poppe, „Chronologische Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten aus den Kriegsjahren 1806—15", II, 158—59.

3) Bei Blücher, York und manchen Andern war es übrigens wol mehr eine specifisch preußische, als eine allgemein deutsche Gesinnung.

Selbst denen möchten wir ihn nicht beizählen, die, wie Johannes v. Müller, der Franzosenherrschaft sich als einem Fatum, einer höhern, zur Anbahnung einer neuen Zeit bestimmten Fügung beugten, oder ihr als einer unabweisbaren Nothwendigkeit dienten, indem sie sich vorbehielten, die Härten derselben in der Ausübung zu mildern und für ihr Vaterland zu retten, was zu retten war. Thielmann scheint von Merseburg (1806) bis Moskau ein williger, eifriger Anhänger und Diener der Franzosen gewesen zu sein, der, wie seine Sprache gegen den Herzog von Braunschweig bewies, ganz in ihr Wesen einging, und hat ihnen mehrfach, in bedenklichen Dingen, gedient, wie nur immer ein Franzose es konnte. Dagegen wollen wir keineswegs, mit seinen unbedingten Gegnern, annehmen, daß sein Farbenwechsel lediglich durch seine Meinung, die Sache der Franzosen sei rettungslos verloren, hervorgerufen, durch die Schmeicheleien und Versprechungen der Preußen und Russen genährt, zuletzt durch die Besorgniß vor der ihm wegen der gethanen Schritte und der kundgegebenen Gesinnung drohenden Rache der Franzosen entschieden worden sei. Das alles mag mitgewirkt haben; aber wir glauben gern, daß ihm selbst nur eine neue Begeisterung für Deutschlands Wiedererhebung und eine wahrhafte Ueberzeugung, daß die von ihm begünstigte Politik im Interesse Sachsens und seines Königs sei, als die leitenden Impulse seines Handelns erschienen sind. Vielleicht daß ihm schon in Rußland die Augen über das Treiben der Franzosen aufgegangen sind; jedenfalls war der Nimbus, der ihn früher geblendet haben mochte, verflogen; die sich auf einmal erhebenden und verbreitenden deutschpatriotischen Ideen fanden in Geist und Gemüth des feurigen, sanguinischen, hochgebildeten, dem Körner'schen

Hause, wie so manchen gleichgestimmten Geistern, befreundeten Mannes einen empfänglichen Boden, und überhaupt war wol sein Charakter nicht so starr, daß ein Wechsel seiner politischen Gesinnung, besonders wo er wie hier zum Besseren ging, sonderlich hätte befremden können. So rasch und so eifrig, wie er 1806 aus einem Gegner in einen Bewunderer Napoleon's umgewandelt worden war, ging er jetzt wieder zu der Stimmung des Franzosenfeindes über. Auch sonst können wir sein Verfahren bis zu seinem Austritt aus Torgau keineswegs so tadelnswerth finden, wie es von einzelnen Gegnern geschehen ist. Es ist richtig: er zeigte sich den Verbündeten freundlicher als den Franzosen, ließ seinen Wunsch, sich den erstern anschließen zu dürfen, deutlich merken, und ließ sich in vielfache Unterhandlungen mit denselben ein. Es mag darin etwas Unvorsichtigkeit gewaltet und er mag Hoffnungen erweckt haben, deren Erfüllung er nicht sicher war. An sich aber war die Gesinnung, in der er auch hierbei handelte, ebenso natürlich, als achtbar. Auch konnte er sich mit Grund überzeugt halten, daß es nicht in den Wünschen des Königs liege, in das alte Verhältniß zu den Franzosen zurückzukehren, daß derselbe vielmehr die Befreiung Deutschlands von der Franzosenherrschaft, die Rückkehr zu den alten Zeiten, so lebhaft wünsche, wie nur irgend ein Deutscher. Allerdings würde er besser im Geiste der Intentionen des Königs gehandelt und vielleicht auch dem Lande besser gedient haben, wenn er sich etwas zurückhaltender gegen die Verbündeten gezeigt, sie vor den König verletzenden Schritten gewarnt, diesen mit ganzem Eifer bei denselben vertreten, vor allen Dingen aber die österreichische Allianz stets und entschieden in den Vorgrund gestellt, alle Fragen auf diese zurückgeführt und den Verbündeten be-

greiflich gemacht hätte, daß der König sich ihnen zu nähern und für die gemeinsame Sache zu wirken gesonnen sei, dies aber nur an der Seite Oesterreichs thun wolle. Indeß mag hier die Entfernung, das Dunkel der wiener Verhandlungen, der Eindruck der preußisch-russischen Umgebungen das Unterlassen erklären. Thatsächlich hat Thielmann, wenn wir von den dunkeln Punkten mit den Kähnen bei Prettin und dem Plan von Wittenberg absehen, die Verbündeten eigenmächtig nicht vor den Franzosen begünstigt, und von dem Buchstaben der königlichen Instruction ist er, mit Ausnahme der Nichtbekanntmachung des königlichen Befehls wegen der Bedingungen, unter denen allein die Festung zu öffnen sei, worüber er sich denn doch in einer Weise vertheidigte, die den König befriedigt zu haben scheint, nicht abgewichen. Daß er gewünscht hat, im Nothfall zu einem York'schen Schritte in den Stand gesetzt zu werden, ist wahrscheinlich, und er mag wol auch im Stillen auf ein solches Ziel hingewirkt haben. Einen offenen und entschiedenen Versuch hat er doch nicht gemacht, und dem ihm so unwillkommenen Befehle des Königs hat er sich ohne Widerstand gefügt. Daß er, nachdem er den Befehl erhalten, die Festung unter französisches Commando zu stellen, nicht darin bleiben, auch daß er nicht länger einem Staate dienen wollte, der zu dem französischen Bündniß zurückzukehren genöthigt war, finden wir, nach den von ihm gemachten Erklärungen und Schritten und bei der Gesinnung, die wir gern bei ihm voraussetzen, natürlich und würdig. Allerdings aber würde es seinem Verhältniß zu seinem Vaterlande und zu dem König, der sein großer Gönner und Wohlthäter, sein wahrhaft väterlicher Freund gewesen war, besser entsprochen haben, wenn er nicht einen Dienst gesucht hätte, wo er gegen

König und Vaterland, gegen die zeitherigen Kameraden kämpfen mußte. Warum suchte er nicht, wie Senfft und Langenau, die Dienste des damals noch neutralen und auch später nicht gegen Sachsen feindseligen, wenn auch kurze Zeit ihm feindlichen, Oesterreichs? Oder wenn er nur in dem russischen Dienst eine Aussicht zu haben glaubte, warum ließ er sich nicht an Punkten verwenden, wo er wenigstens nicht in Sachsen und gegen Sachsen zu kämpfen hatte?

Doch freilich sein ganzes Verhalten gegen Sachsen war in den nächsten Jahren so, daß man keine Ursache hat, sich zu wundern, daß er nicht auf so rücksichtsvolle Erwägungen kam. In der That, sein Verfahren in der folgenden Zeit bis 1815 ist ungleich schwerer zu entschuldigen, als das vorhergehende. Am mildesten können wir es uns nur dadurch erklären, daß wir es aus der ja auch sonst nicht ungewöhnlichen Stimmung und Richtung Solcher ableiten, welche eine Seite, zu der sie lange treu und eifrig gehalten, nach eingetretenen Veränderungen der Lage und unter Zwiespalt der Meinungen, plötzlich verlassen und sich entgegengesetzten angeschlossen haben, und nun das alles, was in ihrem innersten Herzen für die verlassene Seite spricht, auch wol die geheime Reue über gethane Schritte, über eitle Hoffnungen und gescheiterte Entwürfe, dadurch zu ersticken, und auch wol die gegen sie selbst erhobenen Anklagen dadurch zum Schweigen zu bringen suchen, daß sie alle Schuld auf andere, auf die zeitherigen Genossen werfen, und sich allmählich in eine krankhafte Erbitterung gegen diese hineinschrauben und die neuen Verbündeten in ihrem Eifer gegen die früheren überbieten.

In dem Hauptquartier der Verbündeten wurde er im Anfang ziemlich kühl aufgenommen, und Fürst Wol-

konsky erklärte ihm geradezu, daß des Generals Person, ohne Torgau und die sächsischen Truppen, den Alliirten von geringem Nutzen sei. Nach einigen Tagen wurde er jedoch, wie es heißt infolge des persönlichen Wohlwollens, das der Kaiser Alexander für den feingebildeten und jedenfalls interessanten Mann gefaßt hatte, als russischer Generallieutenant und Adjutant des Kaisers angestellt. Er hatte wenigstens einen sächsischen Mann, seinen Ordonnanz-Unteroffizier, den Wachtmeister Johann Christian Jentsch, mitgebracht, und auch der wollte nicht bleiben. Unterwegs in Coßdorf, dem Stammorte der Thielmanns, hatte der General dem Jentsch erklärt, daß er zu den Verbündeten wolle, und ihn aufgefordert, sich ihm anzuschließen. Als Jentsch dies ablehnte, forderte Thielmann ihn auf, wenigstens seine Equipage mit bis ins russische Hauptquartier bringen zu helfen, von wo er frei zurückkehren könne. In Wurschen aber soll er ihm erklärt haben, daß er Kriegsgefangener sei, jedoch Offizier werden solle, wenn er in russische Dienste trete. Dem Wachtmeister gelang es, persönlich an den russischen Kaiser zu kommen und von diesem die Erlaubniß zur Rückkehr zu erbitten.[1]) Weiter reichte Thielmann eine Denkschrift ein[2]), worin er vorschlug, daß man den gefangenen Sachsen die Wahl zwischen Eintritt in den

---

1) Graf Holtzendorf a. a. O., S. 240 ff. Der wackere Jentsch muß sehr brauchbar gewesen sein; denn Thielmann zog ihn später wieder zu sich. Als er ihn aber, nach der Zerreißung Sachsens, aufforderte, in preußische Dienste zu treten, erklärte Jentsch: „Ich bin als Sachse geboren; ich gehöre in den Theil, der Sachsen bleibt, und kann mein König nicht gleich für alle sorgen, so will ich als Sachse lieber mein Brot mit den Händen verdienen, ehe ich in andere Dienste gehe."

2) Sie steht bei Graf Holtzendorf a. a. O., S. 241 ff.

Dienst der Verbündeten — und Sibirien stellen solle. Er schrieb eine Vertheidigung seines Verfahrens, welche erst handschriftlich verbreitet, dann auch gedruckt wurde [1]), und worin er u. a. dem König von Sachsen vorwarf, er sei durch ihn „in die Verlegenheit gesetzt worden, vor Frankreich als ein Verbrecher, und vor den alliirten Mächten als ein Intriguant ohne Charakter, ohne Treue und ohne alle Farbe zu erscheinen.“ Nun, Frankreich gegenüber hatte der König ihn selbst vertheidigt, und hat die Befehle, die er ihm gegeben, keineswegs verleugnet. Wie Thielmann aber den Verbündeten hätte in dem von ihm bezeichneten Lichte erscheinen können, es wäre denn, daß er ihnen Versprechungen gemacht hätte, deren Erfüllung er nicht sicher war, und wie der König das hätte verschulden können, ist in keiner Weise abzusehen. Die Befehle, die Erklärungen des Königs waren sehr klar, und wenn zuletzt allerdings eine unvermeidliche Wendung der Politik des Königs eintrat, die wider seine eigenen Wünsche und Absichten lief, so lagen die Gründe derselben doch jedermann vor Augen, der nicht blind sein wollte.

Wo und wie übrigens Thielmann die nächsten Monate zugebracht, wo er namentlich die Zeit jenes für Napoleon und den ganzen Ausgang des Krieges so verhängnißvollen Waffenstillstandes verlebt hat, wissen wir nicht. In der Geschichte tritt er erst im September wieder auf, wo er ein russisches Streifcorps befehligte, das im Westen des französischen Heeres dieses nach Möglichkeit belästigte, bald den einen, bald den andern Ort überfiel und die darin stehenden Franzosen gefangen

---

1) Siehe die Note 3 zu S. 372.

nahm, wie am 13. in Weißenfels, am 18. in Merseburg, mehrere heftige Reitergefechte mit Lefebvre-Desnouettes siegreich bestand (19. und 24.) und namentlich die Verbindungen mit Frankreich wesentlich störte. Thielmann scheint bei Führung dieses Corps viel Muth und Geschick bewiesen zu haben, was auch von dem Kaiser von Rußland durch Verleihung des Comthurkreuzes des heil. Georgenordens anerkannt ward. Dagegen scheiterte er am 7. Oct. bei Frauenprießnitz mit seinem Versuche, die Vereinigung des Marschalls Augereau, der aus Baiern herbeikam, mit dem französischen Hauptheere zu hindern. Bei Leipzig war er dem österreichischen Corps beigegeben, das von dem linken Pleißenufer aus operirte.

Ein Schreiben des Fürsten Wolkonsky d. d. Jena 23. Oct. 1813 benachrichtigte ihn, daß die verbündeten Monarchen ihn bestimmt hätten, die sächsische Armee neu zu organisiren, zu verstärken und für den weitern Krieg gegen Frankreich vorzubereiten. So natürlich an sich der Gedanke war, mit diesem Auftrage einen gebornen Sachsen zu versehen, der ein hohes Militärcommando in Sachsen bekleidet hatte, das Land und das Heer genau kannte, und dabei der Sache der Verbündeten durch Gesinnung und Verhältnisse auf das innigste verkettet war, mit der rechtmäßigen sächsischen Regierung aber völlig gebrochen hatte, so hätten die Verbündeten doch, wenn sie über den äußern Anschein hinweg in das Innere der Verhältnisse und Stimmungen geblickt hätten, und wenn sie die Stimmungen eines achtungswerthen Volksstammes hätten mit Zartheit und wahrem, werkthätigem Wohlwollen berücksichtigen, und sich nicht vor so manchem, das mit ihren politischen Rückhaltsgedanken in Widerspruch stand, die Augen verschließen

wollen, anders urtheilen und unter allen Umständen Thielmann einen Auftrag nicht annehmen sollen, der ihn nothwendig in zahlreiche Collisionen mit den Wünschen seines Vaterlandes, mit den Interessen seines königlichen Wohlthäters bringen, und ihn jedenfalls dem Verdacht der Parteilichkeit aussetzen mußte, da er ihn zum Befehlshaber von Männern machte, die vorher theils seine Anhänger, theils seine Gegner gewesen und in der letzten Zeit fast ausnahmslos seine Gegner geworden waren. Er scheint jedoch den Auftrag mit Freude, mit Begier übernommen zu haben.

Die Sachsen, die nach der Schlacht bei Leipzig[1]) bis Zeitz gerückt waren, hatten sich von da an die Mulde zurückgewendet, um die gefürchteten Streifzüge der französischen Besatzung von Torgau zu verhindern, zu dessen Einschließung sie später verwendet wurden. Am 28. Oct. übernahm Thielmann das Obercommando, und widmete sich nun mit ganzem Eifer der neuen Organisation einer Armee, welche Sachsen, trotz der furchtbaren Opfer und Anstrengungen dieser Jahre und der fortdauernden Durchzüge und Beschwerden, und ungeachtet der bei den eintretenden Wendungen zunehmenden Verstimmung, doch wieder zu der Stärke von 43000 Mann brachte, wobei allerdings die Landwehr und der ziemlich verfehlte Banner der Freiwilligen[2]) mit gerechnet sind, während Thielmann es nur mit dem stehenden Heere zu thun hatte. Sein Wirken dafür war nicht ohne Verdienst, wenn er

---

1) Ueber den durch vergebliche Erwartungen veranlaßten, wie durch nichterfüllte Versprechungen vergoltenen Uebertritt der Sachsen in der Schlacht bei Leipzig s. Gretschel und Bülau a. a. O., III, 521—25.

2) Siehe Gretschel und Bülau a. a. O., S. 546 ff.

auch die gegen ihn eingenommenen Offiziere um so weniger zu gewinnen vermochte, als er nicht selten rauh, rücksichtslos und parteiisch verfahren sein soll, während das Organisationsgeschäft ohnedies geeignet war, ihm manchen unbegründeten Vorwurf und Groll von Seiten solcher zuzuziehen, deren Ansprüche er nicht berücksichtigen konnte und durfte. Ob sein Verfahren in folgender Schilderung eines Zeitgenossen und Augenzeugen zu scharf gezeichnet ist, müssen wir dahingestellt sein lassen, würden uns aber das, was darin von Thielmann's früherem und späterem Wesen absticht, eben nur aus dem Unnatürlichen und Unheimlichen seines ganzen damaligen Verhältnisses zu erklären vermögen. Oberreit sagt [1]): „Mit hochgesteigerter Vornehmheit [2]), mit feierlicher Gemessenheit und einer bittern Ironie, die ihm bei vielen wenigstens den Verdacht fortlebender Empfindlichkeit über die nicht erfolgte Anschließung an sein Schicksal zuzog, empfing er seine alten Waffengefährten; mit einem fast deutschthümelnden Hasse fuhr er dabei insbesondere auch auf alle an den Sachsen noch sichtbare französische Formen los; er, der noch vor ein paar Jahren die französische Natur bis auf die ärmlichsten Aeußerlichkeiten seiner Toilette, bis auf die gelblakirten Stiefelstolpen französischer Generale auf sich selbst überzutragen beflissen gewesen war; aber mit noch weit unverhohlenerm Sinne sprach er sich bei jeder Gelegenheit über ihren Herrn selbst aus, und das ihm nachgerühmte Gefühl unaus-

---

1) Beitrag zur Biographie und Charakteristik des General Freiherrn v. Thielmann, S. 26 ff.

2) Seine Stellung war übrigens auch pecuniär glänzend. Er bezog von Rußland den Gehalt eines Generallieutenants, von Sachsen den Gehalt und die Feldgebührnisse eines Divisionärs und die längste Zeit über monatlich 166 Thlr. 16 gGr. Tafelgelder

löschlicher Dankbarkeit in dem Herzen Thielmann's erhielt eine wunderliche actenmäßige Bestätigung in den bittern, fast an Gemeinheit grenzenden Schmähungen, die er sich gegen den ehrwürdigen Monarchen nicht nur in der Wärme und Leidenschaftlichkeit des mündlichen Verkehrs erlaubte, sondern mit kalter Besonnenheit in mehrere noch vorhandene schriftliche Ordres auf eine bleibendere Weise niederlegte."

Für die Truppen sorgte er im übrigen mit Geschick und Eifer, versäumte nichts, dieselben kampftüchtig zu machen, und vertrat auch gegen außen das Interesse des sächsischen Corps gegen mancherlei Ansinnen, welche von verschiedenen Seiten gestellt wurden. [1])

Etwas früher, als er gewünscht hatte, da er mit Recht das Corps nicht eher ausrücken sehen mochte, als bis die Formatiou desselben wenigstens bis zu einem gewissen Punkte vorgeschritten wäre [2]), trat die neugebildete Armee wenigstens theilweise in Wirksamkeit. Es war die zweckmäßige Anordnung getroffen worden, daß die königlich und herzoglich sächsischen, die schwarzburgischen und die anhaltischen Truppen, also die Streitkräfte einer durch Geschichte, Volksthum und Verhältnisse innig verbundenen Gruppirung, zusammen das 7. deutsche Armee-

---

1) Gretschel und Bülau a. a. O., III, 550 ff.

2) Allerdings aber wünschte er ein rasches Ausrücken eines Theiles, sobald ein solcher kampftüchtig geworden wäre, und es soll zu seiner Ehre nicht verschwiegen werden, daß er sich desfalls (17. Dec.) kräftig bei Fürst Wolkonsky verwendete, sich dabei erinnerte, daß er geborner Sachse war, und im Interesse der sächsischen Nationalehre eine rasche Verwendung empfahl: „afin que la nation si bien pensante et si malheureuse en même tems puisse au moins être en état de combattre pour acquérir le droit de compter parmi les nations allemandes."

corps bilden sollten, an dessen Spitze eine gleichfalls sehr glückliche Wahl den trefflichen Herzog Karl August von Sachsen-Weimar berief. Der Herzog übernahm am 24. Dec. 1813 den Oberbefehl und trat am 2. Jan. 1814, mit ungefähr 9000 Mann, deren Abtheilungen freilich noch lange nicht vollzählig und die sehr mangelhaft ausgerüstet waren[1]), den Marsch nach Holland an. Thielmann folgte mit etwas über 7000 Sachsen und Anhaltinern erst am 7. Febr., worauf gegen Ende des Februars noch über 6000 Mann und später noch mehrere Abtheilungen nachrückten. Das Corps des Herzogs von Weimar, das durch Thielmann's Ankunft und anderweite Verstärkungen bis auf 30000 Mann gebracht war, hatte es mit den französischen Besatzungen der belgischen Festungen und dem General Maison zu thun, der sich mit erst nur 6000, dann 14000 Mann zwischen diesen Plätzen bewegte, dabei aber allerdings Beweise hoher Meisterschaft gab. Bei der Niederlage, welche Thielmann bei Courtray erlitt (31. März 1814), wird es wol nicht ohne Grund gerügt, daß er sich in ein Gefecht eingelassen, bei dem er dem selbst an Zahl überlegenen und aus Kerntruppen bestehenden Feinde größtentheils nur Neulinge entgegenzustellen hatte. Sein Fußvolk bestand, mit Ausnahme dreier Linienbataillone, nur aus Landwehr, von der nur ein Bataillon schon den Feind gesehen hatte, und deren Offiziere noch größtentheils unerfahren waren. Die Tapferkeit der sächsischen Reiter reichte nicht aus, die Mängel der Infanterie auszugleichen, und mußte das Aeußerste aufbieten, um wenigstens die Artillerie zu retten und den ungeordneten

---

1) Graf Holtzendorf a. a. O., S. 144.

Rückzug zu decken. [1]) Thielmann sprach in einem Tagsbefehl seine Unzufriedenheit mit dem Verhalten eines Theils der Landwehr bei diesem Gefecht aus. Als aber der General v. Vieth, der in Sachsen an die Spitze der Landesbewaffnung gestellt und nicht mit ins Feld gerückt war, bei der Rückkehr der Landwehr nach Sachsen auf jenen Tagesbefehl eine Untersuchung und eine Art Ehrengericht gründen wollte, verbat Thielmann verständigerweise jedes solche Wiederaufnehmen einer von der competenten Behörde erledigten Sache. Die Landwehr und der Banner zogen nämlich, bei der eingetretenen Waffenruhe, Ende April in die Heimat zurück und schlossen ihre militärische Laufbahn. Auch die anhalt-thüringische Brigade ward (24. Juni) nach Hause entlassen und durch die russisch-deutsche Legion [2]) ersetzt. Das sächsische stehende Heer seinem Vaterlande wieder zu vertrauen, trug man dagegen Bedenken, und für dieses ward dieses Fernhalten noch dadurch erschwert, daß der Herzog von Weimar das Corps verließ und das Commando desselben erst vorläufig und seit dem 9. Juni definitiv dem General Thielmann übertragen ward. Nur als dieser (2.—25. Mai) auf einem Ausfluge nach Paris abwesend

---

1) Vgl. über dieses Gefecht: v. Hüttel, „Der General der Cavalerie Freih. v. Thielmann", S. 51 ff., und auf der andern Seite Graf Holtzendorf a. a. O., S. 146 ff. — Siehe auch Gretschel und Bülau a. a. O., S. 554 ff. — An den bei Courtray erhaltenen Wunden starb am 8. April 1814 zu Mons der Oberst sächsischer Kürassiere, der überaus brave und feurige August Wilhelm v. Thümmel (geb. zu Sonnenborn 1774), der Neffe und Stiefsohn des liebenswürdigen Dichters. Ebenfalls von den Kürassieren fiel der Rittmeister Heinrich Erdmann v. Beulwitz.

2) Aus dieser wurden bald darauf alle Baiern, Württemberger und Holländer, und später alle entlassen, die nicht Sachsen oder Preußen waren.

war, vertrat ihn der General v. Lecoq, der, sehr wider Thielmann's Wünsche, durch Vermittelung des Herzogs von Weimar, als Brigadier eingetreten war.

Thielmann stand also an der Spitze des sächsischen Heeres, in der bangen und kritischen Zeit, wo von so vielen Seiten daran gearbeitet ward, die Sachsen für den Gedanken des Verlustes ihrer durch acht Jahrhunderte entwickelten Selbständigkeit und der Auflösung ihrer ebenso alten Verbindung mit einem edeln Fürstenhause zu stimmen, und wo die Unterhandlungen über das endliche Schicksal Sachsens schwebten, das als wol der unschuldigste Theil zum Opfer für die allgemeinen politischen Sünden gemacht werden sollte. Es ist das jedenfalls die mislichste Seite in Thielmann's damaliger Wirksamkeit, die wir eben deshalb nur kurz berühren und, soweit möglich, in milderndem Sinne erklären wollen. Eine solche Erklärung kann wenigstens für die allgemeine Tendenz seines Verfahrens in dem Umstande liegen, daß er sichtbar [1]) in der festen Ueberzeugung handelte, Sachsen sei für immer an Preußen gekettet, wo es ihm dann allerdings wünschenswerth scheinen mußte, auch das Heer an diesen Gedanken zu gewöhnen und von allem abzuhalten, was für die künftige Stellung störend erscheinen konnte. Die Mittel, die er anwendete, bleiben immerhin tadelnswerth.

Görres hatte in seinem „Rheinischen Mercur" einen zu Gunsten der Untheilbarkeit Sachsens eingesendeten Aufsatz in preußischem Sinne fortgesetzt und am Schlusse

---

1) Es geht dies deutlich aus den Schreiben hervor, die er am 21. Juli 1814, in einer an sich löblichen Sache, an den General Kleist und an Justus Gruner erließ. S. Graf Holtzendorf a. a. O., S. 152 ff., Gretschel und Bülau a. a. O., Bd. III, S. 588.

den König von Sachsen, wegen seiner Abreise von Prag, die er einen „Uebergang" nannte, der „Wortbrüchigkeit" geziehen. Ein sächsischer Hauptmann v. Dziembowski ward über diese allerdings höchst ungerechtfertigte Schmähung so erbittert, daß er sich hinreißen ließ, Görres in seiner Wohnung mit heftigen Worten zur Rede zu stellen, wobei er mit der Rechten an den Degen geschlagen haben soll. Görres blieb ruhig und antwortete mit höhnischer Kälte, worauf der Hauptmann blank gezogen haben, und als Görres ihm darauf mit einem Kindersäbel entgegengetreten, auf die Hauptwache geeilt sein soll. Gewiß ist, daß er Görres durch eine Patrouille verhaften und auf die Wache bringen ließ, und hier soll derselbe, da der commandirende General gerade einen Ausflug nach Lorch gemacht hatte, bis in die Nacht haben sitzen müssen.[1]) Der Commandirende war Lecoq, der, obwol gewiß mit der Gesinnung des Hauptmanns vollkommen sympathisirend, bei seiner Rückkehr doch natürlich Görres sofort in Freiheit setzen und dagegen den Hauptmann in Haft nehmen ließ. Thielmann, an welchen Lecoq den Vorfall berichtete, schickte den Hauptmann nach Sachsen zurück, erließ aber zugleich ein Schreiben an die Brigadiers, bei dem er sich allerdings wieder einmal gänzlich verfahren hatte und das ihm bei den Sachsen großen Schaden that. Er leitete darin die Anhänglichkeit jenes Hauptmanns an seinen König daraus ab, daß dessen Vater wegen Veränderung der Religion von dem königlichen Hause fortwährend mit Wohlthaten

---

1) Der von uns sehr verehrte Rheinische Antiquarius wird uns verzeihen, daß wir die etwas drastische Schilderung dieser Scene, die er Abth. I, Bd. II, S. 468 seines köstlichen Werkes gibt, etwas abgeschwächt und theilweise nach unsern Quellen modificirt haben.

überhäuft worden sei und meinte, seine Handlungsweise könne nur einer Zerrüttung des Verstandes zugeschrieben werden, „welches aus der in Torgau bewiesenen zügellosen Anhänglichkeit an die Franzosen fast unwiderruflich hervorgehe." (Fühlte er denn nicht, wie sehr er sich selbst verrieth, als er an Torgau erinnerte?) Zwar konnte er nicht umhin, zu erklären, daß er „den Ausfall des Dr. Görres auf den König von Sachsen von Herzen tadle," und auch dagegen ist nichts zu erinnern, daß er sich „nicht für berechtigt hielt, officiell als Advocat des Königs von Sachsen aufzutreten;" unter den Gründen aber, die er für letzteres anführte, wird die Versicherung, daß die verbündeten Souveräne die Handlungsweise des Königs selbst für nichts anderes angesehen hätten, gewiß mit Recht von Graf Holtzendorf für eine höchst gewagte, unerwiesene Behauptung erklärt. Er bezog sich weiter auf die „durch die Allerhöchsten Behörden tolerirte Preßfreiheit des Dr. Görres"[1]), worüber freilich die preußischen Militärbehörden weniger liberal dachten, welche Görres, weil er den Namen des Einsenders eines gegen den Misbrauch mit dem Vorspann gerichteten Aufsatzes nicht nennen wollte, einen Musketier als Execution zuschickten, der solange bei Görres blieb, bis dieser endlich dem sich täglich erkundigenden Offizier den Namen — eines eben verstorbenen Mannes nannte.[2]) — Das Schlimmste aber war, daß Thielmann

---

1) Für die damaligen Zustände und Ideenconfusion war freilich die „tolerirte Preßfreiheit" eines einzelnen Schriftstellers sehr bezeichnend.

2) „Die Bestie hat mich doch erwischt," soll Kleist gezürnt haben, wie der Rhein. Antiquarius a. a. O., S. 469, sagt. Graf Holtzendorf spricht auch (S. 252) von einem preußischen Husaren-

am Schlusse jenes, zur beliebigen vertraulichen Mittheilung an andere bestimmten Schreibens hinzusetzte: er müsse hierbei „feierlichst erklären, daß jeder Sachse des Eides gegen seinen König entbunden sei, und keinen anderen Souverän, als die alliirten Mächte anzuerkennen habe, und daß er verpflichtet sei, einen jeden, der einen anderen Souverän anerkennen wolle, aus der Liste der Armee auszustreichen." Nun die letztere Verpflichtung mochte ihren Grund haben, sowie auch nicht bestritten werden soll, daß unter den damaligen Umständen die Armee nur den Befehlen der alliirten Mächte dienstlichen Gehorsam leisten durfte. Des dem König geleisteten Eides entbinden konnte sie aber nur der König, und die verbündeten Mächte haben später gezeigt, daß sie das sehr wohl wußten.

Die sächsischen Offiziere waren schon durch diesen Vorgang, dessen Kunde sich natürlich verbreitete, in der mislichsten Stimmung, als Thielmann, bei einem Festmahl, das er zu Ehren des Geburtstages des Königs von Preußen anstellte, während die Sachsen dabei ihres Königs gedachten, dessen Namenstag derselbe Tag (3. Aug.) war, den Toast ausbrachte: „Auf daß bald das ganze nördliche protestantische Deutschland unter dem gerechten, weisen, kräftigen und milden Scepter Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm vereinigt werde!" Dem nach allen Seiten hin unpassenden Trinkspruch folgte zwar keine scharfe Gegenrede, aber gänzliches Schweigen der Gesellschaft, von der viele Mitglieder ihre Gläser auf

---

rittmeister, welcher von Kleist der Censur des Mercurs beigegeben worden sei. Ob dies dieselbe Geschichte oder eine andere ist, wissen wir nicht.

die Teller leerten.[1]) Alles ward verstimmt und selbst die preußischen Civilbeamten waren in sichtbarer Verlegenheit. Noch trank Thielmann auf das Wohl des Ministers Stein, gegen den er 1808 französische Diatriben in die Zeitungen befördert hatte, und den er jetzt als den deutschen Apostel Petrus bezeichnete. Als er aber sah, daß er mit all seinen Reden keinen Anklang fand, ließ er sich vom Unmuthe hinreißen, gegen jemand aus seiner Umgebung, zur weiteren Mittheilung, zu äußern: die Herren möchten bedenken, daß es noch andere Festungen gebe, als den Königstein! Ob er sich wol erinnerte, daß er nur fünf Jahre früher ähnliche Drohungen gegen solche Sachsen geäußert, die ihm als Gegner der Franzosen bezeichnet worden waren?

Bald darauf rückte das Corps als Executionsmacht nach Kurhessen. Während es dort stand, wurden bei allen Regimentern und sonstigen Truppenabtheilungen Adressen entworfen, welche in völlig gemessener Weise[2]) die Bitte aussprachen, daß der König seinem Volke zurückgegeben werden möge. Sie wurden von sämmtlichen Offizieren, selbst von den Thielmann zunächststehenden, unterzeichnet, ohne daß Thielmann eher etwas davon erfuhr, als bis ihm die Adressen, zu Marburg am 6. Sept. 1814, durch die Brigadiers und Abtheilungscommandanten überreicht wurden, damit er sie auf

1) Es ward dabei noch als eine besondere Fügung betrachtet, daß der erste Kanonenschuß, der diesen Toast begleitete, einem sächsischen Kanonier den Arm kostete.

2) Die in den „Sächsischen Actenstücken aus der dresdener geschriebenen Zeitung" enthaltene „Adresse der sächsischen Brigaden an den General Thielmann" ist, wie fast sämmtliche sogenannte Actenstücke jener Sammlung, rein erdichtet, was übrigens in guter Absicht, wenn auch mit arger Vergreifung, geschehen ist.

dem Dienstwege an die Souveräne gelangen lasse. Sichtbar ebenso überrascht, wie unangenehm berührt, versprach er zwar, dies zu thun, verlangte jedoch, daß aus einigen Adressen die darin enthaltene ausdrückliche Erklärung: man halte sich seines Eides an den König nicht für entbunden, und der Uebertritt bei Leipzig sei keineswegs als eine Lossagung von dem Könige zu betrachten gewesen [1]), in Wegfall gebracht werde. Auf erneuertes Andringen ließ er jedoch die Adressen auch so an General Kleist abgehen. Zugleich aber schrieb er an Kleist und an Stein, stellte den Schritt im Lichte einer revolutionären Bewegung dar, schob ihn, in gänzlicher Unkenntniß der damals ganz allgemeinen [2]) sächsischen Stimmung, auf Anstiftung und Verführung, wobei er namentlich den General Lecoq, dessen ruhige, besonnene Festigkeit und tiefe Loyalität ihm besonders im Wege stand, und den feurigen Obersten v. Zezschwitz [3]) bezeichnete, zog sogar auswärtige Einflüsse herbei, sofern der Hauptmann v. Langenau, ein Bruder des Generals,

---

1) Ueber die Wahrheit beider Theile dieser Erklärung konnte gar kein Zweifel sein. Zwei Adressen, welche dieselbe enthalten, stehen bei Graf Holtzendorf a. a. O., S. 257 ff. Uns haben sämmtliche Adressen handschriftlich vorgelegen.

2) Etwaige Meinungsverschiedenheiten, wie sie in der ersten Zeit nach der Schlacht bei Leipzig bei einzelnen Fractionen geherrscht, aber immer nur kleine Minoritäten gebildet hatten, waren während des fremden Gouvernements mehr und mehr verschwunden, und zuletzt waren es nur noch die unmittelbar mit dem preußischen Interesse Verknüpften, welche die Einverleibung Sachsens in Preußen wünschten, oder doch nicht entschieden perhorrescirten.

3) Johann Adolf v. Zezschwitz, geb. zu Herrnhut 1. März 1779, ward 1821 wirklicher Geheimrath und Präsident der Kriegsverwaltungskammer, 1831 Generallieutenant und Kriegsminister, 1839 Commandant des Königsteins, wo er 6. Mai 1845 gestorben ist.

der, wol mit diesem, aus sächsischen in österreichische Dienste getreten, auf einer Courierreise nach Antwerpen zufällig dem sächsischen Corps begegnet war und dabei mit Thielmann selbst, wie mit Lecoq, Zezschwitz und andern alten Bekannten gesprochen hatte. Das sollte nun ein österreichischer Agent sein, der gegen Preußen agitirt habe! So spielte schon damals gelegentlich das in neuerer Zeit so eifrig ausgebeutete Grundübel des eingebildeten Gegensatzes von Preußen und Oesterreich. In dieser Sache um so thörichter, als Sachsen gar keiner Aufreizung von Oesterreich aus bedurfte, und als Oesterreich gar nicht im Vorreihen der zu Sachsens Gunsten entstandenen Bewegung stand. Gleichwol ließ sich der sonst so maßvolle, besonnene und edeldenkende General Kleist durch Thielmann's Darstellung, oder durch den schroffen Parteistandpunkt des Chefs seines Generalstabs, v. Müffling [1]), bestimmen, die an sich so natürliche und achtungswerthe Bewegung treuer Soldatenherzen, die sich nicht von dem angestammten Lan-

1) Alles, was dieser sonst verdienstvolle Mann in der Schrift: „Aus meinem Leben" (Berlin 1851) über Sachsen und sächsische Verhältnisse sagt, ist von dem einseitigsten, befangensten Parteigeiste entstellt und voller Verdrehungen, Verschweigungen und Unrichtigkeiten, wie wir dies bei den betreffenden Punkten in unserer Fortsetzung der Gretschel'schen Geschichte des sächsischen Volkes und Staates speciell nachgewiesen haben. Ueberhaupt können wir wol ohne irgend eine Anmaßung sagen, daß niemand über die sächsische Frage ein Urtheil abgeben sollte, ohne alle in der bezeichneten Schrift über dieselbe an vielen Stellen und ausführlich beigebrachten Angaben und Erörterungen gelesen und gründlich erwogen zu haben. Die Sache ist eine vollendete Thatsache, unabänderlich und verschmerzt, und wir würden die Vorgänge dabei gern der Vergessenheit anheimfallen lassen. Solange aber noch immer das Geschehene rechtlich und politisch gerechtfertigt und auf ungerechte Anklagen begründet werden soll, muß von Sachsen aus widersprochen und immer wieder auf den wirklichen Stand der Sache hingewiesen werden.

desfürsten trennen, ihr Vaterland nicht zerreißen sehen, und gegen die drohenden Maßregeln wenigstens bittweise einkommen und sich dabei gegen Misdeutung ihrer Gesinnung verwahren wollten, in dem Lichte aufzufassen, in welchem Thielmann sie darstellte. Im Anfang wollte er die Truppen sofort auseinanderlegen, und selbst als zwei höhere sächsische Offiziere, die nicht zu Thielmann's Gegnern gehörten, der General v. Brause, der später in preußische Dienste trat, und der Oberstlieutenant v. Lindemann, im Hauptquartier empfangen wurden, gelang es diesen zwar, die Auffassung etwas zu mildern, nicht aber, den Verdacht gänzlich zu beseitigen und alle Gegenmaßregeln zu verhüten. Eine Ordre des General Kleist vom 9. Sept. sprach sich über das Verhältniß Sachsens und der Sachsen in einer Weise aus, welche die confusesten, den klaren Thatsachen und sich selbst widersprechendsten Behauptungen umfaßte, die nur immer zu Gunsten des Verfahrens gegen Sachsen aufgebracht worden sind. [1]) Schließlich wurde befohlen, den Truppencommandanten zu erklären, wie der General die Adressen ansehen müsse. Generallieutenant v. Lecoq, als der älteste General, und Oberst v. Zezschwitz, als der Chef des Generalstabes, wurden nach Dresden beordert, wo sie sich bei dem Fürsten Repnin verantworten sollten. Nach einem milderen Nachsatz, in dem das Herz des biedern Kleist eine Stimme gewann, der aber zugleich vermuthen läßt, daß er über den ganzen Hergang in Betreff dieser Adressen getäuscht war, folgten einige Drohungen, hinsichtlich deren der General in einem

---

1) Dieses Urtheil über die, auch bei Graf Holtzendorf a. a. O., S. 259 abgedruckte Ordre ist speciell begründet in Gretschel und Bülau a. a. O., Bd. III, S. 592 ff.

Postscripte erklärte, daß es ihn freue, dieselben für überflüssig halten zu können. — Auf Thielmann's Instanz mußten jetzt die schon erwähnten, für anstößig gehaltenen Stellen einiger Adressen weggelassen, oder doch abgeschwächt werden, und den Commandanten wurde eine Erklärung vorgelegt, die sie ohne Umstände unterschreiben könnten, da sie nichts enthielt, wogegen irgend eine der gerügten Adressen sich erhoben hätte, vielmehr blos bestätigte, daß sie bis zur Entscheidung über das Schicksal ihres Vaterlandes nur den alliirten Mächten zu gehorchen und in ihrer Pflichterfüllung nur die Autorität des vorgesetzten Corpschefs anzuerkennen hätten.

War es ein Gefühl, daß man doch zu weit gegangen sei, oder sagte sich Thielmann, daß ein Mann wie Lecoq sich mit dem Fürsten Repnin, welcher die sächsischen Verhältnisse unbefangener, als die Preußen und Borussomanen, weil durch kein entgegenstehendes Interesse irregeführt, und nicht ohne Verständniß und Mitgefühl anschaute, leicht verständigen würde, oder wirkte die Erklärung des Generalmajors v. Liebenau [1]) und sämmtlicher Offiziere der drei Reiterregimenter, daß sie das Schicksal des Generals Lecoq insgesammt theilen würden, Thielmann ließ die in Betreff der beiden hohen Offiziere angeordnete Maßregel anstehen. Dagegen schickte er seinen Adjutanten Rittmeister v. Dreiling nach Wien, um dem Kaiser von Rußland über den Vorgang [2]) zu berichten. Als dieser Offizier in den ersten Tagen des Novembers von

---

1) Eugen Dietrich Moritz v. Liebenau, geb. zu Dessau 1758. Siehe über ihn: Goethe „Aus dem Leben eines sächsischen Husaren," S. 205 ff.

2) Noch mancherlei Einzelheiten dieser Adreßgeschichte s. bei Graf Holtzendorf, sowie in Gretschel und Bülau a. a. O., Bd. III, S. 590—96.

Wien zurückkehrte, brachte er seinem General die falsche Nachricht mit, daß die Einverleibung Sachsens in Preußen nun gewiß sei. Entzückt, seine Erwartungen so bestätigt zu sehen, erschien Thielmann, der sich seit Monaten nicht vor den Truppen gezeigt hatte, plötzlich in Coblenz auf der Parade und begrüßte die Offiziere mit den triumphirenden Worten: „Meine Herren, Ihr Schicksal ist entschieden. Sachsen ist mit Preußen vereinigt." Als darauf der damals dem sächsischen Heere angehörige beliebte Sachsendichter Emil Reiniger [1]) dem durch jene Nachricht erzeugten allgemeinen und tiefsten Kummer einen dichterischen Ausdruck gab, nannte ihn Thielmann ins Gesicht einen Rebellen und Staatsverbrecher, und rieth ihn, seiner Muse eine bessere Richtung zu geben, da die jetzige auf die Festung oder auf den Sandhaufen zu führen scheine!

Die Nachricht erwies sich als falsch und die sächsische Frage brachte vielmehr den Congreß zu einer Krisis, welche die Sache zu einem für Sachsen ungleich günstigeren Ausgang hätte führen können, wenn nicht die Rückkehr Napoleon's veranlaßt hätte, den Knoten zu zerhauen. Während nun die Möglichkeit eines Bruches schwebte, hielt man für gut, die sächsischen Truppen aus der Nähe der österreichischen zu ziehen und mit preußischen zu umgeben, sie auch von dem Führer zu trennen, der ihr unbedingtes und ungetheiltes Vertrauen genoß und um so gefährlicher erschien, da er mit fester Thatkraft die besonnenste Umsicht verband. Das Hauptquartier ward daher, erst nach Bonn, dann (23. Jan. 1815) nach Cöln verlegt; eine Maßregel, welche doch vielleicht fruchtlos gewesen wäre, da, trotz der großen

1) Karl Ernst Reiniger, geb. zu Großenhain 29. Oct. 1792.

Wachsamkeit und des lebendigen Mistrauens Thielmann's, doch alle Veranstaltungen bei dem Corps getroffen waren, um eintretenden Falles augenblicklich und kräftig die Maßregeln ergreifen zu können, welche dann Pflicht und Ehre geboten haben würden. [1]) Der General Lecoq ward nach Sachsen zurückbeordert, angeblich um dort eine andere Bestimmung zu erhalten, was jedoch keineswegs in Erfüllung ging. Er ward in Sachsen nicht beschäftigt, wol aber von geheimer Polizei umgeben; die Post durfte ihm ohne höhere Erlaubniß keine Pferde geben; als Ende Mai ein Adjutant Lecoq's, als Courier des mit den Verbündeten bereits wieder ausgesöhnten Königs, durch Cöln reiste, ward er angehalten und in das Hauptquartier nach Namur gebracht, und es ergab sich, daß dies infolge eines allgemeinen Befehls in Betreff Lecoq's und seiner Adjutanten geschehen war.

Nach Eintreffen der ersten Nachricht von der beschlossenen Abtretung der Hälfte von Sachsen an Preußen, erließ Thielmann — ob eigenmächtig, oder in irgend einem Auftrag, ist streitig — eine Ordre an die Brigadiers, worin er sie ersuchte, die Offiziere ihrer Brigaden zu befragen, welchem Heere sie dienen wollten, und ihm dies anzuzeigen. Da der Congreßbeschluß nur allgemein gehalten, über die Grenzziehung noch nichts Genaueres festgesetzt war und der König von Sachsen noch nicht zugestimmt hatte, so war die Maßregel jedenfalls vorzeitig, weshalb denn auch die meisten Truppenabtheilungen gar nichts in der Sache thaten. Der inneren Eintracht that sie immerhin Eintrag. Anfangs April verließ auch Kleist, dem ein dankbares Andenken der Sachsen bewahrt blieb, das Corps, das nun unter

1) Graf Holtzendorf a. a. O., S. 171.

Blücher's Befehl gestellt ward, dessen Stärke jedenfalls edles Maßhalten und schonendes Zartgefühl nicht waren. Wäre Lecoq an der Spitze der Sachsen, wäre auch nur Kleist an der Spitze des Armeecorps geblieben, es hätten keine Scenen stattgefunden, wie die traurigen lütticher vom 2. Mai, mit ihren blutigen Folgen vom 6.[1])

Thielmann war wenigstens bei dieser Sache nicht mehr betheiligt. Er war in preußische Dienste getreten und machte dies den sächsischen Truppen durch Tagesbefehl d. d. Lüttich, 17. April 1815 bekannt. Von da an beginnt wieder eine schönere Periode in Thielmann's Leben, der nun aus der unnatürlichen Stellung, in der er sich seit 1813 befunden hatte, heraus und wieder auf sichern, festen Boden gestellt war, wo er ungetrübter seine bedeutenden Gaben und die mehrfachen Glanzseiten seines Wesens entfalten konnte. An die Spitze des dritten preußischen Armeecorps gestellt, hat er in den nächsten Monaten seine strahlendsten Lorbern erfochten, hatte am 16. Juni, wo er Sombreuf und Tongrenelle besetzt hielt, am 18. bei Wavre einen harten Strauß gegen die Uebermacht, mit der ihn Vandamme und Grouchy anfielen, mannhaft und unbesiegt bestanden, am 19. ihren Rückzug entschieden, am 27. an dem Gefechte bei Compiegne theilgenommen, noch am 3. Juli Issy gegen Vandamme behaupten helfen, als der Krieg zu Ende ging. Wäre Thielmann bei Wavre geschlagen worden, oder hätte sich Grouchy nicht dort von ihm aufhalten lassen, so könnte auch bei Waterloo der Ausgang ein anderer gewesen sein, und jedenfalls sind jene Tage die-

---

1) Ueber diese Vorgänge s. Gretschel und Bülau a. a. O., Bd. III, S. 600—606, wo zugleich Müffling's Entstellungen zurückgewiesen sind.

jenigen in Thielmann's Leben, in denen er am bedeutsamsten in die Geschicke der Welt eingegriffen.

Er ward durch das eiserne Kreuz zweiter und erster Classe, einen russischen Ehrendegen und eine königliche Gratification von 25000 Thlrn. belohnt und bekam nach dem Frieden, erst interimistisch, seit 1817 definitiv das Commando in Westfalen. Zu Münster, wo er seinen Sitz nahm, ist sein Haus ein Mittelpunkt heiterer Geselligkeit gewesen, und er selbst hat sich, hier wie später in Coblenz, durch sein geistreiches und einnehmendes Wesen die Freundschaft und Achtung gar manches Ehrenmannes erworben. Wie ganz er wieder der Alte geworden und sich zu der Munterkeit seiner lebhaften Jugend zurückversetzen konnte, sehen wir u. a. aus dem „Leben" des wackern Georg Ludwig Keßler [1]), dem bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in Münster das Thielmann'sche Haus besonders werth war und der u. a. (S. 240) erzählt: „Der muntere General v. Thielmann veranstaltete bei sich im großen Saale des Schlosses eine Redoute, auf welcher unter anderm von einer unerkennbaren Maske treffliche sarkastische Distichen ausgetheilt wurden, in welchen jeder sein Schläppchen erhielt. Später gestand der General im Vertrauen Keßlern, daß sie von ihm selbst verfaßt waren, und nach seiner Bestimmung vertheilt wurden." Als zuerst ein Glied der königlichen Familie, der Kronprinz, Münster, das sich noch gar nicht mit dem Gedanken, eine preußische Provinz geworden zu sein, befreunden konnte, mit einem Besuche erfreute, wird des glänzenden Mittagsmahles gedacht, das Thielmann „mit größtem Geschmack und Luxus" im großen Saale gegeben.

1) Leipzig 1853.

Im März 1820 wurde Thielmann, als Chef des achten Armeecorps, nach Coblenz versetzt. Hier erhielt er bei der Durchreise des Königs von England (1821) den Guelfenorden erster Classe. 1823 wurde er zum General der Cavalerie ernannt und mit dem rothen Adlerorden erster Classe geschmückt, und soll bestimmt gewesen sein, Preußen bei der Krönung Karl's X. als Ehrengesandter zu vertreten, als ein plötzlicher Schlagfluß ihn am 10. Oct. 1824 dahinraffte, nachdem er seit dem russischen Feldzuge an der Leber und später am Podagra gelitten. Unter all seinem Glanze soll er sich doch zuweilen nach der dresdener Heimat zurückgesehnt, und namentlich in den letzten Jahren oft geäußert haben: „Nach Dresden sehnt sich mein Herz; nur manchmal einen Blick dahin von der Kesselsdorfer Höhe, was gäbe ich nicht darum?" Auch soll er in dieser Zeit in vertrautem Kreise einmal geäußert haben: „Ich gäbe eine Hand darum, wenn manches ungeschehen zu machen und zurückzunehmen wäre." Am 20. Sept. 1818 soll er eine zahlreiche Gesellschaft zum Mittagsmahle geladen und bei demselben in den herzlichsten Worten den Toast ausgebracht haben: „Auf das Wohl des ehrwürdigen Monarchen, der heute sein Jubelfest feiert!" Ja, er soll in den letzten Jahren seines Lebens, wo er überhaupt manches Schroffe und Rauhe abgelegt, sich oft als Vertheidiger Friedrich August's ausgesprochen haben [1]), über den sich auch sonst die Ansichten in sehr kurzer Zeit, nach vorübergehender arger Verkennung, vielfach berichtigten. Auch Stein, der Sachsen so schwer geschadet, soll durch Thielmann, mit dem er von seinem Kappenberg aus in

---

1) S. Graf Holtzendorf a. a. O., S. IX ff.

vielem Verkehr stand, vielfach anderer Ansicht über Sachsen und seinen König geworden sein.

Doch Thielmann sollte sein Grab nicht in der heimatlichen Erde, sondern am schönen Rhein finden, auf dem coblenzer Friedhofe, dicht neben dem braven Generallieutenant v. d. Gröben († 10. Juli 1839). Auf Thielmann's Grabe ruht eine flache Marmorplatte, die ein Kreuz, Commandostab, Schwert und Helm, alles von Eisen, und die Inschrift trägt: „Dem General der Cavalerie Freiherrn v. Thielmann das 8. königlich preußische Armee-Corps. 1825." Auch Schenkendorf liegt auf diesem Friedhof, dessen erste Leiche, noch vor der Einweihung darin beerdigt, die des Generalmajors Alexander Wilhelm v. d. Golz war, welcher am 20. Jan. 1820 an den Folgen einer im Duell empfangenen Schußwunde gestorben war, die ihm ein auch aus sächsischem in preußischen Dienst übergegangener General, der General v. Ryssel, beigebracht hatte. [1])

Nachschrift. Als obiger Aufsatz geschrieben und zum Druck abgeliefert war, kamen uns einige neu erschienene Schriften und Aufsätze zu Gesicht, in denen die torgauer Vorgänge betreffende Mittheilungen enthalten sind, durch welche unsere Darstellung derselben ergänzt und bestätigt wird, und die wir in den „Denkwürdigkeiten eines Livländers (Freiherrn v. Löwenstern) aus den Jahren 1798—1815," herausgegeben von Friedrich v. Smitt (2 Bde., Leipzig 1858), in den „Nachrichten von dem Geschlechte der Grafen v. Wartensleben," von Julius Graf v. Wartensleben (2 Bde., Berlin 1858)

1) S. Rhein. Antiquar., Abth. II, Bd. II, S. 67.

und in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, Jahrg. 1858, Nr. 202 fanden.

Graf Cäsar Scipio Alexander v. Wartensleben (geb. zu Marienburg 8. April 1785, † zu Krippitz 29. Dec. 1851) war 1797 in die preußische Armee eingetreten, 1799 Lieutenant, 1806 Adjutant des Herzogs von Weimar geworden, während des Rückzugs nach Lübeck in Blücher's Adjutantur gewesen, während des Kampfes um Lübeck durch Blücher an die weimarischen Herrschaften nach Eutin gesendet worden, hatte darauf Pretiosen der Großfürstin nach Petersburg geflüchtet, war dann, durch eine Wunde am Knie zum Fußdienst unfähig geworden, 1807 bei einem Dragonerregiment eingetreten und hatte bei Eylau, an der Passarge und bei Braunsberg mitgefochten. Nach dem Frieden wurde er (31. März 1808) als Stabsrittmeister entlassen, heirathete und bewirthschaftete ein erkauftes kleines Gut bei Guhrau, erhielt auch 12. Oct. 1812 den Johanniterorden. Wie es nun gekommen, daß er früh im Jahre 1813, mit Genehmigung seines Königs und bei fortdauernder streng preußischer Gesinnung, nicht in preußischen Dienst, dem damals alles in Preußen zuströmte, was nur irgend waffentüchtig war, nicht wenigstens in russischen oder allenfalls österreichischen, sondern in den Dienst des seit Jahren mit Preußen gespannten und damals wenigstens formell noch mit Frankreich verbündeten Sachsen trat, ist schwer zu ermessen. Wenn man aber das Befremdende dieses damals wol einzigen Vorganges erwägt und dabei erfährt, daß Graf Wartensleben als Rittmeister und Adjutant des Generals Thielmann in die sächsische Armee trat, und wenn man weiter ihn selbst erklären hört: er sei „des Generals einziger Vertrauter bei seinen Unterhandlungen mit den Alliirten gewesen, auch allein

zu den Sendungen in das Kleist'sche Hauptquartier gebraucht worden [1])", so wird der Gedanke nahegelegt, daß Thielmann selbst diesen Eintritt in das sächsische Heer vermittelt habe und daß die preußische Genehmigung dazu mit wohl berechneter Absicht ertheilt worden sei. Es würde das aber auf eine sehr frühe Verbindung Thielmann's mit den Preußen hindeuten. Auch Baron Löwenstern erzählt [2]): als er mit seinen Kosacken vor Torgau erschienen sei, habe ihm Major v. Natzmer, d. d. Rosenfeld 19./31. März, geschrieben: Thielmann sei so gut gesinnt, als sie nur wünschen könnten, werde wesentliche Dienste leisten, und habe es schon gethan; man solle deshalb keine Feindseligkeiten ausüben. Graf Wartensleben berichtet weiter: „Der spätere General der Infanterie v. Natzmer wurde verschiedentlich als Parlamentär der Alliirten nach Torgau gesandt. Bei einer dieser Gelegenheiten trug er namens des Generals v. Kleist bei dem General v. Thielmann auf eine Anzahl von Prahmen und Kähnen an, welche sämmtlich unter den Kanonen von Torgau lagen, um mit diesen Gefäßen bei nächtlicher Weile einen Ueberfall auf das andere Elbufer, wo sorglos französische Infanterie und Cavalerie lagerte, zu unternehmen. Der General v. Thielmann mochte den Antrag nicht gerade ablehnen, suchte sich aber damit zu entschuldigen, daß er versicherte, er habe in seiner Garnison keinen Offizier, dem er das gefährliche Unternehmen zumuthen möge, die Prahmen bei Nacht stromabwärts zu schiffen, indem in den damaligen bedenklichen Verhältnissen die Kugel auf dem Sand-

---

1) Graf Wartensleben a. a. O., Bd. II, S. 240, nach handschriftlichen Mittheilungen des Grafen Cäsar.

2) Denkwürdigkeiten eines Livländers, Bd. II, S. 8.

hügel der Lohn des Offiziers sein könne. Da trat ich, der einzige Zeuge dieser Unterredung, vor, erklärte mich zu dem Unternehmen bereit, und benahm dadurch dem General v. Thielmann jede weitere Ausrede. Als ich darauf den Major v. Natzmer wieder auf den Vorposten brachte, drückte er mir herzlich die Hand und sagte: «Die bereitwillige Hingebung, mit der Sie Sich zum Opfer bringen wollen, soll zu seiner Zeit der König (von Preußen) erfahren.» In der nächstfolgenden Nacht unternahm ich mit 18 Gefäßen die Fahrt bis 1½ Meilen unterhalb Torgau, ohne zu wissen, daß die Alliirten inzwischen den Plan zum Ueberfalle aufgegeben hatten. Als gegen Morgen keine Truppenzusammenziehungen stattfanden, und ich ohne Nachricht blieb, mußte ich unter dem Feuer der Franzosen, welche inzwischen am jenseitigen Ufer aufmerksam geworden waren, unverrichteter Sache wieder nach Torgau zurückkehren und verlor dabei acht Ruderknechte."

Nach diesem Ausgange scheint das ein anderer Vorgang gewesen zu sein, als der oben berichtete. Uebrigens machen wir darauf aufmerksam, daß Thielmann, nach seiner eigenen damaligen Erklärung, unter seinen sämmtlichen Offizieren keinen kannte, von dem er erwartete, er werde „die Kugel auf dem Sandhügel" riskiren mögen, d. h. er werde dem Enthusiasmus für die Sache der Verbündeten seine Dienstpflicht nachsetzen, daß er den zu leistenden Dienst damit selbst für einen solchen erklärte, der eine kriegsrechtliche Verurtheilung nach sich ziehen könne, und daß der Offizier, der sich diesem Dienste unterzog, ein Preuße war, der auch im sächsischen Dienst mehr auf den König von Preußen, als auf den König von Sachsen blickte.

Ueber die Festmahlsscene berichtet Graf Wartensleben:

„Als ferner der General v. Thielmann bei Gelegenheit eines Diners zur Feier seines Geburtstages die anwesenden Offiziere zu Gunsten der Alliirten und zu dem Entschlusse der Uebergabe von Torgau zu stimmen suchte, erhob der General Sahr den lebhaftesten Widerspruch, und wußte dem General Thielmann dergestalt zu imponiren, daß derselbe, statt den Opponenten arretiren zu lassen (sic), von seinem Vorhaben abstand.[1]) Bei diesem Auftritte trat ich, um den guten Geist wenigstens unter den jungen Offizieren[2]) zu erhalten, ganz allein mit kräftiger Rede auf, und setzte mein Leben dadurch abermals in große Gefahr (?), wie hierüber auch zwei andere damalige Adjutanten des Generals v. Thielmann, der Rittmeister v. Minckwitz und der Lieutenant (nachmals General) von Schreckenstein, das Nähere bekunden können."

Nach dieser Erzählung wäre also unter sämmtlichen anwesenden Offizieren nur der vor kurzem erst eingetretene Preuße für Thielmann aufgetreten, und dabei in der Meinung gewesen, daß er dadurch sein Leben in große Gefahr gesetzt habe. Wir glauben, daß beides zuviel gesagt ist; über den wahren Stand der vorherrschenden Gesinnung gibt es aber doch Aufschluß, und widerlegt jedenfalls die Behauptungen, daß die Garnison bereit gewesen sei, Thielmann ohne weiteres zu folgen.[3])

---

1) D. h. es als zur Zeit unausführbar erkennen mußte.

2) Von diesen waren nur wenige zugegen.

3) Sofort nach dem Uebergange Thielmann's verließ auch Graf Wartensleben den sächsischen Dienst, nachdem er jedoch ordnungsmäßig den Abschied erbeten und erhalten hatte, und trat nun in die russisch-deutsche Legion. Hier diente er als Rittmeister und Brigade-, später Divisionsadjutant. 1814 wieder zu Thielmann gesendet, ward er bei Courtray verwundet. Bald darauf trat er als Major in die

Besonders merkwürdig ist aber der an der angeführten Stelle der A. Z. durch Prof. Preuß mitgetheilte Brief, welchen Thielmann, d. d. Torgau 10. März 1813, also an demselben Tage, wo er an der Mittagstafel den entscheidenden Befehl des Königs empfing, wahrscheinlich an Kleist geschrieben. Er lautet:

„Ich bin destituirt; der König von Sachsen hat auf eigene Hand, ohne aller seiner Diener Wissen, seinen Frieden mit Frankreich gemacht. Wäre es Zeit, daß Sie binnen hier und wenig Stunden kommen könnten, so würde ich Ihnen noch die Festung zu übergeben im Stande sein (?), aber man hat mich so gefaßt, daß ich nichts mehr thun kann. [1]) Können Sie nicht kommen [2]), so ist alles verloren. Die Generale sind gegen mich — ich verlasse Armee, Vaterland, alles, und flüchte zu Ihnen, um mit Ihnen zu sterben. — Thielmann. — Minister Senft — der Verkannte [3]) — hat gleich resignirt."

---

preußische Armee, ward übrigens 1825 auf Wartegeld, 1833 als Oberstlieutenant in Pension gesetzt und zugleich mit einem Postamt beliehen, das er durch einen Stellvertreter verwalten lassen durfte. Er bewirthschaftete darauf Güter bei Thorn und Kalisch, welche Gegend ihm jedoch 1847 die polnischen Bewegungen verleideten, und lebte zuletzt, seit 1849, wieder in Sachsen, wo er die Villa Böhlen bei Grimma erkauft hatte. Er starb auf einer Reise zu seinen Kindern.

1) Man bemerke den Widerspruch in diesem Satze.

2) Wie konnten die Preußen, in der damaligen Sachlage, sich zwischen Ney und Reynier wagen, auf so ungewisse Aussichten hin, wie ihnen Thielmann bot?

3) Verkannt von den Alliirten, die ihn für einen Anhänger der Franzosen hielten; abgegangen, weil er sich bei den Franzosen rettungslos compromittirt hatte; nicht daß er einen Anschluß an Preußen gerathen hätte, sondern weil er den Anschluß an Oesterreich, weil er überhaupt die Politik rieth, die der König bis dahin befolgt hatte, und gern noch länger befolgt hätte.

Ein merkwürdiger Brief, der jedenfalls die große Aufregung und Verwirrung bekundet, in welcher Thielmann sich damals befand. Woher er gewußt haben könnte, wie es bei der Entschließung des Königs in Prag zugegangen, ist nicht abzusehen. Jedenfalls war er falsch unterrichtet, wenn er annahm, der König habe „ohne aller seiner Diener Wissen" gehandelt. Der Befehl, den er am 10. empfing und den der König am 8. erlassen hatte, war auf die Berichte, die der Geheimrath Graf v. Hohenthal am 7. überbracht hatte und auf die Berichte und Vorstellungen der von dem König eingesetzten Immediat-Regierungscommission[1]) gefaßt worden, und der Entschluß des Königs zur Rückkehr nach Dresden, der erst am 9. gefaßt wurde und den Thielmann am 10. in Torgau noch gar nicht kennen konnte, ging aus den Botschaften hervor, welche Graf Einsiedel am Abend des 9. brachte, Graf Einsiedel, über welchen Senfft, nachdem er bereits aus dem sächsischen Dienste ausgetreten, noch am 14. Juni 1813 hoffend und billigend schrieb.[2]) Senfft selbst mag allerdings gewünscht haben, daß der König auf jede Gefahr in Prag bleibe, erklärt aber ausdrücklich: er sei „in jenem entscheidenden Augenblicke durch ein unglückliches Zusammentreffen der Umstände ganz isolirt gewesen," worin denn doch liegt, daß die übrigen Umgebungen des Königs seine Rückkehr für unvermeidlich gehalten haben. Er erhielt seine Entlassung in den gnädigsten Ausdrücken, und es ist von seiner Seite nie ein Wort des Tadels gegen den König

---

1) Sie bestand aus dem Conferenzminister v. Globig, dem Oberkammerherrn Freiherrn v. Friesen, dem Geheimrath Freiherrn v. Manteuffel und dem Geheimen Finanzrath v. Zezschwitz.

2) Freimüthige Sachsenzeitung, Jahrg. 1857.

bekannt geworden. Wieviel an den Gerüchten wahr ist: daß der König selbst damals noch damit umgegangen sei, in Prag zu bleiben und statt seiner den Prinzen Anton zu schicken, daß er die ganze Nacht hindurch an Instructionen für diesen gearbeitet, daß sich aber auch dieser Ausweg als unanwendbar erwiesen, daß man darauf gehofft und darauf hingearbeitet habe, der König werde durch Oesterreich, scheinbar wider seinen Willen, zurückgehalten, oder von den Preußen noch an der Grenze überfallen werden [1]), was gleichwol alles nicht in Erfüllung gegangen, müssen wir dahingestellt sein lassen. Der König kehrte nach Dresden zurück, und hatte allen Grund zu dem Glauben, daß er dies um des Landes willen müsse. Diesem hat seine Rückkehr für jene Zeit auch genützt, und auf den weiteren Gang des Krieges konnte sie keinerlei Einfluß üben. Eine Freiheit, Sachsen auf die Seite der Verbündeten zu führen, hatte er von dem Tage von Lützen an, den ein solcher Uebergang auch nicht gewendet haben würde, bis zu der Schlacht bei Leipzig nicht mehr. Wie er aber einer der allerersten deutschen Fürsten war, der sich von dem französischen Bündniß loszumachen strebte [2]) — nur daß er nicht mit den Preußen und Russen, sondern mit Oesterreich dabei gehen wollte [3]) —, so ist es auch grundlos, was wir noch kürzlich von einem Schutzredner des Kö-

---

1) Colomb soll dazu bestimmt gewesen, aber nicht zur Stelle gekommen sein. Das würde nicht verwundern; denn den Preußen war es ganz recht, daß der König wieder nach Dresden kam.

2) Indirect erkennt dies auch Thielmann im obigen Briefe an, wenn er sagt: der König habe „seinen Frieden mit Frankreich gemacht.“

3) Das konnten die Verbündeten selbst nicht tadeln, welche Baiern, als es im März bei ihnen anklopfte, selbst an Oesterreich gewiesen hatten.

nigs an halbamtlicher Stelle zugestanden lasen: daß er der letzte deutsche Fürst gewesen, der zu Frankreich gehalten. Bis zur Schlacht von Leipzig, von wo an auch der König von Sachsen die Freiheit, gegen Frankreich aufzutreten, erhielt [1]) und gern benutzt hätte, waren der Allianz von sämmtlichen Rheinbundsstaaten beigetreten: Mecklenburg, thatsächlich Anhalt, das jedoch formell erst am 1. Dec. abschloß, und seit dem 8. Oct. Baiern. Würzburg trat erst am 26. Oct., alle übrigen Staaten traten erst im November, Baden z. B., nachdem es vergeblich Neutralität gesucht, erst am 20., Nassau erst am 23. Nov. bei. Kurz, das Ausnahmeverfahren gegen Sachsen ist lediglich durch die Ungunst seiner Verhältnisse, durch das befangene Urtheil der Zeit und vor allem durch seine örtliche Lage begründet worden.

---

1) Daß er sie auch im März nicht besaß, erkannte selbst Blücher an, der in seiner bunzlauer Proclamation vom 23. März 1813 sagte: „Euer Landesherr ist in fremder Gewalt, die Freiheit des Entschlusses ist ihm genommen. Die Schritte beklagend, die zu thun eine verrätherische Politik ihn nöthigte, wollen wir sie ebensowenig ihm zurechnen, als sie Euch entgelten lassen. Nur für Euern Herrn wollen wir die Provinzen Eures Landes in Verwahrung nehmen.“ Freilich Blücher war nicht in die geheimen kalischer Verhandlungen und Hardenberg's Entwürfe eingeweiht.

Miscellen und Nachträge.

1. Sendschreiben an den Herausgeber in Sachen Katharina's I.

„Die Relation über den Aufsatz «Das Mädchen von Marienburg», die Sie im Anhange zum achten Bande Ihrer biographischen Sammlung gegeben und die mir erst jetzt zu Gesichte gekommen, hat mich zum Danke verpflichtet und mir zu dem freudigen Vertrauen den Muth gegeben, mit welchem ich in Betreff derselben mich unmittelbar an Sie selbst wende. Einem so bewährten, leidenschaftsfreien Forscher gegenüber mochte ich in keiner Hinsicht ungerechtfertigt auch nur erscheinen, und konnte überdem die Rechtfertigung, wenn es einer solchen bedurfte, bei Ihnen am besten erwarten, da der Gegenstand, um den es sich handelt, erst neulich Ihre eigenen Studien beansprucht hat, und auch Sie sich abermals von der Fruchtlosigkeit aller bisherigen Bemühungen überzeugt haben, wo es darauf ankam, ein in sich selbst abgeschlossenes Bild des Lebens oder einen befriedigenden Nachweis der Abkunft Katharinens zu geben. Von meinem guten Glauben an das, was ich über diese beiden Gegenstände beigebracht, sind Sie nur zu sehr überzeugt; könnte ich Sie doch auch von meinem guten Willen überzeugen, mich eines Bessern gern belehren zu lassen.

Darum erlauben Sie mir gleich zum Eingange die Erklärung, daß das Manuscript, aus welchem ich den Auszug mitgetheilt, schon vor 10 Jahren zum Drucke fertig lag,

den ungünstige Umstände damals verhinderten. Da es mir möglich wurde, wenigstens einen Auszug zu geben, mußte sich dieser nur auf die Resultate beschränken, was eine mir selbst fühlbar gewordene Unvollständigkeit für denjenigen ergab, der in einer bisher so streitigen Sache mit mir denselben Weg der Untersuchung gehen und bei demselben Ziele der Ueberzeugung anlangen sollte. Was dem Manuscript verbleiben mußte, würde hingereicht haben, alle Ihre Bedenken zu heben, da ich mir dieselben zu machen schon früher hinlänglich veranlaßt war.

Mein angelegentlichstes Geschäft, nachdem ich Ihre Relation gelesen, war, mich mit Ihrer Skizze über die Kaiserin Katharina im sechsten Bande Ihres Werkes bekannt zu machen und zugleich die angeblichen Villebois'schen Memoiren von Angesicht und vollständig kennen zu lernen, die ich bei der Abfassung des Manuscripts (1847) nur mittelbar und theilweise kannte. Da hat es mir Genugthuung gegeben, zu bemerken, daß alle Berichte über den Gegenstand quaestionis bis zur Mitte dieses Jahrhunderts, die Ihnen vorgelegen, auch mir vorgelegen haben. Ich habe die Geduld bewundert, mit welcher Sie die widersprechenden Aussagen milde zu vereinigen suchen und mich zugleich der Pietät gefreut, mit welcher Sie, wo es mit allem treuen Fleiße nicht geschehen konnte, auf der Seite des Bessern blieben und dadurch den Glauben an die Moralität der Menschheit bewährten und bekannten. Habe ich nun zwar mit allen diesen Berichten denselben Kampf gekämpft, nur auf meinem einsamen Studirzimmer, vor einem kleinen Publikum, das bisher nur aus meiner eigenen Wenigkeit bestand, wie Sie noch aus den zwei „Extrablättern" zum „Mädchen von Marienburg" abnehmen mögen, die in unveränderter Form aus dem Manuscripte ich Hrn. Professor Kriegk in Frankfurt zu beliebiger Veröffentlichung übermachte: so habe ich auch, weniger milde als Sie, wie ich aber glaube, zu rechter Zeit, mich des Schwertes bedient, um den Knoten zu lösen. Welch ein Gewirre von Tönen ohne Harmonie und ohne Melodie in den Erzählungen von der Kindheit und Jugend des verwaisten Mädchens! Keine Auflösung möglich. Fühlbar aber

traten bei den disconcertirenden Concertisten auch Mangel an Kenntniß, Misverstand, Leichtfertigkeit und böser Wille hervor, während der Klageruf des Waisenkindes, das bisher keinen Vertreter gegen sie fand oder auch nur finden konnte, nicht aufhörte, zur Gerechtigkeit wenigstens aufzufordern. Es galt das „schuldig! oder nicht schuldig!“ eines ganzen Lebens in den Annalen der Geschichte.

Ein anderer Weg mußte eingeschlagen und dazu ein Schritt zurückgethan werden. Die Berichterstatter wurden von mir nach der Zeitfolge geordnet und jeder Einzelne wurde nach seiner Stellung in Zeit und Ort, nach seiner Intelligenz und nach seinen Kenntnissen, nach seinen Leidenschaften und Absichten abgeschätzt. Das ergab einen ersten Abschnitt des Manuscripts, einen catalogue raisonné aller Berichte über den Gegenstand, der in dem Auszuge nur in nuce gegeben werden konnte, verringerte aber auch die Zahl der Stimmgeber bedeutend. Daß die russische Literatur über den Gegenstand nichts ergibt, als Ausländern Entlehntes, habe ich in der Einleitung zum Auszuge ausgesprochen. Auch ich habe, was ich außer den Briefexcerpten des Kaisers beigebracht, aus ihnen entlehnt; aber ich habe mich der vorausgegangenen Schätzung zufolge berechtigt und verpflichtet gefühlt, zuerst nur diejenigen ihre Stimme abgeben zu lassen, die durch ihre Stellung zum Mädchen von Marienburg in Zeit und Ort die Befähigtsten waren; dann die Zeitgenossen, die in Petersburg zunächst lebten und schrieben, und durch ihre Integrität die Berechtigtsten sind, auf unser Vertrauen Anspruch zu machen. Da die Aeltern Glück für rathsam halten mochten, über Katharinens Angelegenheiten zu schweigen, bis der Tod dem Vater Glück 1705, der Mutter 1720 für immer den Mund schloß, und die überlebenden Kinder Glück's, die alle jünger als Katharina waren, nichts Erhebliches über dieselbe mitgetheilt haben oder auch nur haben mittheilen können, so blieben mir nur Wurm, Skoph und Olofsson, der Zar Peter und Huyssen, und in zweiter Ordnung Weber, Gordon und Ranft. Sie ergaben mir, noch bevor ich Katharinens Abkunft entdeckte, die unscheinbaren — ist denn die

Wahrheit nicht immer einfach! — aber an sich genügenden Resultate, die der erste Abschnitt des kleinen Auszugs von „des Mädchens Kindheit und Jugend" aufgestellt hat. Ich nenne sie nicht neu. Wol jedem, der sich mit geschichtlichen Studien beschäftigt, wird eines und das andere davon zu Gesichte gekommen sein. Die Facten waren von befähigten unparteiischen Gewährsmännern gegeben; sie nach Zeit und Ort zusammenzustellen, war allein dem Verfasser überlassen, und er glaubt, daß ihm das gelungen, wegen der Uebereinstimmung, die sie untereinander haben. Das Was? in diesen Facten, war der Welt längst bekannt; das bisher in Frage gestellte Wie? hat sich jetzt auf die einfachste, natürlichste Weise selbst klar herausgestellt. — Und die spätern Berichterstatter, an Zahl so groß, an pikanten Mittheilungen so reich, durch die Aufnahme, die sie gefunden, so verwöhnt, durch die Stellung, die sie im bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben, in der Literatur einnahmen oder noch einnehmen, so berechtigt erscheinend zur Abgebung ihrer Stimme? Noch einmal versuchte ich aus Scheu vor diesen Autoritäten eine Ausgleichung. Aber sie sind nicht Quellen in dem Sinne der meinigen, nicht primitive; ihre Erzählungen, wo und wie sie von den Zeugnissen meiner bewährten Zeugen abweichen, passen durchaus nicht zu den Mittheilungen dieser letztern: jene und diese schließen sich völlig gegenseitig aus wie Licht und Finsterniß, wie Wahrheit und Lüge. Nirgends ein Anknüpfungspunkt, wo man sie miteinander in Verbindung setzen könnte, nirgends eine Zeit oder ein Ort, wo sie wenigstens als Dämmerlicht eingeschichtet werden könnten. Da glaubte ich, bei der moralisch und historisch unübersteigbaren Kluft, die zwischen meinen und ihren Berichten liegt, den alten Autoritätssatz des dissuendi non dissecandi bei seiner Einseitigkeit erfaßt zu haben und berechtigt zu sein, ihn zu verlassen, indem ich die letztern für todt erklärte für die Geschichte dieses Factums, für einen Ausweis irriger, oft leichtsinniger und böswilliger Berichterstattung, wie sie sich selbst darstellen, und für ein warnendes Beispiel für Historiker, die Quellen benutzen, ohne deren Glaubwürdigkeit zu prüfen. Sie mögen in Zukunft eine chronique scandaleuse

für sich bilden und dem Menschenwitz eine Preismedaille verdienen. Geschichte ergeben sie in diesem Factum nicht. Aber — Villebois?

Auch diese Memoiren habe ich nun gelesen und den Herausgeber derselben bedauert, daß er ein todtes Kind geboren. Diese Memoiren waren schon todt vor ihrem Erscheinen, und auch ich habe in der zufolge schon der nur theilweisen Kenntniß derselben längst gehegten Vermuthung, daß diese seit beinahe einem Jahrhundert vielbesprochenen Memoiren uns nichts Beachtungswerthes, allenfalls nur Verleumdungen bieten würden, nicht geirrt. Man hätte etwas anderes in ihnen erwarten können, da Villebois schon mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, ja schon 1698, freilich nur als Schifferknabe, in Rußland eintraf, und also auch unter den ersten Zeugen für das Factum quaestionis hätte eine Stimme abgeben und uns überhaupt, wenn er dazu befähigt gewesen, wie durch andere dazu erforderliche Eigenschaften, so auch durch seine persönlichen Verhältnisse und die Kenntniß der Sprache des Landes, in das er eintrat, über Rußlands damalige Zustände etwas Befriedigendes hätte bieten können, obgleich er seit seinem Erscheinen in Rußland lange ganz unbeachtet, unbekannt und ungenannt, wahrscheinlich nur niedere Dienstgeschäfte im Seewesen verrichtete und erst am Ende des zweiten Jahrzehnds desselben, bei den Uebungen, die der Kaiser mit der von ihm selbst geschaffenen kleinen Flotte in der Ostsee vornimmt, doch nicht als Aide-de-camp, nicht als Chef d'escadre, sondern simplement als Kapitän des Schiffes St.-Michel auftaucht und unter Peter's Regierung dabei bleibt. Es war unstreitig sonderbar, daß nur diese Mémoires secrets de la bibliothèque du Roi, da doch eine Menge anderer desselben Epithetons öffentlich erschienen und auch diese hier besprochenen von Voltaire, Richer und vielen Historikern Deutschlands und Frankreichs nach ihnen theilweise rühmlichst ausgebeutet worden sind, durchaus nicht öffentlich erscheinen wollten: eine seltene Bescheidenheit. Endlich lüften sie den Schleier und wir — wundern uns nicht mehr über die jungfräuliche Bescheidenheit. Denn eine Misgeburt aus abnormen Gliedern

aller Naturreiche, die sich bald für Originale, bald für Auszüge, man weiß nicht aus welchen Journalen, ausgeben, steht, ohne Ordnung zusammengewürfelt, in der schon farblosen Brautkrone vor uns im Jahre 1853. Und diesen jungfräulichen Schleier hat sie nach ihrer eigenen Aussage (S. 51 und 70 der Memoiren) seit der Regierungszeit der Kaiserin Elisabeth getragen, aber doch wol erst seit dem Jahre 1758, wo Villebois in Petersburg starb. Ein Mann in wenigstens einem Alter von 75 Jahren, der 60 Jahre in Rußland gelebt, kann solche Memoiren über Rußland nicht geschrieben haben; es mag eine Curiosität der Art in seinem Nachlasse sich gefunden haben und ihm unglücklicherweise zugeschrieben worden sein. Was aber auch von diesen Fragmenten Villebois oder nur seinem Nachlasse mag gehört haben, die entstellende Verschiedenheit, die man in diesen jetzt erschienenen Memoiren und in den vor dem Erscheinen aus ihnen genommenen Auszügen findet, was man zugesetzt und weggelassen, die Art, wie man die unzusammenhängenden Erzählungen nachweislich mit den Zuthaten neuerer französischer Historiker zusammengeleimt, ergänzt und nothdürftig geflickt hat, zeigen, daß spätere nicht eben geschicktere Hände sich allmählich daran versucht haben: non ex quovis ligno fit Mercurius. Wenn Voltaire selbst sie nur vorsichtig benutzt (1760), so haben seine Nachtreter es mit weit größerer Zuversicht gethan und dadurch dankbar auf die gegenwärtige Gestaltung und Färbung der in Druck erschienenen Memoiren zurückgewirkt: man könnte jeden Laden nachweisen, in welchem die Schminke und die Schönpflästerchen erstanden, und jede Modisten- und Barbierstube, in der sie aufgefrischt und erneuert sind.

Abstrahiren wir aber von der Form und sehen nur auf die Facten, die diese Memoiren mittheilen, so finden wir in Betreff des Staatslebens von Rußland keine Ergebnisse, wie man von Villebois, der Zeit wenigstens zufolge, die er in Rußland zubrachte, und der Stellung zufolge, die er als Kapitän eines Schiffes einnahm, hätte erwarten können. Den reichen Stoff, der ihm nahe lag und für den er befähigt sein konnte, des Zars enthusiastische Bemühung

nämlich, sein neuerobertes Meer mit einer Flotte zu beleben, hat er andern Händen überlassen. Auch keine unbekannt gebliebenen Thatsachen gibt er uns, da man zu jeder derselben, die er angibt, die ältern Quellen nachweisen kann; die frivolen Klätschereien, die die Memoiren enthalten, und die sich unstreitig aus ihnen über Europa verbreitet und das ganze Leben einer unschuldigen Frau vergiftet haben, mögen den ursprünglichen Kern derselben ausmachen. Was besonders die oft wiederholten romanhaften Erzählungen von Katharinens Abkunft und Jugend, von ihrem Verhältniß zu Glück und dessen Hause, zu Scheremetoff, zu Menczikoff, zum Zar sowie zu andern Personen auch in ihrem spätern Leben, wie Villebois' Memoiren sie darstellen, betrifft, so verrathen sie in dem Erzähler und Darsteller eine so grobe Unwissenheit und Unkenntniß der ihm nächsten Lokalitäten, Persönlichkeiten und Verhältnisse Rußlands, Moskaus und Petersburgs, daß man ihren Ursprung nur außerhalb Rußlands und Petersburgs, etwa bei den Kamtschadalen suchen dürfte, wo eine solche damals noch möglich war, und daß es somit durchaus Beleidigung wäre, sie einem Manne zuzuschreiben, dem der Zar ein Schiff vertraut hat, der mit dem Zar Jahre lang im finnischen Meerbusen kreuzte, ohne auch nur die nächsten Küsten desselben zu kennen. Meine Extrablätter können Belege dafür abgeben. Wenn hier unser armes schlicht erzogenes Landmädchen von Marienburg, das wol nur sein Gebetbuch und seinen Katechismus kannte und las, das einen Roman nie gesehen oder gelesen, das kein Theater gesehen, bevor es mit dem Gemahl nach Deutschland und Holland reiste, hier und zwar in seinem 13. Jahre die Rolle einer vollkommen ausgebildeten französischen Theatergrisette übernehmen und sentimental und declamatorisch durchführen muß, so ist das eine verschönernde Zugabe neuerer Zeit, wie schon die abweichende Schreibart zeigt. An der eleganten Eloquenz hat Villebois nicht schuld, und auch das Sentimentale ist nicht des vermeintlichen Villebois' Sache. Denn die angeblichen Selbstgeständnisse desselben, die man bisher als Argumente zur Sicherstellung seiner Wahrhaftigkeit auch in seinen andern Erzählungen benutzt

hat, die aber in den nun erschienenen Memoiren nur als Notizen aus dem Leben von Villebois und aus der Feder irgend eines ungenannten Vorredners auftreten, verrathen eine solche Roheit des Charakters, daß jede Sentimentalität ihm fremd sein mußte. Seine Trunkwuth, sein dreimal nacheinander darin verübter Menschenmord, was ihm nur Bagatelle, seinen Anhängern in Frankreich Beweis seiner Bravour, dem Zar ein Grund mehr ist, ihn zu lieben, zu entschuldigen, zu schützen, wol gar die Führung eines Schiffes in der Ostsee zu vertrauen — war es möglich, daß Villebois, dem angeblichen Liebling und Busenfreund, unbekannt war, wie der Zar, bei aller Schonung und Nachsicht, die er Ausländern angedeihen ließ, doch gegen solche Roheiten derselben mit Block und Galgen einschritt, weil er sich durch Nachsicht nicht zum Mitschuldigen derselben machen wollte? — Wie war es möglich, seinem Wohlthäter, dem Zar, eine solche Mitschuld aufzubürden? — Aber was konnte, fragen wir auch, dem des Mitmenschen Ehre gelten, dem das Leben desselben so wenig galt? Was könnte einem so praktischen Menschen, wie Villebois, die Wahrhaftigkeit anderes als eine Chimäre sein? — Wehe dem Unglücklichen, dessen Leben in die schmuzige Hand eines so ehrlosen Schwätzers fällt! Wehe aber auch dem Historiker, der, seines hohen Berufs vergessend, einen solchen Rinnstein als geschichtliche Quelle benutzen kann.

Doch weit besser als von der ernsten nehmen sich die Mittheilungen und Heldenthaten dieses Eisenfressers von der komischen Seite aus.

Daß mir zur Erweiterung, zu irgend einer Umänderung und etwaigen Berichtigung meiner Mittheilungen auch diese Memoiren nichts bieten und nichts bieten konnten, werden Sie mir einräumen, und ich muß auch jetzt noch bei meinen Nachrichten, als den einzigen sich bewährenden stehen bleiben, als bei dem reinen Metall, das die Schlacken verlassen haben. Und aus diesen von uns aufgefundenen so zusammenpassenden Bausteinen haben wir, nachdem Lug und Trug, Neid und Leichtfertigkeit selbst das Feld haben räumen müssen, zu unserer eigenen, aber freudigen Ueberraschung —

denn wer konnte einen solchen Gegensatz erwarten, wer ihn finden und ihn nicht mit Freude begrüßen! — ein Fundament gelegt, auf dem sich das ganze Leben der Kaiserin so schön und rein aufbaut, wenn es nicht unterlassen wird, nach der Tauglichkeit der Bausteine zu fragen, wie der Baumeister in ihrem Jugendleben gethan und in den vorgenannten Extrablättern auch für ihr späteres Leben vorgearbeitet hat. In ihr ganzes Leben tritt Einheit und ihres hohen Gemahls dauernde, ja wachsende Achtung und Zuneigung bis zu seinem Lebensende hört auf, ein unauflösbares Räthsel zu sein, wie es bisher war, und zwar von Rechtswegen, weil Wahrheit und Recht das Wort führen.

Ich weiß es nicht, ob Sie im Scherz oder Ernst in Ihrer Relation die warme Zuneigung des Zars eine glühende Liebe nennen. Wahrscheinlich hat nur meine mangelhafte Ausdrucksweise diesen Irrthum veranlaßt. Ein Mann seiner Verhältnisse, seiner bisher gemachten Lebenserfahrungen konnte nicht jugendlich auflodern. Der deutsche Charakter, die deutsche Bildung in dem deutschen Mädchen, die seiner eigenen Persönlichkeit verwandt waren, sprachen ihn wohlgefällig und wohlthuend an, besonders in einer Zeit, wo er sich mit dem Gedanken trug, seine zerstörte Häuslichkeit wieder aufzubauen. Glühende Liebe hat ihm niemand zugemuthet, auch der Verfasser jetzt nicht, wenn es ihn gleich erfreute, bei dem besonnen prüfenden Zar auch noch jugendlich sprühende Funken eines wärmern Gefühls in seinen Briefen wenigstens zu belauschen. Wie nüchtern er war, seinen Zeitgenossen erschien, sich selbst vielleicht ihnen gab, kann man daraus abnehmen, daß sie sagten, er habe sich Katharinen nicht eher kirchlich verbinden wollen, als bis er sich von ihrer Fruchtbarkeit überzeugt. Diese Aeußerung rührt vielleicht von dem geraden Manne selbst her, bei welchem Scherze wol die alten langbärtigen Bojaren, die ihren Bart bezahlt hatten, sich denselben streichelten und lächelten wie er selbst.

Mußte ich es bedauern, durch mangelhafte Ausdrucksweise einen solchen Irrthum über den Zar veranlaßt zu haben, so dürfte ich mich aus demselben Grunde vielleicht

nicht beklagen, wenn es mich fast empfindlich berührte, als ich in Ihrer Relation las, ich s c h e i n e von der Aussage der Barbara Berg überzeugt. Nein, ich bin es, und der vollen Zuversicht, daß die Zukunft nur bestätigen kann, was ich darüber beigebracht habe. Die Angabe der Barbara war mir nur das punctum saliens. Ich zweifelte an ihrer Wahrhaftigkeit nicht, aber sie konnte geirrt haben. Ich hielt es für Pflicht, zu zweifeln, ich prüfte und verglich allseitig, und siehe da! die Angabe ergibt sich mathematisch richtig. Denn nur das von Gordon angegebene Alter Katharinens kann den Gang ihres ganzen Lebens verständigen und erklären. Ob sie aus Eitelkeit sich jünger machte oder aus Schmeichelei jünger gemacht wurde, gilt uns gleich; wir konnten ihr auch in der That dabei nicht behilflich sein, sie zu verjüngen; wir mußten die Wahrheit sagen, wie wir sie fanden. Der Russe ist in seiner Naturwüchsigkeit kein sonderlicher Complimentenmacher und war es damals noch weniger, wo Frankreich seine sociale Erziehung noch nicht übernommen hatte; Deutsche und Franzosen haben diese Kaiserin, wie leicht zu erweisen, durch Artigkeiten wol nicht sehr verwöhnt, und der Kaiser, als er sich ihr vermählte, wußte wohl, daß sie 27, nicht mehr 17 Jahre alt war, und das war der bescheidenen Frau genug, die Uebrigen mochten zusetzen oder abnehmen, so viel sie wollten.

Ein zweites Bedenken erweckt Ihnen Katharinens Name. Den Namen Martha für sie fand ich zuerst bei M. Richer (Les grands événemens de petites causes), dann bei Lagerbring und den in ihren Nachrichten diesen folgenden Historikern. Katharina hat nie Martha geheißen. Die Namensvertauschung findet gewöhnlich bei Umtaufen statt, gemeinhin aber nur, wenn der vor der Umtaufe geführte Name in der russischen Sprache und Kirche nicht gebräuchlich ist. Der Name Katharina war und ist in Rußland der Name einer Heiligen und ganz gebräuchlich, blieb also bei der Umtaufe.

Ein drittes Bedenken finden Sie in den Familien Skawronsky und Jefimoffsky und in Büsching's Genealogien,

über die ich Ihnen leicht hinweggegangen zu sein scheine. Ich wiederhole, daß in dem Auszuge nur Resultate gegeben werden konnten. Die nöthige Abwägung und Vergleichung, die in extenso wiederzugeben der Auszug nicht gestattete, hat der Verfasser nicht unterlassen, da er zu seiner eigenen Befriedigung den Gegenstand allseitig geprüft hat. Büsching hat die Genealogien nicht gemacht. Er verdankt zwischen den Jahren 1760—1765, die er in Petersburg zubrachte, seine Nachrichten darüber, wie seine Genealogien einer alten redseligen Frau, wahrscheinlich der Gräfin Lestocq, die sich für eine ehemalige Bekannte und Vertraute der Kaiserin Katharina ausgibt, und dieser die leichtfertigsten Reden über ihren ersten Gemahl vor dem General Schlippenbach in den Mund legt, was Katharinens besonnenem und ernstem Charakter gegenüber die Dame um alle Glaubwürdigkeit bringt, um so mehr, da sie auch im übrigen nur Fabeln aus Katharinens Leben mittheilt, die, wenn sie, was nicht anzunehmen ist, von Katharinen herrührten, darthun würden, wie weit Katharinens Vertrauen zu ihr ging. Man ersieht aus Büsching's Genealogien nichts, als daß man damals auch in Rußland, wo Voltaire zu seiner Geschichte Peter des Großen Materialien suchte und sammelte, auch für die Kaiserin eine Abkunft wollte, und da man keine fand, einige machte, unter andern die Büsching'sche, eine wahre Pandorabüchse für die Historiker für alle Zeiten, wenn nicht Büsching und Bantisch-Kamensky den klugen Einfall gehabt hätten, die Familien, welche Büsching aufstellt, für erloschen zu erklären. Sie würden es daher mit der Ueberzeugung, die ich von der Wahrheit der Aussage der Barbara Berg gewonnen, nicht in Uebereinstimmung finden, wenn ich noch jetzt solche seit dem Jahre 1760 fabricirte Genealogien mit meinen Taufregistern, vom Jahre 1660 an, sollte vergleichen wollen, um zu suchen, was ich bereits gefunden.

Daß Katharina selbst ihren Familiennamen, daß Glück und dessen Frau, wie man behauptet, ihn nicht gewußt hätten, ist doch ganz unwahrscheinlich. Selbst der Zar wußte ihn gewiß, wenngleich seine Kenntniß der Familienverhält-

nisse derselben anfänglich nicht über Marienburg hinausging. Aber in dieser letztern Hinsicht mochte es Katharinen nicht viel besser gehen. Die Glieder einer armen verwaisten Familie, die überdem zerstreut wurden, mochten nicht viel Gelegenheit haben, sich wiederzusehen in einem Lande, wo damals noch ungebahnte, versandete Wege, wenige weit voneinander gelegene Städte, Mangel an allen bequemen Anhaltspunkten zur Erholung, wenige Meilen zu einer beschwerlichen Reise machten, besonders da Krieg und Pest zur Verwüstung und Unsicherheit beitrugen. Da überdem der Katharina für ihre Erziehung und Bildung, von allen Kindern der armen Familie, in Glück's Hause wol das vortheilhafteste Loos zutheil geworden, konnte auch durch schriftlichen Verkehr unter diesen Geschwistern die Verbindung wenig fortgesetzt und cultivirt werden, in einem Lande, das damals nur selten Mittel und Gelegenheit zu einer bessern Bildung bot. Was konnte Katharina nach einer vielleicht mehr als zwanzigjährigen Trennung von ihren Geschwistern bei den Verwüstungen und Verwilderungen der Zeit erwarten? Erinnerte sie sich später, als sie den Bruder Hermann wiedergefunden, auch der ältesten Schwester Anna, deren Bild am frühesten und daher am sichersten sich bei ihr fixirt haben mochte, so konnte sie doch der jüngsten Schwester, der Barbara, sich wol kaum mehr erinnern, die auch für Hermann, da er bis zum 40. Jahre, also auch die Jahre des Kriegs und der Pest hindurch aus Riga entfernt war, verschollen sein mußte. Schwerer fast als Katharinens Nichtwissen um ihre Geschwister, erklärt sich der Barbara, die vier Jahre jünger war als Katharina, Erkennen der Schwester, da es, wie wir angenommen, wahrscheinlich ist, daß die Geschwister getrennt blieben und keine Nachricht vorliegt, daß sie sich nach der frühen Trennung wiedergesehen. Daß sie dieselbe erkannt hat, haben wir bewiesen. Barbara kann sie an der Aehnlichkeit mit sich selbst oder an der der übrigen Geschwister, die sie gekannt hatte, erkannt haben, wobei das Gerücht, die Kaiserin sei aus Marienburg, wo sie die Schwester wußte, in diese neuen Lebensverhältnisse gekommen, vor- oder nacharbeitete.

Bei aller Entfremdung unter den Geschwistern mußte Katharina wenigstens ihren Familiennamen wissen, sonst hätte sie Hermann nicht als ihren Bruder anerkannt. Wenn es wahr ist, daß sie noch im Jahre 1725 ihre Schwester Anna suchen ließ, was also geschehen sein muß, als ihr Bruder (um 1720) mit seiner Familie schon in Petersburg eingetroffen war, so müssen wir annehmen, daß Katharina und Hermann ihrer ältesten Schwester zwar gedachten, aber um ihr Schicksal nicht wußten, das wir durch Barbara kennen. Aber wie konnte der Offizier eine Anna aufsuchen, ohne auch den Familiennamen zu kennen? Wie konnte er ohne einen solchen durch Repnin's Hülfe des Mannes Namen (Jefimoffsky) ermitteln? Welche lächerliche innere Widersprüche in diesen Erzählungen!

Dürfen wir von vornherein nicht daran zweifeln, daß auch der Zar um Katharinens Familiennamen wußte, so ergibt ein gleichfalls entstelltes Factum, wenn wir dasselbe seiner Verhüllung entkleiden, die Gewißheit dafür. Man erzählt, und zwar fand ich diese Erzählung zuerst im Munde böswilliger, Katharinen solcher Anmaßung wegen tadelnder Berichterstatter wie Rabutin, es habe Katharina in ihrem spätern Leben dem Zar ein altes vergilbtes Pergament producirt, das sie sich von dem Superintendenten Brüningk in Riga habe ausstellen lassen, in welchem die Prophezeiung ausgesprochen worden, der Zar werde nicht eher ruhig und glücklich im Besitze seiner neueroberten Ostseeländer sein, als bis er sich einer Livländerin vermählt hätte. Dieses Hysteronproteron entsprang aus der vom Zar oft wiederholten Aeußerung, daß mit Katharina das Glück in sein Haus gekommen, und wahrscheinlich aus einem Taufschein, den der Zar selbst oder Katharina sich von dem Superintendenten in Riga hatte ausstellen lassen, der ihre eheliche Abkunft von deutschen Aeltern, ihren Protestantismus und ihre Taufe beurkundete, bei welcher Gelegenheit sie auch wol erfuhr, daß ihre Familie wenigstens aus Riga verschwunden war. Aber wie konnte der Superintendent einen Taufschein ausstellen, ohne daß ihm der Familienname angegeben wurde? Wie konnte der Taufschein in Riga nachgesucht werden, wenn

sich der Suchende nicht zu der rigaischen Kirchengemeinde zählte? Wie konnte man für eine lithauische Bauernfamilie (Skawronsky) den Taufschein bei der deutschen protestantischen Gemeinde in Riga nachsuchen?

Die abenteuerliche Erzählung von Skawronsky, die von Villebois ausgeht, fällt bei unserer Annahme, daß der Zar um Katharinens Familiennamen wußte, als blose Erdichtung oder doch als Misverstand. Voltaire führt dieselbe zuerst in die Welt ein (um 1760), doch unterläßt er, uns die Zeit anzugeben, in welcher sich das Factum ereignete. Diese vermißte Zeitangabe finde ich nun, ob sie ursprünglich darin gewesen oder nachträglich hineingekommen, ist nicht zu ersehen, in den vermeintlichen Villebois'schen Memoiren: nach der Krönung der Kaiserin; also in der letzten Hälfte des Jahres 1724. Damals müßte denn der Kaiser Katharinens Familiennamen vergessen haben, weil er Skawronsky für deren Bruder hielt. Man hat aber unbemerkt gelassen, daß Skawronsky zwar aussagt, seine Schwester sei in Gnaden bei Menczikoff, wie Voltaire (1760) in den Villebois'schen Memoiren findet, damit aber nicht, daß Katharina seine Schwester war, da noch viele andere junge Mädchen von der Fürstin aufgenommen waren, aber doch nur bis zum Jahre 1704, wo sie dem Gemahl folgte und von da an viele Jahre mit ihm ein unstetes Wanderleben führte. Die bekannte Thatsache, daß auch Katharina, deren Familie man nicht wußte, in diesem Hause gewesen, verband sich so leicht mit Skawronsky's geheimnißvoller Aussage: die Sache war möglich, wurde bald wahrscheinlich und im Munde des Volks wahr. Skawronsky mochte es nun selbst glauben. Man benachrichtigte den Zar von der Curiosität. Mag nun auch der Zar das Curiosum vor sich haben kommen lassen, mag er nach der guten Mahlzeit bei Schepeloff dasselbe Katharinen als den Bruder vorgestellt und versprochen haben, etwas Tüchtiges aus ihm zu machen, wenn er sich dazu anließe. Cathérine tomba en convulsion (nach Voltaire), en défaillance (nach Villebois) über dieses in irgend einer französischen Garküche zugerichtete Ragout, was ich beides in Abrede stelle, da Katharina zu solchen fran-

zösischen convulsions von zu gesunder Constitution war. Und der Zar, so setzt sich eine Nachricht fort, fand bald, daß aus dem Burschen nichts zu machen war.

Wir machen uns keines Gewaltstreichs schuldig, wenn wir auch diese Nachricht, wie alle damals über Katharina ausgegangenen Nachrichten, der dunkeln verworrenen Zeit zuschreiben, in welcher das Land, aus welchem Katharina stammte, durch Krieg und Fortführung seiner Bewohner in die Gefangenschaft, wo die meisten verstarben, durch Pest und Hunger entvölkert und verwildert, sich selbst entfremdet war, und wo gegenseitig in St. Petersburg aus den fremdesten, ungleichartigsten Elementen, aus Abenteurern aller Länder von Europa eine Gesellschaft sich zu bilden anfing, die, um die Vergangenheit unbekümmert, nur der materiellsten Gegenwart und Zukunft ihre Interessen zuwendete, und wo, als Petersburg die Residenz des großen Zars zu werden anfing, auch wol gebildetere Staatsmänner ihren Wirkungskreis fanden, aber, der fremden Sprache, Sitten, Gebräuche, aller Personalverhältnisse unkundig, zufälliges Gerede aus dem Munde des ungebildeten Volks, wohin auch der Urheber der Villebois'schen Memoiren mit Recht zu zählen ist, aufnahmen, demselben durch ihre Autorität bei ihren Zeitgenossen und Nachkommen den Stempel geschichtlich begründeter Zeugnisse und Thatsachen aufdrückten und es selbst wieder bei den Russen begründeten, als sich im Laufe des vorigen Jahrhunderts auch bei diesen ein literarischer Verkehr zu bilden anfing.

Ich glaube übrigens in der folgenden Ansicht, die sich mir im Gange der Untersuchung herausgestellt, den Knoten aller dieser Familien- und Namenwirren gelöst zu haben. Katharina konnte ihres eigenen Familiennamens nicht unkundig sein, da sie weder das Schicksal der eisernen Larve, noch das des Kaspar Hauser gehabt hatte, der doch seinen Namen wußte, und da sie die Pflegemutter bis zum Jahre 1720 in der Nähe hatte. Daß sie denselben ihrem Gemahl, der sie als Deutsche und Protestantin kannte und deshalb die Umtaufe nöthig fand, verheimlicht oder verfälscht hätte, können wir nicht annehmen, da bei seiner freien Wahl bei ihr

dazu gar keine Gründe vorlagen. Der Zar fand es indeß der Zeit und den Umständen angemessen, den Familiennamen und die früheren Lebensverhältnisse Katharinens zu verschweigen, in welches Interesse Personen, die ebenfalls darum wußten, wie die Glieder des Glück'schen Hauses, natürlich eingingen. Wir sahen die Vorsicht, mit welcher er über Katharinen an die Menczikoff'sche Familie schreibt. Die Gossudarina Katharina wurde in Rußland unter dem Namen Katharina Alexiewna getauft, unter diesem Namen, da in Rußland Proclamationen vor der Verheirathung nicht stattfanden, auch getraut, bei diesem, wie es im gesellschaftlichen Leben in Rußland durchgängig Nationalgebrauch ist, angeredet, unter diesem für die Gemahlin des Zars öffentlich erklärt, unter diesem endlich gekrönt: es bedurfte zu alledem weiter keines Familiennamens. Forensische Verhandlungen in ihren Angelegenheiten und Interessen hatten nicht stattgefunden, wo die Aufstellung der Abkunft und eines Familiennamens erforderlich gewesen wäre. So wußten mit dem Tode der Witwe Glück in Rußland und in ganz Europa außer Barbara nur Peter und Katharina um den bisher unterschlagenen Familiennamen. Da erscheint ein Karl Skawronsky, den das Gerücht für Katharinens Bruder hält, den aber Katharina nicht als solchen anerkennt, ihm auch nie einen Beweis schwesterlicher Liebe gibt. Da aber der wahre Name Katharinens verschwiegen blieb, wie bisher, so wurde im Munde des Volks für sie der Name Skawronsky herrschend, was man vielleicht geschehen ließ, da nun die Neugierde befriedigt war und dadurch des Spürens nach dem wahren Namen um so weniger wurde. Doch bewog die Wirrung, vielleicht auch der Wunsch des Kaisers selbst, Katharinen, ihr Geheimniß dem Superintendenten Brüningk zu entdecken und sich von ihm in Riga den Taufschein ausstellen zu lassen, dessen wir oben gedacht haben, was wieder sub sigillo bewerkstelligt wurde. Der Superintendent fand aus persönlichen und nun auch officiellen Gründen nöthig, in das Schweigen einzugehn: er hatte es mit einem Herrn zu thun, der zuweilen brevi manu zu verfahren pflegte und der überdem von jetzt an ein besonderes Interesse für

ihn zeigte, was man freilich einer andern Sache, in der er sich dem Zar empfahl, zuzuschreiben Gelegenheit fand. Zufolge jenes ausgestellten Taufscheins erkannte Brüningk den in Riga wieder eingetroffenen Hermann für der Kaiserin Bruder an und vermittelte die Anerkennung unter den Geschwistern, worauf sich Hermann nach St. Petersburg begab und unter dem Namen dort auftrat, den Sie richtig vermuthen, ich aus speciellen Gründen anzugeben unterlassen habe. Weber, der damals in Petersburg ist und die Eingetroffenen Verwandte der Kaiserin nennt, Bassewitz, der ebenfalls da ist und die einzelnen Glieder der eingetroffenen Familie genau aufzählt, wie wir dieselben jetzt in den Kirchenbüchern gefunden und im Auszuge angegeben, beide wissen nicht anzugeben, woher sie gekommen, beide wissen keinen Familiennamen für sie. Damit wäre nun die Sache wieder beim Alten geblieben, wenn nicht Katharina, nachdem sie einen Bruder wiedergefunden, auch gehofft hätte, die älteste Schwester Anna, wahrscheinlich vermählte Jefimoffsky, deren längst erfolgten Tod in der Pest die Geschwister nicht wußten, wiederzufinden, und dadurch Wirren veranlaßt hätte, die noch fortdauern. Anna sollte erfragt, aber der Name der Familie geheim gehalten werden. Der Mannesname konnte helfen, also Anna Jefimoffsky. Fand Brüningk auch die Schwester Anna im protestantischen Taufbuche, so konnte er doch über Trauung und Tod derselben nichts finden, da Jefimoffsky der griechischen Kirche angehörte, die damals keine Kirchenbücher führte, und da in den Pestjahren, wo man die Menge der Todten in den Gräbern nicht mehr bergen konnte und die meisten Prediger im Lande selbst der Pest anheimfielen, auch bei den protestantischen Kirchen die Kirchenbücher nicht geführt wurden. Aber man scharrte doch, wie die Sage geht, mit des Generalgouverneurs Repnin Hilfe in einem lithauischen Dorfe eine Bäuerin Anna Jefimoffsky aus, die dem ungeschickten Offizier die Schwester der Kaiserin sein mußte, bei dem Volke nun Anna Skawronsky war und nach Petersburg gefördert sein soll. Damit hören aber auch alle Nachrichten von ihr auf. Aber glücklicher war man mit dem andern

Namen. Jeder, dessen Name mit einem Sk anfing und mit einem ky oder einem sky endete, trat als Verwandter der Kaiserin auf. Zwar erschien kein echter Skawronsky mehr, aber dafür meldeten sich ein Skawaronsky, ein Skoworotzky, ein Michael Jakimowitsch, welcher der Mann einer Anna, der Schwester einer Christina Skoworatschanka ist, ein Carolus Samuilow, Sohn des Skoworonisky, dessen Bruder Dirick Samuilow unglücklicherweise schon gestorben ist, sodaß er sich nun nicht mehr melden kann (man denke an Karl und Samuel in den deutschen und französischen Berichten), mehrere mit Familien, aus den niedrigsten Ständen des Volks, angeblich aus Livland und Lithauen, und bestürmten den Generalgouverneur von Riga, sie als Verwandte der Kaiserin anzuerkennen, sodaß er Mühe hatte, sie abzuwehren und ihren Bedürfnissen zu genügen. Die an Geschwistern und Verwandten plötzlich und unerwartet so reich gewordene und von solchem Glück benachrichtigte Kaiserin weiß sich, nachdem sie den Irregeleiteten durch Repnin hat Unterstützung geben lassen, nicht anders zu helfen, als daß sie den Befehl ergehen läßt, man solle sich nicht unanständige Reden über sie und ihre Familie zu Schulden kommen lassen. Es war hohe Zeit dazu: es wäre sonst eine neue Völkerwanderung in Rußland geworden und man hätte der Kaiserin Abkunft bis zu den Stammältern des Menschengeschlechts, diesen Sündenböcken aller Hab- und Ehrsucht, fortgeführt. So schloß sich denn damals in Rußland ihre Ahnenreihe, in der ich allein Raab vermisse, den Namen des in Schweden fabricirten Vaters von Katharinen. Weil man aber in Rußland doch nicht wußte und es auch nicht herausbringen konnte, für welchen Namen man sich vorzugsweise zu entscheiden hätte, so nahm man sie angeblich alle ad acta, mit angeblichen Correspondenzen der Generalgouverneure Repnin in Riga und Makaroff in Moskau über alle diese Nachsuchungen und Funde, hat angeblich eine Anzahl dieser Leute, um der Kaiserin vielleicht zu schmeicheln, nachträglich geadelt und gegraft und sie zu hohen Staatsämtern erhoben, während wir die Kaiserin nur Hermann und seine Familie als Anverwandte, und auch der Kaiserin

Nachkommen nur diese als mütterliche Verwandte anerkennen und mit rühmlicher Treue befördern sehen. Der wahre Familienname blieb Geheimniß bis auf unsere Tage. Aber die vorgenannten russischen Urkunden wurden, auf Voltaire's Veranlassung und in Ermangelung von etwas Zuverlässigerm, nothdürftig und zwangvoll zu den Genealogien ausgebeutet und ausgeschmückt, durch deren Mittheilung Büsching die in ihnen enthaltenen Irrthümer über Europa verbreitet hat. — Ihr letztes Bedenken wegen der Barbara und ihrer Nachkommen Anspruchlosigkeit an die Vortheile, die ihnen hätten erwachsen können, ist mir keins gewesen und hat mir keins sein können bei meiner Bekanntschaft mit denselben. Diese arme Familie, deren Wahlspruch: bete und arbeite! war, nährte habsüchtige und ehrgeizige Absichten nicht, und Barbara konnte auch durch Hermann's Vorgang zu keinem andern Benehmen geführt werden, da sie bis zu ihrem Tode von seinem Schicksal ebenso wenig wußte, als er und Katharina von dem ihrigen, was sich in einem Lande leicht erklärt, wo es damals keine Posten, keine Zeitungen, keine Wochen- und Tagesblätter gab, wo Bureau- und Polizei- und Paßwesen nicht die von heute waren. Um die Thronbesteigung der Schwester mußte Barbara wol wissen, da man auch in Dorpat zu huldigen hatte; aber hatte die brave Hausmutter nicht damals genug zu thun mit dem neugebornen Sohn und Stammhalter ihres eigenen Hauses? Auch der Tod der Kaiserin wurde allgemein notificirt; damit aber war ihr nur die Schwester gestorben, wie die übrigen Geschwister, ihrer Meinung nach, alle vor ihr gestorben sind: ihre schriftlichen Nachrichten erwähnen keiner noch lebenden Geschwister. Nachdem sie noch den Tod des Mannes überlebt, den Sohn zu ihrem Glauben und zu ihren Grundsätzen erzogen, scheidet sie auch von diesem und ihrer kleinen Habe, die sie ihm überläßt, um ihr höchstes und einziges Begehren da zu befriedigen, wo es ihr am besten zu erreichen schien. Und so lebten und dachten auch die Familien ihres Sohnes und ihrer Enkelin, die um die Controversen, die das Factum veranlaßt hat, vielleicht gar nicht wußten, wenigstens nie darüber sprachen, und ihre Sage wäre wahr-

scheinlich im Munde der Enkelin erloschen, wenn nicht die edeln Nachkommen Katharinens für Landesschulen gesorgt hätten, für eine deutsche Landesuniversität in Dorpat, wo auch arme Landeskinder und somit auch der Barbara Urenkel Geschichte lernen und einer derselben veranlaßt werden konnte, dieses Scherflein zur Berichtigung derselben beizutragen.

Endlich hat diese neueste Entdeckung, wie Sie selbst dieselbe zu nennen belieben, nicht nur manches — entschuldigen Sie, wenn meine Freimüthigkeit, von dem Gegenstande durchdrungen, Ihnen gegenüber den Charakter der Anmaßung anzunehmen scheinen sollte —, sondern alles für sich, da sie die Macht der Wahrheit für sich hat, wie jeder zugestehen wird, der nicht, in vorgefaßter Autoritätsmeinung befangen, sich der Freiheit seines eigenen Urtheils begeben und nicht sprungweise, sondern im Zusammenhange dem ganzen Faden der Mittheilung in dem Auszuge gefolgt ist. Ich habe den ersten Beweis für die Sache gegeben und den einzigen, der gegeben werden wird. Als eine blose Meinung würde ich die Sage nicht veröffentlicht haben, da ich es für thöricht gehalten hätte, die Menge unbegründeter Meinungen, die bisher bestanden, um eine neue zu vermehren. Es galt ein Höheres, als die Bereicherung der Geschichte um einen blos unbekannten lang gesuchten Familiennamen. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich den Vorsatz, den mir bekannt gewordenen Familiennamen, wenn ich die Sage, die ich überkommen, begründet fände, zu verschweigen, erst aufgab, als ich die nicht zu bestreitenden Thatsachen aus dem Leben des Kindes und der Jungfrau gefunden, die ich aufgestellt, die ihr das Recht wiedergeben zur Appellation an das Urtheil der Welt, und da dem zufolge die Reformation ihrer ganzen Lebensgeschichte nicht mehr bedingt, sondern, wenn auch nicht durch mich, durch eine tüchtigere Begabung gewiß war. Sie wird nicht mehr von den magern Brosamen einer blosen fürstlichen Reihenfolge, nicht mehr ein bloser Gegenstand unverdienter Großmuth und Nachsicht in den Annalen der Geschichte leben. Des seltenen, vielleicht mehr scheinbaren als wahren Glücks, das

ihr zutheil geworden, als Kind und Jungfrau, als Gattin und Mutter nicht unwürdig, war sie auch des Thrones, den die Bescheidene nur zufolge von außen nöthigender Umstände betrat, würdig wie alle Frauen, die, wie sie, auf dem schlüpfrigen Boden desselben die Tugend, also auch Mäßigung und Bescheidenheit bewahrten. Wer erwägt, aus welcher Hand das Scepter in die ihrige überging, wird es nicht tadeln, wenn sie sich darauf beschränkte, in der Bahn zu bleiben, in die ihr hoher Gemahl und Vorgänger eingelenkt, und bedauern, daß ihr gleichgesinnte Stützen fehlten, wie sie wol andern Frauen auf Thronen wurden und sie in einem längeren Leben groß machten. Wie sonst die Mutter ihres Hauses, blieb sie auch hier die Mutter ihres Volkes, ward als eine solche von demselben anerkannt und genannt: ultra posse . . . ." G. A. J.

---

2. Noch etwas über Johann v. Werth.

Ueber einen der bedeutenderen Feldherren des Dreißigjährigen Krieges, den tapfern Johann v. Werth, ist vor kurzem in den Spalten der Kölnischen Zeitung ein curioser Streit geführt worden, der sich auf seine Abkunft und seine Frauen bezog, und denn doch einige Einzelheiten zu Tage gefördert hat, die wir zu unserer Schilderung jenes Helden (Bd. V, S. 203 ff.) nachtragen wollen. Es hatte nämlich Dr. W. Müller in Nr. 116 und 117 der genannten Zeitung ein auf Johann v. Werth bezügliches Lied abdrucken lassen, worin von demselben u. a. gesagt wurde:

„Glaubt nicht, was vornehm Volk hochnäsig spricht:
Der Oberst sei von altem Adel;
Er war ein Bauer ohne Tadel,
Sein Vater, der aus Friesland kam
Und seinen Sitz am Rheine nahm."

An dieser Stelle des Liedes, das übrigens nur ein Bruchstück aus einer größeren Dichtung war, welche seitdem

unter dem Titel: „Johann v. Werth, eine deutsche Reitergeschichte,“ Cöln 1858, im Drucke erschienen ist; und an den dazu gegebenen historischen Noten hatte ein Nachkomme Werth's von Mutterseite, der Freiherr Ferdinand Raitz v. Frentz auf Schlenderhan, solchen Anstoß genommen, daß er darüber die Freude über die dichterische Erhebung seines Vorfahren ganz vergaß und gegen den Dichter mit einer Beweisführung zu Gunsten der adeligen Abkunft Johann's v. Werth zu Felde zog, worauf denn Dr. Müller wieder mit kritischen Bemerkungen antwortete, woraus Repliken und Dupliken erwuchsen. Der Freiherr macht namentlich Folgendes geltend. Die gleichzeitigen Kriegszeitungen nannten den Krieger, über den der Streit entbrannt ist, schon bevor er zu so hohem Range, wie er erreicht hat, erhoben worden, gemeiniglich Jean oder Jan de Werth, auch von Werth, nie aber van Werth. Schon der deutsche Florus spricht 1632 von dem Rittmeister Johann v. Werth. Mit 1635 wird gewöhnlich der Freiherrntitel hinzugesetzt. In dem kaiserlichen Diplom vom 4. April 1635, wodurch er in den Freiherrnstand erhoben wurde, heißt es gleich im Eingang, der Kaiser finde sich bewogen, „deren Nahmen, Stammen und Geschlecht in höhere Ehr und Würden zu erheben und zu setzen, deren Vor-Eltern und Sie selbst von Uralt adelich Rittermäßigen Standt geboren und Herkommen seien.“ Es wird weiter in jenem Diplom erzählt, daß das Stammhaus der Werth von den Staaten in Holland eingenommen worden sei, daß seine Vorfahren wegen ihrer Anhänglichkeit an den katholischen Glauben von ihren in Friesland gelegenen Besitzungen gewaltsam vertrieben worden seien, sowie daß sein Vetter Johann de Werth in der Schlacht am weißen Berge bei Prag gefallen sei. Es werde ihm, heißt es noch, sein „zuvor Uhralt Angererbtes adeliches Rittermäßiges Wappen nit allein gnediglich bestettigt und confirmirt, sondern gemehrt, geziert und gepessert.“ In Sporck's Adelsdiplom heiße es dagegen: er sei „von vornehmen Ehrbaren redlichen Standt gewesen“ und werde nunmehr „zu dem alten Herren- und Ritterstandt erhoben“ und ihm ein „absonderliches umb unß wohl-

verdienteß adelich, Ritter= und herrenmäßiges Wappen und Clainoth" zu führen verstattet. Nach einer Urkunde vom 23. Februar 1580 gehörte die Hälfte des Gutes Huppelrath im Kreise Grevenbroich einem Albert v. Weirdt. 1618 gehörte der Reuschenberger Hof bei Huppelrath einem Johann von Wirth, und 1632 fanden sich in einem Rentenverzeichnisse der Kirche zu Mundt, wohin die huppelrather Höfe stets gehört haben, Jakob und Thomas v. Wirth. In der Kirche zu Büttgen bei Neuße werden noch heute für die Herren Stephan, Heinrich und Jakob v. Werth Jahresgedächtnisse gelesen. Gerade in Büttgen war der General, wenn nicht geboren, doch, nach seiner eigenen Erklärung in seinem Testamente, erzogen und hatte den größten Theil seiner Jugend daselbst verbracht. In demselben Testamente vermacht er seinem Bruder Gerhard v. Werth sein Haus in Cöln, wogegen dieser jeder seiner beiden Schwestern 1000 fl. zahlen soll. In einem Pachtcontract vom 11. Jan. 1635 findet sich ein Severin v. Wirdt, und 1637 war Rüttger v. Wirdt Rathsverwandter und Hauptmann zu Cöln. In einer Urkunde vom 4. Febr. 1647, welche die Verpachtung eben jenes Huppelrath betrifft, wird die Mutter des Generals im Eingange die Wittib v. Wierth, in der Unterschrift dagegen v. Wörth genannt. Dieselbe Urkunde ist von jenem Rüttger v. Wirth mit demselben Wappen untersiegelt, welches der General vor seiner Erhebung in den Freiherrnstand führte. Aus derselben Urkunde ist weiter zu entnehmen, daß die Mutter des Generals Eine v. Streithagen, aus einem alten rheinischen Adelsgeschlechte, gewesen ist, und es ist anderweit bekannt, daß eine Elisabeth v. Streithagen mit einem Johann v. Werth verehelicht war. Ferner wird aus jener Urkunde ersichtlich, daß die Mutter des Generals in Cöln gestorben ist, und zwar muß dies zwischen den Jahren 1647—1652 geschehen sein. Unter der Urkunde steht: „Im Nahmen Ihre Excell. frav mutter Elisabeth von Streithagen, Wittib von Wirth, weilen schreibens unerfahren, ich Underschrieben. Wilhelmus Esch." (Bei dieser Gelegenheit wird auch der Anekdote gedacht, wonach die Mutter unsers Generals, als sie nach

Sr. Excellenz gefragt worden, geantwortet haben soll: „Mein Sohn heißt nicht Lenz, sondern Jan.") Endlich kommt in einem von der Ritterschaft in Geldern attestirten Stammbaum eine Sibylle de Werth vor, deren Wappen genau mit dem der rheinischen Familie de Werth übereinstimmt. Johann v. Werth begann sein Testament mit den Worten: „Ich, Johann v. Werth, Freiherr," und sein eisernes Petschaft zeigte das freiherrliche Wappen mit der Umschrift: Johan von Wierdt, Freiherr, Feldtmarschalk-Leuten. und Obrist uber drei Regimenter."

Herr Dr. Müller hätte sich eigentlich begnügen können, wie er im Eingang seiner Replik thut, darauf hinzuweisen, daß es in seinem Dichterinteresse gelegen, den Helden darzustellen, wie ihn die Volkssage darstellt, als einen Mann, der sich aus dunkeln Verhältnissen durch seine Thatkraft zu Glanz und Ruhm erhoben, sich vom Knecht zum Freiherrn und Kriegsobersten aufgeschwungen. Denn sonst will seine Replik nicht viel sagen. Er umgeht die wichtigsten, die urkundlichen Gründe seines Gegners, umgeht namentlich die Constatirung der adeligen Abkunft der Mutter des Generals gänzlich, und behauptet, der Gegner stütze sich hauptsächlich auf das Adelsdiplom, wobei es denn ganz richtig ist, daß den Anführungen in diesen Adelsdiplomen kein allzu hoher Werth beizulegen, da sie sich in der Regel nur auf die ungeprüften Angaben der den Adel Suchenden gründeten, wo nicht rein erfunden waren, und es jedenfalls dabei nicht sehr genau genommen ward. In dem vorliegenden Falle wird aber allerdings der Inhalt des Diploms auch durch die anderweit bekannten Momente bestätigt, und der Unterschied des Werth'schen und des Sporck'schen Diploms ist doch wol charakteristischer, als Herr Dr. Müller einsehen will. Hätte man Werth das Prädicat: „adelig und rittermäßig" blos als „Compliment" beigelegt, wie Herrn Dr. Müller wenigstens möglich scheint, so ist kein Grund, warum man es nicht auch bei Sporck hätte thun sollen, und sich hier mit dem „vornehmen[1]), ehrbaren, redlichen Stande" be-

1) Das „vornehm" bezeichnete in der Ceremonielsprache jener

gnügt hätte. Man machte aber den Unterschied, weil man von Sporck wußte, daß seine Aeltern schlichte westfälische Bauersleute gewesen, während die des Werth Titel und Wappen des Adels führten und seine Geschlechtsverwandten auf adeligen Höfen saßen. Außerdem beruft sich Dr. Müller auf die Monumenta Paderbornensia, worin Werth und Sporck Soldaten genannt werden, die vom Acker in den Krieg gegangen, was denn freilich gegen den Adel Werth's eigentlich gar nichts beweist. Ferner auf den Jesuiten Türk, der in seinen Annalen das Geburtshaus des Helden, das er selbst in Büttgen gesehen haben will, eine casam rusticanam nennt, und weiter erzählt, daß Werth erst bei dem Ortspfarrer gedient und diesem die Pferde versorgt habe, dann als Knecht zu dem Edelherrn v. Frentz in Schlenderhan [1]) gekommen sei. Für diesen sei er einst nach Cöln gegangen, Einkäufe zu machen, unterwegs drei belgischen Soldaten begegnet, mit diesen, die ihn neckten, in Streit gerathen, habe sie, trotz ihrer Ueberzahl und ihrer Waffen, überwältigt und sei dann von ihnen beredet worden, sich anwerben zu lassen, was er mit Zustimmung seines Herrn gethan habe. Nun abgesehen davon, daß dergleichen Anekdoten eines Memoirenschreibers denn doch nicht gegen urkundliche Zeugnisse aufkommen, machen wir zuvörderst darauf aufmerksam, daß Heinrich Türk erst 1607 geboren, folglich erst 11 Jahre alt war, als Johann v. Werth sich bei Prag tapfer und männlich bezeigte, jünger noch, wie jener Vorgang mit den belgischen Soldaten, falls derselbe sich begründet, stattgefunden hat. Er kann also von dem Dienste bei dem Pfarrer, von dem Verhältniß Werth's zu dem Herrn v. Frentz, von dem Eintritt desselben in den Kriegsdienst erst lange nachher etwas erfahren haben, da er sich

---

Zeit nichts absonderlich Vornehmes. „Vornehme des Raths" kommen auch in kleinen Landstädtchen vor, und ein wohlhabender Bürger und Handwerker ist gar oft von den Kanzeln als der „fürnehme und ehrbare Bürger und Meister" bezeichnet worden.

1) Also zu einem Vorfahren, vielleicht zu dem Vater desselben Herrn v. Frentz, der später seine Tochter heirathete.

natürlich um diese Dinge nicht gekümmert haben wird, solange Werth ein unbekannter Mann war. Erst als er zu steigen und von sich reden zu machen anfing, was doch nicht wohl vor dem Jahre 1632 angenommen werden kann, wird es glaublich, daß jener Jesuit sich nach den früheren Schicksalen des Mannes umthat, und sich das Haus in Büttgen besah, das er für dessen Geburtshaus hielt, weil es von seinen Aeltern bewohnt worden. (Daß es wirklich sein Geburtshaus gewesen, ist uns unwahrscheinlich, da der General selbst in seinem Testamente nur sagt, er sei in Büttgen erzogen worden und habe den meisten Theil seiner Jugend daselbst verlebt.) Man sieht also, auf die Erzählungen Türk's, der nur Nachrichten auffammelte, die in der Gegend von Dingen umherliefen, die sich vor ein zwanzig und mehr Jahren zugetragen, ist nicht zuviel zu geben. Aber auch wenn sie wahr wären, würden sie nicht gegen den Adel Werth's zeugen, sondern nur dafür sprechen, daß die Aeltern desselben heruntergekommen waren, und daß er selbst, der noch mehr Geschwister hatte, in seiner Jugend in Dienste gegangen war, wie das gar viele junge Edelleute in jener Zeit thaten. Er konnte recht wohl von Adel sein und brauchte deshalb nicht, wie Dr. Müller annimmt, „ein glattes Junkerlein" zu sein. Doch auch Dr. Müller begnügt sich zuletzt, den Adel Werth's für zweifelhaft zu erklären, was er nun freilich für uns nicht ist.

Mit größerer Sicherheit bewegt er sich bei dem Punkte der Frauen des Generals; denn hier kann er selbst auf eine Urkunde[1]) fußen, in welcher die Tochter Werth's, dieselbe Lambertine, die mit dem Freiherrn v. Frentz vermählt worden, ihre Mutter Christine Beuth nennt; danach würde Werth vier Frauen gehabt haben, während man zeither nur drei kannte. Er bestreitet aber auch den adeligen Stand der zweiten Frau des Generals, die zeither als die erste galt. Denn während dieselbe in dem Heirathsvertrage

1) Sie steht in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, II. Jahrg., Heft 2, S. 279 ff.

des Freiherrn v. Frentz Gertrud v. Genth zu Coenen genannt wird, heißt sie in andern Urkunden und in den cölner Schreinsbüchern: Gertrud Jentten. (Diesen Punkt möchten wir deshalb noch nicht für entschieden halten, da der Name offenbar derselbe, nur anders geschrieben und, wie bei Frauenzimmern tausendfach vorkommt, mit der Endsylbe en vermehrt worden ist — Gertrud Genthin oder Jenthin —, das „von" aber in jener Zeit sehr häufig auch bei Adeligen beliebig weggelassen wurde.) Daß übrigens, wie Herr Müller anzudeuten scheint, die Mutter der Freifrau v. Frentz nachträglich aus Galanterie der Juristen geadelt worden, d. h. für eine Adelige ausgegeben worden, wird durch dieselbe Urkunde, auf die er sich beruft, und worin die Freifrau ihre Mutter Christine Beuth nennt, unwahrscheinlich. Der Widerspruch dieser Urkunden mit einer andern, auf die sich der Freiherr bezieht, und worin die Gertrud v. Genth als die Mutter der Freifrau bezeichnet wird, bleibt freilich unerklärt, und der Freiherr v. Frentz wird sich über das Unglück, eine nichtadelige Ahnin in seinem Stammbaum entdecken zu müssen, mit der kaum mehr bestreitbaren Thatsache trösten müssen, daß er wenigstens noch ferner an den Geburtsadel seines berühmten Ahnherrn glauben darf. Auch in der ersteren Beziehung urtheilen wir nur in der Voraussetzung, daß es mit jener Urkunde und der Christine Beuth seine Richtigkeit hat. — Uebrigens haben wol beide Theile nicht berücksichtigt, daß in jener Zeit der Adel überhaupt noch keineswegs so abgeschlossen dastand, wie er nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde, und ein vielfaches Hin- und Herwogen von einem Stande zum andern stattfand, wie es durch die wechselnden Verhältnisse des Lebens herbeigeführt ward.

---

3. General Taupadel.

Unter den Befehlshabern zweiten Ranges im Dreißigjährigen Kriege nimmt der kühne Reiterführer Georg Christoph

v. Taupadel keine unerhebliche Stelle ein. Derselbe stammte aus einer bald nach ihm wenigstens in Sachsen [1]) erloschenen sächsischen Adelsfamilie, welche ihren Namen wahrscheinlich von dem altenburgischen Dorfe Taupadel, zwischen Gößnitz und Schmölln, oder von dem weimarischen Dorfe gleichen Namens bei Jena, führte, diese Stammsitze aber schon frühzeitig verlassen haben muß und am längsten auf den Gütern Fichtenberg (im sonst sächsischen Amte Mühlberg), Krostewitz, Ober-Promnitz, Portewitz, Pommlitz und Röhrsdorf bei Dresden gesessen hat.

Georg Christoph war der jüngste Sohn Heinrich's v. Taupadel auf Fichtenberg und der Johanna v. Ende aus Munzig, und war, da die Güter seinen ältern Brüdern zufielen, zeitig in Kriegsdienste gegangen, wobei er sich zunächst an Bernhard von Weimar anschloß. Mit diesem folgte er erst den Fahnen des Dänenkönigs, dann denen der Schweden und schwang sich bald zum Range eines Obersten auf. Er zeichnete sich hauptsächlich in raschen Streifzügen und kühnen Ueberfällen aus, wobei er freilich zuweilen ihm auch in diesen Künsten gewachsene Gegner fand und Gleiches mit Gleichem vergolten erhielt. 1632 überrumpelte er die Stadt Leutkirchen bei Nacht und nahm den darin commandirenden Capitän-Lieutenant v. Remchingen nebst der Besatzung gefangen. Bald darauf aber ließ er sich, bei Neumark, nachdem er vier Compagnien Kroaten theils niedergemacht, theils auseinandergesprengt hatte, bei der Verfolgung zu ungestüm fortreißen, worüber fast sein ganzes Dragonerregiment zusammengehauen und er selbst gefangen ward. Wallenstein entließ ihn jedoch bald wieder und schickte ihn mit Friedensvorschlägen zu dem Schwedenkönig zurück, die jedoch keinen Glauben und kein Gehör fanden. Wieder in Thätigkeit getreten, zerstörte er das kaiserliche Magazin zu Freystädtel und vertheidigte die Stadt

---

1) In Schlesien blüht noch jetzt eine Familie gleiches Namens und Wappens, deren genealogischer Zusammenhang mit der sächsischen aber nicht bekannt ist.

und Festung Coburg gegen die Wallenstein'schen Truppen (1632) mannhaft, ohne freilich verhindern zu können, daß Isolani's Kroaten das umliegende Land auf das greulichste verheerten.[1]) Er ward darauf Generalmajor und Commandant von Erfurt, jedoch bald wieder in Franken in seinem eigentlichsten Fache verwendet. 1633 wollten ihn die Kroaten zu Weißstädt im Culmbachischen in seinem Quartier überfallen, wovon er jedoch in Zeiten Nachricht erhielt, worauf er sie des Nachts auf ihrem Marsche überfiel und mit guter Beute zurückkehrte. Bald darauf wollte ihn der Oberst Manteufel, von einigen kaiserlich gesinnten Bürgern unterstützt, bei Bamberg auffangen; doch es gelang ihm, in die Stadt zu entkommen, die Seinigen zu sammeln und den Feind durch einen wüthenden Ausfall zurückzutreiben. Bald darauf überfiel er das aus Ungarn und Kroaten bestehende Regiment des Obersten Paul Orosi. Dagegen ward er, als er zum Entsatz des von Johann v. Werth belagerten Eichstädt herbeizog, in Spalt so unversehens von diesem kühnen Feldherrn überfallen, daß von den Schweden nur 13 Mann entkamen, die über die Stadtmauer sprangen, und die Baiern 14 schwedische Reiterfähnlein eroberten. Taupadel selbst kam davon, vereinigte sich mit dem herbeieilenden Bernhard von Weimar und nahm bald darauf Kehlheim. 1634 verlor er in einem Gefecht einen Arm und mußte Schorndorf, nachdem die erste hineingeworfene Bombe gezündet und das Feuer allen Proviant verzehrt hatte, durch Capitulation übergeben. 1638 nahm er Hüningen, Donaueschingen, Tuttlingen, Balingen und andere schwäbische Städte ein und ließ den Commandanten des Schlosses Röteln, weil er einen unhaltbaren Platz habe vertheidigen wollen, nach der Unsitte jener Zeit, hängen. In demselben Jahre hatte er wesentlichen Antheil an dem Siege,

---

1) Näheres über diese Verheerungen siehe im dritten Bande von Karche's „Jahrbüchern der herzogl. sächs. Residenzstadt und des Herzogthums Coburg" (Coburg 1853).

der am 30. Juli bei Willenweiler im Elsaß über General Götz erfochten ward.

Am 18. Juli 1639 starb der Feldherr, welchem Taupadel zeither gefolgt war, und hatte in seinem Testamente einen aus dem Grafen Otto Wilhelm von Nassau, dem von Frankreich gewonnenen berner Freiherrn v. Erlach, und den Obersten Ehm und Rosen zusammengesetzten Kriegsrath eingesetzt, welcher einstweilen dem Heere und den eroberten Plätzen vorstehen, und dann das Obercommando einem weimarischen Prinzen anbieten sollte. Da aber von letzteren keiner zur Zeit in der Lage war, auf den Antrag einzugehen, und Frankreich alles aufbot, die Führer der weimarischen Truppen zu gewinnen, so kam es zuletzt (9. Oct.) zu einem Vertrage, welcher Bernhard's Heer und indirect einen guten Theil von Schwaben und Elsaß in Frankreichs Hände lieferte. Auch Taupadel hatte dem beigestimmt, und ist jedenfalls gut dafür bezahlt worden, wenn wir auch dahingestellt sein lassen, ob er gerade 350,000 Kronen bekommen, wie man gesagt hat. Zu Ende des Jahres 1640 soll er, mit Ehm, dazu beigetragen haben, daß Guebriant, der jetzt das einst Bernhard'sche Heer führte, sich dem gewagten und übel ablaufenden Zuge Baner's gegen Regensburg anschloß. Damals entstandene Verstimmungen und sein Antheil an dem Verkauf des Bernhard'schen Heeres an Frankreich scheinen die Ursache gewesen zu sein, daß die Schweden ihm zürnten. 1643 wäre er fast wieder in die Hände Johann's v. Werth gefallen, der bekanntlich am 24. Nov. die ganze französische Generalität überfiel und fast alle Generale und 6000 Mann gefangen nahm. Taupadel war damals krank und hätte sich nicht retten können, wenn ihn nicht sein treuer Kriegskamerad, der kühne Rosen, dem es zu entkommen gelang, auf die Flucht mitgenommen hätte. Wahrscheinlich ist Taupadel bald darauf gestorben, da sich sein Name von da an aus der Kriegsgeschichte verliert.

Daß er erst am 4. Oct. 1668, also 20 Jahre nach dem Frieden, von Räubern ermordet worden sei, dieser Angabe liegt eine Verwechselung mit einem andern Georg Christoph v. Taupadel zu Grunde, der für seinen Sohn

gehalten wird, wiewol man seine Mutter nicht anzugeben weiß, und auch das dagegen spricht, daß derselbe zuerst in kaiserlichen Diensten gestanden haben soll. Aus diesen soll er nach England gekommen sein und als Schiffscapitän unter dem Pfalzgrafen Rupert gedient, sich hier namentlich in Afrika ausgezeichnet, auch einmal sein Schiff in die Luft gesprengt haben. Von da sei er 1668 nach Sachsen zurückgekehrt, und am 4./14. October, als er von einem Vetter zum andern gereist und eben von Röhrsdorf nach Fichtenberg ziehen wollen, in der Gegend von Wurzen durch zwei Soldaten, die auch als seine eigenen Knechte bezeichnet werden, ermordet und beraubt worden. Er hatte zwei Schüsse, davon der eine von der linken Seite durchs Herz, der andere durch die Schulter gegangen, und einen Hieb über das Gesicht empfangen. Sein Leichnam wurde erst nach drei Tagen gefunden. Mit seinen Vettern, Ernst Gottfried (geb. 12. Juli 1632), kursächsischem Kammerjunker und Rittmeister, der am 16./26. Juni 1674 bei Sinzheim im Kampfe wider die Franzosen fiel, und Balthasar Abraham (geb. 27. April 1626), der am 22. Aug. 1674 erblos starb [1]), wird das Geschlecht im Mannsstamm wenigstens seiner sächsischen Linien erloschen sein.

4. Christoph Hubald.

Der Christoph Hubald, dessen wir Bd. VIII, S. 14—25 bei Gelegenheit des Anton v. Schlieffen gedachten, der mit ihm über Auslieferung Danzigs und Weichselmündes unter-

1) Beiläufig bemerken wir, als ein abermaliges specimen genealogischer Faseleien, daß in dem Taupadel'schen Stammbaum angeführt wird, dieser Balthasar Abraham sei mit Ursula Margarethe v. Schönberg, verwitweten v. Spohr, vermählt gewesen, in Schönbergischen Stammbäumen aber eine Ursula Magdalene, Tochter Christian Johann's v. Schönberg auf Brauna, als mit Einem v. Spohr verehelicht, und eine zweite Ursula Margarethe, Tochter Hans Wolf's v. Schönberg auf Pulsnitz, als mit Einem v. Taupadel verehelicht

handelte, war im December 1602 geboren, der Sohn eines, angeblich aus Schweden stammenden, 1610 zu Grimma verstorbenen Christoph Hubald und der Ursula Löbenstein gen. Völckel. Früh in Kriegsdienste getreten, folgte er, unter wechselvollen Schicksalen, verschiedenen Fahnen, bis er um die Zeit, wo Gustav Adolf sich in die deutschen Wirren einmischte, Oberstlieutenant im schwedischen blauen Regimente wurde. Durch die Einnahme von Hanau verdiente er sich 1630 die Beförderung zum Obersten, und zeichnete sich weiter namentlich bei der Belagerung von Frankfurt a. O. dergestalt aus, daß der Schwedenkönig ihn zum Generalmajor ernannte und den angeblich alten Adel seines Geschlechts, unter Beilegung eines neuen Wappens, erneuerte. Auch weiterhin that er sich hervor, nahm 1632 Stollhofen, 1633 Lichteneck im Elsaß mit Sturm, zerfiel aber mit seinen Vorgesetzten und verließ 1634 den schwedischen Dienst, worauf er zunächst als Generalmajor in kursächsischen Dienst trat, 1637 aber den Polen gegen die Kosacken diente und sich dadurch bei dem König Wladislaus so in Gunst setzte, daß er auf dessen Empfehlung 1647 Commandant von Danzig wurde, das, nach einigen Angaben, seine Geburtsstadt gewesen sein soll. In dieser Stellung war es, wo er auf den Gedanken kam, seinen Frieden mit Schweden durch Verrath des ihm anvertrauten Postens zu machen. Als von Seiten Schwedens nicht so begierig darauf eingegangen ward, als er erwartet hatte, mochte er für gut finden, sich nach einer andern Stellung umzusehen, wozu ihm schon vorher von Seiten Frankreichs und Dänemarks Anerbietungen gemacht worden sein sollen, die er abgelehnt hatte. Dagegen soll er von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1648 zum Generalmajor und Kriegsrath ernannt worden sein. Indeß finden wir ihn schon 1649 im Dienste des neuen Königs Johann Casimir von Polen, als General und Befehlshaber der deutschen Truppen, später auch des gesammten Heeres. Hier hat er in drei Feldzügen

---

aufgeführt wird. Sind hier zwei Personen in Eine verschmolzen, oder ist Eine in Zweie zerlegt worden?

ruhmvoll gegen die Kosacken gekämpft und namentlich den Sieg bei Beresteiczko erfochten (1651). Für diesen Sieg bekam er das polnische Indigenat und eine Vermehrung seines Wappens durch den polnischen weißen Adler. Als in demselben Jahre der König, bei dem sich die Danziger mehrfach über Hubald beschwert hatten, aber mit Hinweisung auf dessen Verdienste um Polen abgewiesen worden waren, Danzig besuchte, ließ er, zum großen Verdruß der Danziger, das Zeughaus und die Werke durch Hubald besichtigen. 1659 zog sich Hubald jedoch zurück, wohnte darauf auf der von ihm 1648 erkauften Herrschaft Straupitz im Spreewalde [1]) und ist hier am 19. Nov. 1663 gestorben. Er soll mehrmals verheirathet gewesen sein, aber nur von seiner ersten Gemahlin, Florentine v. d. Beecke, Söhne hinterlassen haben, die sich von Houwald schrieben und jetzt den Freiherrntitel führen. Sein ältester Sohn fiel in polnischen Kriegsdiensten. Von dem jüngeren Sohne Wilibald, welcher sachsen-merseburgischer Geheimrath und Oberamts-Regierungspräsident zu Lübben war, stammen durch dessen Sohn Christoph Wilibald [2]) die heutigen Glieder einer Familie, der bekanntlich auch der eine Zeit lang gefeierte Dichter Christoph Ernst v. Houwald (geb. zu Straupitz 29. Nov. 1778, † zu Neuhaus 28. Jan. 1845) angehörte.

---

5. Der Prätendent.

Die Vorgänge, welche den letzten Versuch der Stuarts, ihre verlorene Herrschaft mit Waffengewalt zurückzuerlan-

---

1) In der Niederlausitz. Die Herrschaft hatte erst den Dohna, seit 1580 den Schulenburg, dann den Wallwitz gehört, von denen sie Hubald kaufte. Es gehören sieben Dörfer dazu. Hubald soll auch in Preußen die Güter Maldaiten, Triecken und Posorten besessen und deshalb 1655 das preußische Indigenat erhalten haben.

2) Vermählt 11. Aug. 1732 mit Johanne Helene Tochter Karl Hildebrand's v. Dieskau auf Knauthain und Kleinzschocher bei Leipzig und Christinen Sibyllen Vitzthum v. Eckstädt aus Tiefensee.

gen, begleiteten, sind bekannt und von classischen Federn lebensvoll und ergreifend geschildert worden. Gemeiniglich wird aber dabei der Held jener Unternehmung, der Prinz Karl Eduard Stuart, erst von seinem Auftreten in Frankreich und Schottland an geschildert, während auch der Weg, auf dem er zunächst aus Rom zu entkommen wußte, nicht ohne Geschick und Interesse ist.

In Rom lebte bekanntlich der kleine Hof der verdrängten Dynastie, seit Frankreich für gut gefunden hatte, auf ihre fernere Beschützung zu verzichten, und wenn auch die päpstliche Regierung mit den Restaurationsgedanken sympathisiren mochte, so hatte sie doch eine unabweisbare äußere Verpflichtung, die Bewegungen dieses Hofes zu überwachen und jedes für die englische Regierung bedrohliche Unternehmen desselben, sobald sie es nicht ignoriren konnte, zu hindern. Es galt daher, es ihr möglich zu machen, in Unkenntniß der beabsichtigten Schritte zu bleiben, und zugleich die Wachsamkeit der englischen Agenten und Kundschafter zu täuschen, welche allerdings schon dadurch aufgeregt war, daß seit den letzten Tagen des Jahres 1743 eine ungewöhnliche Bewegung an dem kleinen Hofe der Stuarts, ein Kommen und Gehen von Kurieren, ein lebhaftes Verhandeln mit Bankiers und Aehnliches nicht unbemerkt bleiben konnte. Am 9. Jan. 1744 nun brach Karl Eduard auf, und es gelang in der That, seine Abwesenheit, wenn nicht die aus Rom, doch die aus dem Kirchenstaate, bis zum 19. zu verbergen. Er reiste früh am Morgen, von Hofmeister und Domestiken begleitet, unter dem Vorwande eines Ausfluges nach Cisterna, zu dem Herzog von Gaetano, wo sich der jüngere Prinz bereits befand, in einer Postchaise ab. Dem Thorwärter hatte man abends vorher die Schlüssel zum Johannisthore gelassen, sodaß er dieses sogleich auf- und wieder zumachte. Unweit des Thores ließ der Prinz halten, und sagte, er wolle reiten, und zwar über Albano. Der Hofmeister redete ihm zum Schein auf das eindringlichste ab; sie stritten sich; der Prinz bestand aber auf seinem Kopfe und ritt, mit zwei seiner Leute, im Galopp den Weg nach Albano. Jetzt stellte sich der Hofmeister, als bereue er seine

Nachgiebigkeit, und fiel darüber beim Einsteigen in einen Graben. Indem die nicht in das Geheimniß eingeweihten Diener sich bemühten, ihn herauszuhelfen, achteten sie nicht weiter auf den Weg, den der Prinz nahm. Dieser verließ eine halbe Meile davon die Straße und ritt auf einem Fußsteig nach Frascati, wo er sich, ebenso wie ein ihn begleitender französischer Bedienter, verkleidete, während der Reitknecht sich mit den Kleidern des Prinzen über Albano nach Cisterna begab, hier erzählte, der Prinz sei mit dem Pferde gestürzt und müsse ein paar Tage in Albano bleiben, die Kleider in vertraute Hände niederlegte, sich etwas Wäsche für den Prinzen geben ließ und dann scheinbar seinem Herrn wieder zueilte. Der Prinz war inzwischen von Frascati wieder gegen Rom geritten, hatte den äußeren Theil der Stadt passirt, in Monte Rosso eine Stunde geruht, und sich dann nach Caprarola, einem Lustschlosse des eingeweihten Cardinals Aquaviva [1]), gewendet. Hier gab er sich für einen spanischen Kurier aus, der von Civita Castellana käme. Aquaviva hatte bereits zwei Pferde bereit halten lassen, auf denen der Prinz und sein Begleiter eilends

---

1) Trajan Aquaviva, geb. 15. Jan. 1695, ward 1732 Cardinal, war dem spanischen Interesse ergeben, † 19. März 1747. Er war ein Sohn des Johann Hieronymus Aquaviva, Herzogs von Atri, der als Anhänger der Franzosen durch die Oesterreicher vertrieben worden war und 17. Aug. 1709 im Exil zu Rom starb, und der Eleonore Cäcilie Spinelli, einer Tochter des Marquis von Vico. Von seinen Brüdern war der ältere, Josias, im Februar 1710 zu Lyon gestorben. Der zweite, Dominic, geb. 1679, erhielt nach dem Frieden die Familiengüter zurück, ward Grand von Spanien, 1739 spanischer Generallieutenant, 1740 Oberhofmeister der Königin, † 27. Jan. 1745 zu Prado. Ihn, wie den Cardinal, beerbte der dritte Bruder, Rudolf Aquaviva, Herzog von Atri, geb. 1693, welcher gleichfalls spanischer Grand und seit 1743 Generallieutenant war. Dieser war ursprünglich in den Malteserorden getreten, hatte diesen aber verlassen und sich mit Laura Salviati, einer Tochter des Herzogs Anton Maria von Giuliano, vermählt. Bis zu dem Tode seines Bruders Dominic hieß er Herzog von Teramo. Er starb im Januar 1755 und der Graf v. Conversano wurde sein Erbe.

abreisten. Tag und Nacht reitend, kamen sie den 11. zu Massa an, von wo der Prinz den ersten Brief an seinen Vater schrieb, und sich dann nach Genua wendete, wo sie am 13. ankamen und zum erstenmal ausschlafen konnten. Hier stieß ein Engländer zu ihnen, der auf anderm Wege von Rom gekommen war, und nun gingen sie mit Postpferden nach Finale, wo ein Fahrzeug ihrer wartete, das sie bis zum 28. nach Antibes brachte. Während dieser ganzen Zeit hatte der Herzog von Gaetano fortwährend nach Rom geschrieben, daß beide Prinzen bei ihm seien, und wollte dazu durch die Bitten des jüngeren Prinzen bewogen worden sein, der ihm vorgestellt hätte, daß man auf diesem Wege den seinem Bruder zu Albano zugestoßenen Unfall am besten verheimlichen und jeder Besorgniß vorbeugen könne.

Dieses ganze Fluchtunternehmen dirigirte in höchster Instanz der Cardinal Aquaviva, in zweiter der Ritter Tencin, ein Bruder des Cardinals und französischen Staatsministers [1]), der ein Hauptbeförderer des ganzen Restaurationsplanes war und namentlich die französische Regierung dafür gewonnen hatte, und in unterster der Haushofmeister Tencin's, Gaudine, der für Pferde, Pässe u. s. w. gesorgt hatte.

1) Peter Guerin de Tencin, geb. zu Grenoble 22. Aug. 1680, studirte zu Paris bei den Jesuiten, ward Dr. der Sorbonne, vermochte 1720 den Schotten Law zum Uebertritt, was ihm zwei Pfründen einbrachte, ward 1721 Gesandter in Rom, 1724 Erzbischof zu Embrun, 1739 Cardinal, 1740 Erzbischof zu Lyon, 1742 Minister, zog sich 1751 in seine Diöcese zurück und † im März 1758. Er hatte auch eine gelehrte Schwester, Alexandrine, die am 4. Dec. 1749, als Canonissin zu Neufville, im 69. Jahre starb, war übrigens ein Hauptgegner der Jansenisten.

6. Nachträge.

Während dieser Band gedruckt wurde, sind noch zwei Schriften erschienen, von denen wir bedauern, daß wir sie nicht bei Ausarbeitung unserer Aufsätze hatten benutzen können. Für jetzt können wir nur 1) aus dem zweiten Bande des interessanten Werkes des Herrn v. Weber: „Aus vier Jahrhunderten" (Leipzig, 1858) anführen, daß darin gelegentlich des Christoph Dietrich Bose des jüngeren (s. oben S. 87 ff.) gedacht wird und daß wir daraus die Ursache der letzten Haft dieses Staatsmannes ersehen. Er war beschuldigt, daß er die Administration der thüringischen Stifte dem katholischen Landesherrn habe streitig machen wollen. — Dann ist 2) noch in den letzten Wochen eine sehr inhaltreiche und beachtenswerthe Schrift, unter dem Titel: „Mittheilungen aus den Papieren eines Staatsmannes" (Camenz, 1859) erschienen. Der Staatsmann, dessen Papieren sie entnommen ist, war der Geheime Finanzrath und Kreishauptmann v. Zezschwitz, ein edler, deutsch=patriotischer Mann (geb. zu Fulnek in England 16. Aug. 1775, † zu Baselitz 15. Nov. 1817), den wir S. 417 als Mitglied der k. sächsischen Immediat=Commission von 1813 aufgeführt haben. Die Schrift enthält namentlich über die sächsische Frage und über bedeutende Persönlichkeiten jener Zeit, auch über Wintzingerode und Thielmann, sehr viel Interessantes, bestätigt übrigens vielfach unsere Auffassungen, ergänzt sie in manchem, und würde uns, wenn wir veranlaßt wären, nochmals auf den Gegenstand zurückzukommen, reiches Material bieten. Für jetzt müssen wir uns begnügen, auf dieselbe aufmerksam zu machen.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bülau, Friedrich, 1805-1859

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten

Bd.: 10

Leipzig 1858